

James Joyce

Dubliners

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 200 der Bibliothek Suhrkamp

James Joyce
Dubliner

Suhrkamp Verlag

Titel der englischen Originalausgabe
»Dubliners«
Deutsch von Georg Goyert

Elftes bis sechzehntes Tausend dieser Ausgabe 1968.
Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main
1967. Printed in Germany. Satz und Druck: MZ-Verlagsdruckerei GmbH,
Memmingen.

Inhalt

Die Schwestern	7
Eine Begegnung	18
Arabien	29
Eveline	37
Nach dem Rennen	43
Zwei Galane	51
Familienpension	65
Eine kleine Wolke	75
Gegner	93
Lehm	107
Ein schwerer Unglücksfall	116
Efeutag im Komitee-Sitzungszimmer	129
Eine Mutter	149
Gnade	165
Die Toten	193

Die Schwestern

Diesmal gab's für ihn keine Hoffnung mehr: es war der dritte Anfall. Jeden Abend war ich am Hause vorbeigegangen – (es war Ferienzeit) – und hatte das erhellte Fensterviereck beobachtet; und jeden Abend war es in der gleichen Weise erhellt gewesen, schwach und gleichmäßig. Wenn er tot wäre, so dachte ich, würde ich Kerzenschein auf dem dunklen Vorhang sehen, denn ich wußte, daß man zu Häupten einer Leiche zwei Kerzen aufstellen muß. Oft hatte er zu mir gesagt: Lange mache ich's nicht mehr mit, und ich hatte geglaubt, seine Worte seien leeres Gerede. Jetzt aber wußte ich, daß sie wahr waren. Jeden Abend, wenn ich nach dem Fenster hinaufblickte, sagte ich leise das Wort Paralyse vor mich hin. Es hatte immer so seltsam in meinen Ohren geklungen, genau so wie das Wort Gnomon bei Euklid und das Wort Simonie im Katechismus. Jetzt aber klang es mir wie der Name eines boshaften, teuflischen Wesens. Es füllte mich mit Furcht und doch trieb es mich, ihm näher zu sein, sein tödliches Werk zu sehen. Als ich zum Abendessen nach unten kam, saß der alte Cotter am Feuer und rauchte. Während meine Tante meinen Haferbrei auf den Teller füllte, sagte er, als käme er auf eine vorher gemachte Bemerkung zurück:

»Nein, ich will nicht gerade behaupten, daß er ... aber etwas stimmte da nicht ... hatte so was Unheimliches. Ich will euch sagen, was ich meine ...« Er begann an seiner Pfeife zu saugen und legte sich im Geiste zweifellos seine Meinung zurecht. Langweiliger, alter Narr! Als wir ihn kennenlernten, war er meist ziemlich interessant, redete von Ohnmächten und Würmern; aber ich bekam ihn und

seine endlosen Geschichten über Destillation bald leid. »Ich habe darüber so meine eigene Theorie«, sagte er. »Ich meine, es war einer von diesen ... besonderen Fällen ... Ja, das ist nicht so leicht zu sagen ...«

Wieder sog er an seiner Pfeife, ohne uns aber seine Theorie wissen zu lassen. Mein Onkel sah, wie ich ihn anstarrte und sagte zu mir:

»Ja, nun ist dein alter Freund nicht mehr; das tut dir sicher sehr leid.«

»Wer?« sagte ich.

»Pater Flynn.«

»Ist er tot?«

»Herr Cotter hat es uns eben erzählt. Er ist am Hause vorbeigegangen.«

Ich wußte, daß man mich beobachtete, und so aß ich denn ruhig weiter, als hätte mich die Nachricht gar nicht interessiert.

Mein Onkel sagte zu dem alten Cotter: »Der Junge und er waren nämlich große Freunde. Der Alte hat ihm allerlei beigebracht; er soll ihn sehr gerne gehabt haben.«

»Gott sei seiner Seele gnädig«, sagte fromm meine Tante.

Der alte Cotter sah mich kurze Zeit an. Ich fühlte, daß seine kleinen, schwarzen, runden Augen mich prüfend musterten; aber ich wollte ihm den Gefallen nicht tun, von meinem Teller aufzusehen. Er beschäftigte sich wieder mit seiner Pfeife und spuckte dann frech ins Feuer.

»Ich litte es nicht«, sagte er, »daß meine Kinder zu viel mit so einem zusammen wären.«

»Wie meinen Sie das, Herr Cotter?« fragte meine Tante.

»Nun, ich meine«, entgegnete der alte Cotter, »daß das nichts für Kinder ist. Meine Ansicht ist folgende: ein Junge soll rumlaufen und mit gleichaltrigen Jungens spielen und nicht ... habe ich nicht recht, Jack?«

»Das ist auch mein Grundsatz«, sagte mein Onkel. »Boxen

soll er lernen. Das predige ich diesen Rosenkreuzern hier schon lange: soll turnen. Ja, als ich so'n Junge war, wurde jeden Morgen, ob Sommer oder Winter, kalt gebadet. Und deshalb bin ich jetzt auch so gesund. Bildung ist ja ganz schön und gut ... Vielleicht nimmt Herr Cotter ein Stück von der Hammelkeule«, sagte er dann zu meiner Tante. »Nein, nein, nur keine Umstände«, sagte der alte Cotter. Meine Tante nahm die Schüssel aus dem Büffet und stellte sie auf den Tisch.

»Aber warum scheint Ihnen, Herr Cotter, das nicht gut für Kinder?« fragte sie.

»Es ist für Kinder schädlich«, sagte der alte Cotter, »weil ihr Geist so empfänglich ist. Wenn Kinder so was sehen, verstehen Sie, dann wirkt das ...«

Ich stopfte mir Haferbrei in den Mund, weil ich sonst vor Wut losgeplatzt wäre. Alter, langweiliger, rotnasiger Schafskopf!

Es war spät, als ich einschlief. Wenn ich auch auf den alten Cotter wütend war, daß er mich als Kind behandelte, zermartete ich mir den Kopf, den Sinn seiner unvollendeten Sätze zu ergründen. In der Dunkelheit meines Zimmers glaubte ich, das schwere, graue Gesicht des Gelähmten wiederzusehen. Ich zog mir die Decke über den Kopf und versuchte an Weihnachten zu denken. Aber das graue Gesicht ließ mich nicht los. Es sprach ganz leise; und ich begriff, daß es etwas beichten wollte. Ich fühlte, wie meine Seele zurückwich an einen Ort der Lust und des Lasters, aber auch hier wartete es wieder auf mich. Mit leiser Stimme fing es an, mir zu beichten, und ich wunderte mich, warum es immer lächelte und warum die Lippen so speichelfeucht waren. Aber dann fiel mir ein, daß er an Paralyse gestorben war, und ich fühlte, daß auch ich leicht lächelte, als wollte ich den Simonisten von seiner Sünde lösen.

Am nächsten Morgen ging ich gleich nach dem Frühstück

hinaus und beobachtete das kleine Haus in der Great Britain Street. Ein anspruchsloser Laden mit dem alles und nichts besagenden Schild: Weißwaren. Die Weißwaren bestanden hauptsächlich aus wollenen Kinderschuhen und Regenschirmen; sonst hing immer ein Schild im Fenster, auf dem stand: Hier werden Regenschirme neu überzogen. Jetzt aber war von einem Schilde nichts zu sehen, denn die Fensterläden waren zu. Mit Bändern war am Türklopfer ein Trauerbouquet befestigt. Zwei arme Frauen und ein Telegrammbote lasen die Karte, die mit einer Nadel an den Flor gesteckt war. Ich trat auch näher und las:

1. Juli 1895.

Ehrwürden James Flynn (früher tätig an der St. Kathrinen-Kirche Meath Street), im Alter von 65 Jahren.

R. I. P.

Als ich die Karte gelesen hatte, war ich überzeugt, daß er tot war, und diese Tatsache verwirrte mich. Wäre er nicht tot gewesen, wäre ich in das kleine, dunkle Zimmer hinter dem Laden gegangen und hätte ihn dort, fest in den dicken Mantel gehüllt, im Lehnstuhl neben dem Feuer sitzend gefunden. Vielleicht hatte mir meine Tante ein Paket High Toast für ihn mitgegeben, und dieses Geschenk hätte ihn vielleicht aus seinem blöden Dösen geweckt. Ich leerte immer das Paket in seine schwarze Schnupftabakdose, denn seine Hände zitterten zu sehr, als daß er dies hätte tun können, ohne die Hälfte des Schnupftabaks zu verschütten. Immer wenn er seine große, zitternde Hand an die Nase hob, rieselten kleine Staubwolken durch seine Finger herab auf die Vorderseite seines Mantels. Vielleicht kam die blaßgrüne Farbe seiner alten Priesterkleider von diesem dauern den Schnupftabakregen, denn das rote, von den Schnupftabakflecken einer Woche immer schwarze Taschentuch, mit dem er die heruntergefallenen Krümchen wegzuwischen versuchte, war ganz wirkungslos.

Gerne wäre ich hineingegangen, ihn zu sehen, aber ich hatte nicht den Mut, zu klopfen. Langsam ging ich auf der Sonnenseite der Straße weiter, und las im Vorübergehen alle Theaterzettel in den Ladenfenstern. Ich fand es seltsam, daß weder ich noch der Tag traurig zu sein schien, und ich ärgerte mich sogar, als ich in mir so etwas wie ein Gefühl der Freiheit entdeckte, als wäre ich durch seinen Tod von etwas befreit worden. Das erstaunte mich sehr, denn er hatte mir doch, wie mein Onkel am Abend vorher gesagt hatte, allerhand beigebracht. Er hatte auf dem irischen Kolleg in Rom studiert und mich eine korrekte lateinische Aussprache gelehrt. Er hatte mir Geschichten über die Katakomben und über Napoleon Bonaparte erzählt, hatte mir die Bedeutung der verschiedenen Zeremonien bei der Messe erklärt und die der verschiedenen Kleider, die der Priester trägt. Manchmal hatte er sich den Spaß gemacht, mir schwierige Fragen zu stellen, hatte mich dann gefragt, was man unter den und den Umständen tun müßte, ob die oder die Sünden Todsünden, Erlassungssünden oder nur Unvollkommenheiten wären. Seine Fragen zeigten mir, wie komplex und geheimnisvoll gewisse Institutionen der Kirche waren, in denen ich immer nur die einfachsten Handlungen gesehen hatte. Die Pflichten des Priesters der Eucharistie und dem Beichtgeheimnis gegenüber schienen mir so schwer, daß ich mich verwundert fragte, wie nur jemand den Mut in sich fände, sie zu übernehmen; und ich war nicht erstaunt, als er mir erzählte, die Kirchenväter hätten Bücher geschrieben, die wären so dick wie das *Post Office Directory* und so eng gedruckt wie die Prozeßnachrichten in der Zeitung, und in ihnen würden all diese verwickelten Fragen behandelt. Wenn ich hieran dachte, konnte ich oft keine oder nur eine sehr dumme oder langsame Antwort geben, bei der er immer lächelte und zwei- oder dreimal nickte. Manchmal jagte er mich durch die Responsorien der Messe, die er mich

hatte auswendig lernen lassen, und wenn ich stotterte, lächelte er immer nachdenklich und nickte mit dem Kopf, schob dann und wann große Prisen erst in das eine, dann in das andere Nasenloch. Wenn er lächelte, zeigte er seine großen, mißfarbenen Zähne und ließ dabei seine Zunge auf der Unterlippe liegen, eine Gewohnheit, die in mir zu Anfang unserer Bekanntschaft, als ich ihn noch nicht richtig kannte, ein Gefühl des Unbehagens auslöste.

Während ich so in der Sonne einherging, fielen mir die Worte des alten Cotter ein, und ich versuchte, mich auf das, was sich hinterher im Traume ereignet hatte, zu besinnen. Ich erinnerte mich, daß ich lange Samtvorhänge und eine schwingende Lampe von altertümlicher Form gesehen hatte. Ich fühlte, daß ich sehr weit fort, in irgendeinem Lande gewesen war, wo die Sitten so seltsam waren – in Persien, glaubte ich ...

Aber auf das Ende des Traumes konnte ich mich nicht besinnen. Am Abend nahm mich meine Tante mit in das Trauerhaus. Es war nach Sonnenuntergang; die Fensterscheiben der Häuser, die nach Westen sahen, strahlten das gelbe Gold einer großen Wolkenbank wider. Nannie empfing uns im Flur; und da es wenig passend gewesen wäre, laut mit ihr zu sprechen, drückte meine Tante ihr nur die Hand. Fragend zeigte die alte Frau nach oben, und als meine Tante nickte, ging sie müde vor uns her die enge Treppe hinauf, wobei ihr gebeugter Kopf kaum über das Geländer ragte. Auf dem Treppenabsatz blieb sie stehen, winkte uns ermutigend zu und führte uns dann an die offene Tür des Sterbezimmers. Meine Tante trat ein, und als die alte Frau sah, daß ich zögerte, einzutreten, winkte sie mir mit der Hand wiederholt zu. Auf den Zehen trat ich ein. Durch das Spitzenende des Vorhangs strömte dunkelgoldenes Licht in den Raum, in dem die Kerzen wie blasse, dünne Flammen aussahen. Er war schon eingesargt.

Nannie kniete am Fuße des Bettes nieder, wir taten dasselbe. Ich tat so, als ob ich betete, aber ich konnte meine Gedanken nicht sammeln, weil mich das Gemurmel der alten Frau störte. Ich sah, daß ihr Kleid auf dem Rücken unordentlich zugehakt und die Hacken ihrer Zeugschuhe ganz schiefgetreten waren. Ich meinte die ganze Zeit, der alte Priester lächle, während er da in seinem Sarge lag.

Aber nein. Als wir aufstanden und an das Kopfende des Bettes traten, sah Ich, daß er nicht lächelte. Er lag da, feierlich und dick, gekleidet, als stünde er vor dem Altar, leicht hielten seine großen Hände einen Kelch. Fürchterlich sein Gesicht, grau und massig, mit schwarzen, höhlenartigen Nasenlöchern, von einem dünnen, weißen Pelz umgeben. Schwerer Duft hing im Zimmer – die Blumen.

Wir schlugen das Zeichen des Kreuzes und gingen dann. In dem kleinen Zimmer unten saß Elisa würdig in ihrem Lehnstuhl. Langsam tastete ich mich nach meinem gewohnten Stuhl in der Ecke, während Nannie ans Büffet ging und eine Karaffe mit Sherry und einige Weingläser herausnahm. Sie stellte alles auf den Tisch und lud uns ein, ein Gläschen Wein zu trinken. Dann goß sie auf Aufforderung ihrer Schwester den Sherry in die Gläser und reichte sie uns. Sie quälte mich, doch einige Biskuits zu nehmen, aber ich wollte nicht, weil ich meinte, ich verursachte beim Essen zu viel Geräusch. Meine Weigerung schien sie ein wenig zu enttäuschen; sie ging ruhig nach dem Sofa, das hinter ihrer Schwester stand, und setzte sich. Niemand sprach: wir sahen alle in den leeren Kamin. Meine Tante wartete bis Elisa seufzte, und sagte dann:

»Ah ja, nun ist er in eine bessere Welt eingegangen.« Elisa seufzte wieder und senkte zustimmend den Kopf. Meine Tante spielte mit dem Fuße ihres Weinglases, bevor sie einen kleinen Schluck nahm.

»Ist er ... ruhig ...?« fragte sie.

»O ganz ruhig«, sagte Elisa. »Man könnte nicht sagen, wann er den letzten Atemzug tat. Er hatte einen schönen Tod. Gott sei Dank.«

»Und alles ...?«

»Pater O'Rourke hat ihn am Dienstag noch besucht, ihm die Letzte Ölung gegeben und ihn wohl vorbereitet.«

»So wußte er also?«

»Er war ganz ergeben.«

»Er sieht auch ganz ergeben aus«, sagte meine Tante.

»Das sagte auch die Frau, die ihn gewaschen hat. Sie sagte, er sähe aus, als wenn er schlief, so friedlich und ergeben sah er aus. Niemand hätte geglaubt, daß er mal eine so schöne Leiche sein würde.«

»Ja, wirklich«, sagte meine Tante.

Sie nahm einen etwas größeren Schluck und sagte dann:

»Ja, Fräulein Flynn, auf alle Fälle muß der Gedanke, daß Sie alles für ihn getan haben, was Sie konnten, ein großer Trost für Sie sein. Sie waren doch beide sehr freundlich zu ihm.«

Elisa strich ihr Kleid über den Knien glatt.

»Ach, der arme James«, sagte sie. »Der liebe Gott weiß, daß wir alles getan haben, was wir konnten, so arm wir auch waren; solange er lebte, sollte ihm wenigstens nichts fehlen.«

Nannie hatte den Kopf gegen das Sofakissen gelehnt und schlief fast ein.

»Sehen Sie nur mal die arme Nannie«, sagte Elisa, und sah hin zu ihr, »sie ist ganz kaputt. Haben wir beide eine Arbeit gehabt! Zuerst die Leichenwäscherin und dann das Ankleiden und dann den Sarg und dann die Besprechung wegen der Messe in der Kapelle. Hätte Pater O'Rourke uns nicht geholfen, ich weiß nicht, wie wir fertig geworden wären. Er hat uns alle Blumen und die beiden Kerzenleuchter aus der Kapelle besorgt, er hat auch die Anzeige für den *Free-*

man's General aufgesetzt und alle Papiere für die Beerdigung und die Versicherung des armen James beschafft.«

»Das war wirklich nett von ihm«, sagte meine Tante. Elisa schloß die Augen und bewegte langsam den Kopf.

»Ach ja, alte Freunde sind doch immer die besten«, sagte sie, »ich meine Freunde, auf die man sich wirklich verlassen kann.«

»Ja, da haben Sie recht«, sagte meine Tante. »Und ich bin sicher, daß er jetzt, wo er seinen Lohn in der Ewigkeit empfangen hat, weder Sie noch alle Ihre Freundlichkeit ihm gegenüber vergessen wird.«

»Ach, der arme James«, sagte Elisa. »Er war uns wirklich nicht beschwerlich. Man merkte von ihm nicht mehr im Hause als jetzt. Aber ich weiß es ja, daß er nun fort ist und zwar ...«

»Erst wenn alles vorbei ist, werden Sie ihn vermissen«, sagte meine Tante.

»Das weiß ich«, sagte Elisa. »Nun bringe ich ihm seine Bouillon nicht mehr, und Sie schicken ihm keinen Schnupftabak mehr. Ach, der arme James.« Sie hielt inne, als beschäftigte sie sich mit der Vergangenheit, und sagte dann fast verschmitzt:

»Denken Sie mal an, ich habe es doch gemerkt, daß in der letzten Zeit was Seltsames mit ihm vorging. Jedesmal, wenn ich ihm seine Suppe hereinbrachte, lag er zurückgelehnt mit offenem Munde im Sessel, und sein Brevier war auf die Erde gefallen.«

Sie legte einen Finger an die Nase, runzelte die Brauen; dann fuhr sie fort:

»Aber immer wieder sagte er, ehe der Sommer vorüber wäre, möchte er an einem schönen Tage nach Irishtown rausfahren, unser altes Geburtshaus noch mal sehen und mich und Nannie mitnehmen. Wenn wir für den Tag nur billig einen von den neumodischen Wagen kriegen könnten, von

denen Pater O'Rourke ihm erzählt hätte, die so leise und leicht fahren, daß der Rheumatismuskranke nichts davon merkt – bei Johnny Rush, grade gegenüber gab's solche, sagte er, dann wollten wir alle drei an einem Sonntag-nachmittag mal rausfahren. Davon redete er immer wieder ... Der arme James.«

»Der Herr sei seiner Seele gnädig«, sagte meine Tante.

Elisa zog ihr Taschentuch heraus und wischte sich damit die Augen. Dann steckte sie es wieder ein und sah ohne zu sprechen einige Zeit in den leeren Kamin.

»Er war immer zu gewissenhaft«, sagte sie. »Die Pflichten der Priesterschaft waren für ihn zu schwer. Und dann war sein Leben, das kann man wohl sagen, auch nicht so einfach.«

»Ja«, sagte meine Tante. »Er war ein Mann, der seine Enttäuschungen gehabt hat. Das sah man ihm an.«

Im Schütze des Schweigens, das sich über das kleine Zimmer senkte, näherte ich mich dem Tisch, probierte meinen Sherry und kehrte dann ruhig auf meinen Stuhl in der Ecke zurück. Elisa schien in tiefe Träumerei versunken. Wir warteten respektvoll, daß sie das Schweigen bräche; und nach einer langen Pause sagte sie langsam:

»Der Kelch, den er zerbrach ... Damit fing's an. Natürlich sagte man, das wäre weiter nicht schlimm, ich meine, daß er leer war. Aber immerhin ... Der Knabe soll ja Schuld haben. Aber der arme James war so nervös, Gott sei ihm gnädig.«

»Und wie war's denn eigentlich?«, sagte meine Tante. »Ich habe wohl so allerhand gehört ...«

Elisa nickte.

»Das hat ihn doch schwer getroffen«, sagte sie. »Hernach wurde er so schweigsam, redete mit niemandem und lief allein umher. Eines Abends wurde er gerufen, war aber nirgendwo zu finden. Das ganze Haus wurde abgesucht, von

oben bis unten, nirgendwo war auch nur eine Spur von ihm zu entdecken. Da sagte der Küster, man sollte mal in der Kapelle nachsehen. Man holte die Schlüssel und Öffnete die Kapelle, und der Küster und Pater O'Rourke und noch ein Priester, der da war, holten ein Licht, um ihn zu suchen ... Und was glauben Sie, wo er war? Ganz allein saß er im Dunkeln, in seinem Beichtstuhl, halbwach, und schien leise vor sich hin zu lächeln.«

Plötzlich war sie still, als lausche sie. Ich horchte auch; aber im Hause war kein Laut zu hören: und ich wußte, daß der alte Priester noch in seinem Sarge lag, wie wir ihn gesehen hatten, feierlich und schrecklich im Tode, einen leeren Kelch auf der Brust.

Elisa wiederholte:

»Halbwach und schien leise vor sich hin zu lächeln. Als sie das sahen, glaubten sie natürlich, daß es nicht ganz mit ihm stimmte ...«

Eine Begegnung

Joe Dillon machte uns mit dem Wildwest bekannt. Er hatte eine kleine Bibliothek, die aus alten Nummern des *Union Jack*, *Pluck* und *Half Penny Marvel* bestand. Jeden Abend nach der Schule trafen wir uns in seinem Garten hinter dem Hause und veranstalteten Indianerkämpfe. Er und sein junger Bruder, der fette, faule Leo, verteidigten den Speicher über dem Stall, während wir ihn zu stürmen versuchten; oder wir schlugen eine regelrechte Schlacht auf dem Rasen. Aber so tapfer wir auch kämpften, nie gewannen wir bei der Belagerung oder in der Schlacht, und unsere Kämpfe endeten immer mit einem Siegestanz von Joe Dillon.

Jeden Morgen gingen seine Eltern in die Acht-Uhr-Messe in der Gardiner Street, und der Flur des Hauses duftete nach der friedlichen Frau Dillon. Für uns, die wir jünger und ängstlicher waren, spielte er zu wild. Er sah wirklich aus wie ein Indianer, wenn er mit einer alten Teemütze auf dem Kopf durch den Garten sprang, wobei er mit der Faust auf eine Blechdose schlug und schrie:

»Ya! yaka yaka, yaka!«

Jeder schüttelte ungläubig den Kopf, wenn erzählt wurde, er wolle Priester werden. Aber deshalb war es doch wahr. Ein Geist der Zuchtlosigkeit war bei uns eingeschlichen, und sein Einfluß ließ die Unterschiede der Bildung und des Temperaments verschwinden. Wir scharten uns zusammen, einige in frechem Übermut, andere aus Spaß und wieder andere aus Angst; und zu diesen letzteren, den Indianern wider Willen, die sich fürchteten, als Streber oder Angsthasen angesehen zu werden, gehörte auch ich. Die Abenteuer, die in

der Literatur des Wildwest berichtet wurden, lagen mir gar nicht, aber schließlich öffneten sie mir Tore, durch die ich entweichen konnte. Viel besser gefielen mir gewisse amerikanische Detektivgeschichten, in denen dann und wann ungekämmte, wilde und schöne Mädchen vorkamen. Wenn auch nichts Schlimmes in diesen Geschichten passierte und ihre Absicht manchmal literarisch war, wurden sie in der Schule doch nur heimlich weitergegeben. Eines Tages, als Pater Butler die vier Seiten römische Geschichte abhörte, fiel der ungeschickte Leo Dillon mit einer Nummer des *Half Penny Marvel* auf.

»Diese Seite oder diese Seite? Diese Seite? Nun Dillon, du! *Kaum war der Tag ...* Weiter! Welcher Tag? *Kaum war der Tag angebrochen ...* Hast du gelernt? Was hast du denn da in der Tasche?«

Wir bekamen alle Herzklopfen, als Leo Dillon ihm das Heftchen reichte, und machten alle ein unschuldiges Gesicht. Pater Butler schlug die Seiten um, runzelte die Stirn.

»Was ist denn das für Zeug?« sagte er. »*Der Apachenhäuptling!* So was liestest du, anstatt deine römische Geschichte zu lernen! Daß ich in der Schule nie wieder solches Dreckzeug finde! Wer so was schreibt, kann nur ein ganz elender Kerl sein, der sich mit seinem Mist ein paar Saufgroschen verdienen will. Ich bin überrascht, daß so gebildete Jungen wie ihr solchen Dreck lesen. Ich könnte das verstehen, wenn Ihr in ... die National-School ginget. Also, Dillon, das rate ich dir allen Ernstes, setz' dich auf die Hosen, oder ...«

Dieser Tadel während der trockenen Schulstunde ließ in meinen Augen den Glanz des Wildwest verblassen, und Leo Dillons verwirrtes, aufgedunsenes Gesicht brachte mich etwas zur Selbstbesinnung. Als aber der hemmende Einfluß der Schule hinter mir lag, hungerte ich wieder nach wilden Sensationen, nach einem Entrinnen, was mir beides nur diese wilden Geschichten zu geben vermochten. Die abend-

lichen Kriegsspiele waren mir schließlich ebenso langweilig wie der morgendliche Betrieb in der Schule; ich sehnte mich nach wirklichen Abenteuern. Aber wirkliche Abenteuer, so überlegte ich, erleben die nicht, die zu Hause bleiben: man muß sie draußen suchen.

Die Sommerferien standen vor der Tür, als ich mich entschloß, wenigstens für einen Tag der Öde des Schullebens zu entfliehen. Mit Leo Dillon und einem anderen Jungen namens Mahony plante ich ein eintägiges Schwänzen. Jeder von uns sparte sich Sixpence. Um zehn Uhr morgens wollten wir uns auf der Canal Bridge treffen. Mahonys große Schwester sollte für diesen eine Entschuldigung schreiben, und Leo Dillons Bruder sollte bestellen, er sei krank. Wir verabredeten, die Wharf Road hinunterzugehen bis zu den Schiffen; dort wollten wir mit der Fähre übersetzen und zum Pigeon House wandern. Leon Dillon hatte Angst, wir könnten Pater Butler oder sonst jemandem aus dem College begegnen; aber Mahony fragte ganz richtig, was Pater Butler denn wohl beim Pigeon House zu suchen hätte. Wir beruhigten uns wieder: und ich erledigte den ersten Teil der Verschwörung, indem ich von den beiden andern die Sixpence einsammelte und ihnen auch mein eigenes Sixpencestück zeigte. Als wir am Abend die letzten Vorbereitungen trafen, waren wir alle doch ein bißchen aufgeregt. Lachend schüttelten wir einander die Hände, und Mahony sagte:

»Na, dann also bis morgen!«

Diese Nacht schlief ich schlecht. Am Morgen war ich der erste an der Brücke, da ich ihr am nächsten wohnte. Ich versteckte meine Bücher in dem langen Grase neben der Abfallgrube am Ende des Gartens, wo nie jemand hinkam, und lief dann am Kanalufer entlang. Es war ein milder, sonniger Morgen in der ersten Juniwoche. Ich setzte mich auf das Brückensims, bewunderte meine dünnen Zeugschuhe, die ich

am Abend vorher mit Pfeifenton geweißt hatte, und beobachtete die willigen Pferde, die einen ganzen Wagen voll Arbeiter den Hügel hinaufzogen. Alle Zweige der großen Bäume, die am Rande der Straße standen, waren voll lustiger, kleiner, hellgrüner Blätter, und schräg fiel das Sonnenlicht durch sie herab auf das Wasser. Der Granit der Brücke fing an, warm zu werden, und ich trommelte darauf zu einer Melodie, die ich im Kopfe hatte, den Takt. Ich war sehr glücklich.

Als ich fünf bis zehn Minuten so dagesessen hatte, sah ich Mahony in seinem grauen Anzug näherkommen. Lächelnd kam er den Hügel herauf und kletterte neben mich auf die Brücke. Während wir warteten, zog er die Schleuder hervor, die aus der inneren Tasche herausguckte, und erklärte mir einige Verbesserungen, die er an ihr angebracht hatte.

Ich fragte ihn, warum er sie mitgenommen hätte, und er erklärte mir, er wolle nur mit den Vögeln so'n bißchen Blödsinn machen. Mahony gebrauchte gerne Straßenausdrücke und nannte Pater Butler immer nur den alten Wanst. Wir warteten noch eine Viertelstunde, aber von Leo Dilion war immer noch nichts zu sehen. Schließlich sprang Mahony runter und sagte:

»Los! Wußte ja, daß der Dicke Schiß hatte.«

»Und seine Sixpence?« sagte ich.

»Sind verfallen«, sagte Mahony. »Um so besser für uns – ein Shilling und Sixpence anstatt eines Shillings.«

Wir gingen die North Strand Road entlang, bis wir an die Vitriolwerke kamen, und wandten uns dann nach rechts, die Wharf Road entlang. Sobald uns niemand mehr sehen konnte, fing Mahony an, Indianer zu spielen. Er jagte hinter einer Schar zerlumpter Mädchen her, schwang seine ungeladene Schleuder, und als zwei zerlumppte Jungens aus Ritterlichkeit angingen, uns mit Steinen zu werfen, schlug

er einen Angriff auf sie vor. Ich entgegnete, die Jungen wären zu klein, und so gingen wir denn weiter, während die zerlumppte Schar hinter uns herrief: Evangelische Ratten, denn sie hielten uns für Protestanten, weil Mahony, der eine dunkle Gesichtsfarbe hatte, an seiner Mütze das silberne Abzeichen eines Cricketclubs trug. Als wir an das Smoothing Iron kamen, spielten wir Belagerung; aber es war ein Fehlschlag, weil dazu doch mindestens drei nötig sind. Wir rächten uns an Leo Dillon, schimpften ihn einen ganz gemeinen Schisser und rieten, wieviel er um drei Uhr von Herrn Ryan übergezogen bekommen würde.

Dann kamen wir an den Fluß. Lange gingen wir über die lärmenden Straßen, die hohe Steinmauern einfaßten, beobachteten das Arbeiten der Kräne und Maschinen und wurden oft von den Kutschern ächzender Wagen angeschrien, weil wir so unbeweglich im Wege standen.

Es war Mittag, als wir die Kais erreichten, und da alle Arbeiter zu frühstücken schienen, kauften wir zwei große Korinthenbrötchen und setzten uns, um sie zu essen, auf ein Metallrohr neben dem Fluß. Wir erfreuten uns am Anblick des Dubliner Handels: von weither kündigten sich die Schiffe durch ihren krausen, wolligen Rauch an, die braune Fischerflotte fuhr jenseits Ringsend, und am gegenüberliegenden Kai wurde das große, weiße Segelschiff ausgeladen. Mahony meinte, es wäre ein herrlicher Spaß, auf einem der großen Schiffe durchzubrennen, und als ich die hohen Masten betrachtete, sah oder glaubte sogar ich zu sehen, wie die Geographie, die ich in so kleinen Dosen in der Schule verabreicht bekommen hatte, in meinen Augen Substanz annahm. Schule und Haus schienen zurückzuweichen und beider Einfluß auf uns zu schwinden.

Mit der Fähre fuhren wir über den Liffey, zahlten unser Fahrgeld, und wurden zusammen mit zwei Arbeitern und einem kleinen Juden, der einen Sack trug, hinübergefahren.

Wir waren ernst bis zur Feierlichkeit, aber einmal begegneten sich während der kurzen Überfahrt unsere Augen, und wir lachten. Als wir landeten, beobachteten wir das Ausladen des schmucken Dreimasters, den wir vom andern Kai aus schon gesehen hatten. Einer der Zuschauer sagte, es sei ein norwegisches Schiff. Ich ging an das Hinterteil und wollte seinen Namen entziffern; da mir das aber nicht gelang, kam ich zurück und betrachtete genau die ausländischen Matrosen, denn ich wollte feststellen, ob welche von ihnen grüne Augen hätten, mir schwebte nämlich vor ... Die Augen der Matrosen waren blau, grau und sogar schwarz. Der einzige Matrose, dessen Augen man hätte grün nennen können, war ein großer Mann, der die Menge auf dem Kai dadurch erfreute, daß er jedesmal, wenn die Planken fielen, lustig rief: All right! All right!

Als wir dieses Schauspiels müde waren, schlenderten wir nach Ringsend hinein. Es war schwül geworden, und in den Fenstern der Krämerläden schimmelten bleiche Biskuits. Wir kauften ein paar Biskuits und Chocolate, die wir unverdrossen aßen, während wir durch die schmutzigen Straßen wanderten, in denen die Familien der Fischer wohnen. Wir konnten keine Milchwirtschaft finden und gingen deshalb in einen Hökerladen, wo wir für jeden eine Flasche Himbeerlimonade erstanden. Nach dieser Erfrischung jagte Mahony in einer Gasse hinter einer Katze her, aber die Katze entkam auf ein weites Feld. Wir waren beide ziemlich müde, und als wir das Feld erreichten, gingen wir gleich auf eine abfallende Böschung zu, über die hinweg wir den Dodder sehen konnten.

Es war zu spät, und wir waren zu müde, unsern Plan, das Pigeon House zu besuchen, auszuführen. Vor vier Uhr mußten wir zu Hause sein, sollte unser Abenteuer nicht entdeckt werden. Voll Bedauern betrachtete Mahony seine Schleuder, und erst als ich ihm vorschlug, wir wollten mit

dem Zuge nach Hause fahren, wurde er wieder einigermaßen froh. Die Sonne verbarg sich hinter einigen Wolken und überließ uns unseren müden Gedanken und den Resten unserer Vorräte. Außer uns war niemand auf dem Felde. Als wir einige Zeit ohne ein Wort zu sagen am Abhang gelegen hatten, sah ich einen Mann, der vom andern Ende des Feldes her näher kam. Ich beobachtete ihn lässig, während ich an einem jener grünen Halme kaute, mit deren Hilfe die Mädchen wahrsagen. Langsam kam er die Böschung entlang. Beim Gehen stützte er die eine Hand in die Hüfte, in der andern Hand hielt er einen Stock, mit dem er leicht auf den Rasen schlug. Er trug einen schäbigen, grünscharzen Anzug und dazu einen sogenannten Schriliber mit hohem Kopf. Er sah ziemlich alt aus, denn sein Schnurrbart war aschgrau. Als er an unsern Füßen vorbeikam, warf er uns einen schnellen Blick zu und ging dann weiter. Wir blickten hinter ihm her und sahen, daß er nach ungefähr fünfzig Schritten umkehrte und wieder zurückkam. Ganz langsam schritt er auf uns zu, schlug dabei immer mit dem Stock auf den Boden; er ging so langsam, daß ich glaubte, er suche etwas im Grase. Als er vor uns stand, machte er halt und sagte uns guten Tag. Wir erwiderten den Gruß; langsam und sehr sorgfältig setzte er sich auf den Abhang. Zuerst sprach er vom Wetter, sagte, es würde ein sehr heißer Sommer, und fügte hinzu, daß sich seit seiner Knabenzeit die Jahreszeiten sehr geändert hätten – aber das wäre schon lange her. Er sagte, die schönste Zeit des Lebens sei zweifellos die Schulzeit, und alles würde er darangeben, könnte er noch einmal jung sein.

Während er diesen Gefühlen, die uns ein wenig langweilten, so Ausdruck verlieh, sagten wir kein Wort. Dann fing er an, über Schule und Bücher zu sprechen. Er fragte uns, ob wir die Gedichte des Thomas Moore oder die Werke von Sir Walter Scott und Lord Lytton gelesen hätten. Ich tat so,

als hätte ich jedes Buch, das er erwähnte, gelesen, so daß er schließlich sagte:

»Sieh mal an, du bist genau so ein Bücherwurm, wie ich. Aber der«, fügte er, auf Mahony zeigend, hinzu, der uns mit offenen Augen anstierte, »der ist ganz anders, er spielt lieber.«

Er sagte, er hätte zu Hause alle Bücher von Sir Walter Scott und von Lord Lytton und läse sie immer wieder. Natürlich, sagte er, dürfen kleine Jungen gewisse Bücher des Lord Lytton nicht lesen. Mahony fragte, warum Jungens sie denn nicht lesen dürften – welche Frage mich aufregte und ärgerte, weil ich fürchtete, der Mann könnte mich für so stupide halten wie Mahony. Der Mann aber lächelte nur. Ich sah, daß er zwischen den gelben Zähnen Im Munde große Lücken hatte. Dann fragte er uns, wer von uns die meisten Liebchen hätte. Mahony erwähnte so leichthin, er hätte drei Puttchen. Der Mann fragte mich, wieviel ich denn hätte. Ich antwortete, ich hätte keine einzige. Er glaubte mir nicht und sagte, er wäre sicher, daß ich doch eine hätte. Ich antwortete nichts.

»Erzählen Sie uns doch mal«, sagte Mahony ganz offen zu dem Mann, »wieviel Sie selbst haben.«

Wieder lächelte der Mann und sagte, daß er, als er in unserm Alter war, eine Menge Liebchen gehabt habe.

»Jeder Junge«, sagte er, »hat ein kleines Liebchen.«

Seine Einstellung in dieser Sache kam mir für einen Mann seines Alters ziemlich frei vor. In meinem Herzen dachte ich, daß das, was er über Jungens und Liebchen sagte, vernünftig war. Aber in seinem Munde mißfielen mir diese Worte, und ich fragte mich, warum er zwei oder dreimal zusammenschauderte, als hätte er vor etwas Angst oder fühlte plötzliche Kälte. Als er weiter redete, bemerkte ich, daß er eine gute Aussprache hatte. Jetzt sprach er mit uns über Mädchen, sagte, was für schönes, weiches Haar sie

hätten, wie weich ihre Hände wären und daß alle Mädchen gar nicht so brav wären wie sie täten, man müßte nur Bescheid wissen, Nichts betrachte er so gerne, sagte er, wie ein schönes, junges Mädchen, ihre schönen, weißen Hände und ihr schönes, weiches Haar. Ich hatte dabei den Eindruck, als wiederhole er etwas, das er auswendig gelernt hatte, oder um das sich sein Geist, von denselben Worten magnetisiert, immer wieder langsam im Kreise drehte. Manchmal klang es, als spiele er auf eine Tatsache an, die jeder wüßte, und dann wieder dämpfte er seine Stimme und sprach geheimnisvoll, als erzähle er uns ein Geheimnis, das kein anderer hören dürfe. Er wiederholte seine Sätze immer wieder, variierte sie und hüllte sie in seine monotone Stimme. Ich sah immer nach dem Fuß des Abhangs, hörte auf seine Worte.

Nach langer Zeit war sein Monolog zu Ende. Langsam stand er auf, sagte, er müsse uns eine Minute oder so verlassen, und ohne daß Ich die Richtung meines Blickes zu ändern brauchte, sah ich ihn langsam nach dem nahen Ende des Feldes zu fortgehen. Wir sagten nichts, als er gegangen war. Nach einem Schweigen, das einige Minuten gedauert hatte, hörte ich Mahony rufen:

»Ne, so was! Sieh mal, was der macht!«

Als ich weder antwortete noch aufsah, rief Mahony wieder:

»Ne, so was! Der hat sie nicht alle auf der Latte!«

»Wenn er uns nach unserm Namen fragen sollte«, sagte ich, »dann heißest du Murphy und ich Smith.«

Weiter sagten wir nichts zueinander. Ich überlegte noch, ob ich fortgehen sollte oder nicht, als der Mann zurückkam und sich wieder neben uns setzte. Kaum hatte er sich gesetzt, als Mahony die Katze sah, die ihm vorhin entwischt war, aufsprang und querfeldein hinter ihr herlief. Der Mann und ich beobachteten die Jagd. Wieder entwischte die Katze, und Mahony warf mit Steinen nach der Mauer, über die

sie geklettert war. Dann gab er auch das auf und bummelte ziellos am andern Ende des Feldes umher.

Nach einer Pause redete mich der Mann wieder an. Er sagte, mein Freund wäre ein arger Schlingel, und fragte mich, ob er in der Schule oft Prügel bekäme. Ich wollte ihm gerade empört antworten, wir seien keine Schüler der National-School die Prügel bekämen, wie er es nannte; aber ich sagte nichts. Jetzt redete er über Züchtigung von Knaben. Wieder schien sich sein Geist, von seinen eigenen Worten magnetisiert, fortwährend langsam in diesem neuen Kreise zu drehen. Er sagte, wenn Jungens so wären, müßten sie Prügel, gehörig Prügel haben. Wenn ein Junge ungezogen und unbändig wäre, bekäme ihm nichts so gut wie eine gehörige Tracht Prügel. Ein Schlag in die Hand oder eine Ohrfeige, das wäre nichts: eine leckere Tracht Prügel, das wäre das Richtige. Ich war von dieser Ansicht überrascht und sah ihm unwillkürlich ins Gesicht. Dabei begegnete ich dem Blick von zwei flaschengrünen Augen, die mich unter zuckender Stirn her ansahen. Ich sah wieder weg. Der Mann setzte seinen Monolog fort. Er schien seine freien Anschauungen von eben ganz vergessen zu haben. Er sagte, er würde jeden jungen, der mit Mädchen redete oder ein Mädchen zum Liebchen hätte, verprügeln, ganz gehörig verprügeln, und das würde ihn lehren, nicht mit Mädchen zu sprechen. Und hätte ein Junge ein Liebchen und erzählte darüber Lügen, dann würde er ihn so verprügeln, wie noch nie ein Junge verprügelt worden wäre. Er sagte, nichts auf der Welt würde er so gerne tun. Er beschrieb mir, wie er einen solchen Jungen verprügeln würde, als handle es sich um die Enthüllung eines großen Geheimnisses. Nichts auf der Welt täte er lieber als das, sagte er; und während er mich monoton in das Geheimnis einführte, wurde seine Stimme fast liebevoll und schien mich anzuflehen, ihn doch zu verstehen.

Ich wartete, bis wieder eine Pause in seinem Monolog ein-

trat. Dann stand ich plötzlich auf. Um meine Erregung nicht zu verraten, blieb ich noch ein paar Augenblicke und tat so, als schnürte ich mir den Schuh zu; dann sagte ich, ich müsse gehen, und wünschte ihm guten Tag. Ruhig ging ich die Böschung hinauf, aber mir schlug das Herz schneller, denn ich fürchtete, er würde mich bei den Henkeln fassen. Als ich oben auf der Böschung stand, drehte ich mich um und rief, ohne ihn anzusehen, laut über das Feld:

»Murphy.«

Meine Stimme klang gemacht mutig, und ich schämte mich meiner erbärmlichen List. Noch einmal mußte ich den Namen rufen, ehe Mahony mich sah und dann Hallo! rief. Wie schlug mir das Herz, als er über das Feld auf mich zu gelaufen kam. Er lief, als brächte er mir Hilfe. Und ich empfand Reue; denn in meinem Herzen hatte ich ihn immer ein wenig verachtet.

Arabien

Da die North Richmond Street eine Sackgasse ist, war sie, abgesehen von der Stunde, zu der die Christian Brothers' School ihre Schüler entließ, eine stille Straße. Am Ende der Sackgasse stand auf einem viereckigen Grundstück ein einzelnes, unbewohntes, zweistöckiges Haus. Die anderen Häuser der Straße, die sich des anständigen Lebens in ihrem Innern bewußt waren, sahen einander mit braunen, unerschütterlichen Gesichtern an.

Der frühere Mieter unseres Hauses, ein Priester, war in dem hinteren Wohnzimmer gestorben. Muffige Luft hing in den Räumen, die lange nicht geöffnet worden waren, und in dem großen Raum hinter der Küche lag altes, wertloses Papier umher. Unter diesem fand ich einige broschiierte Bücher, deren Seiten kraus und feucht waren: *The Abbot* von Walter Scott, *The Devout Communicant* und *The Memoirs of Vidocq*, Letzteres mochte ich am liebsten, weil seine Blätter gelb waren. Der wilde Garten hinter dem Hause hatte in der Mitte einen Apfelbaum und ein paar vereinzelte Büsche; unter einem von ihnen fand ich die rostige Fahrradpumpe des verstorbenen Mieters, Er war ein sehr mildtätiger Priester gewesen. In seinem Testament hatte er sein ganzes Geld Instituten und die Einrichtung seines Hauses seiner Schwester vermacht. Als die kurzen Wintertage kamen, war es schon dunkel, ehe wir noch mit dem Mittagessen fertig waren. Und wenn wir uns dann auf der Straße zusammenfanden, waren die Häuser schwarz geworden. Das Stück Himmel über uns wechselte in mannigfachem Violett, und die Straßenlaternen reckten ihm ihr schwaches Licht entgegen. Die kalte Luft stach uns, und wir spielten, bis uns

der Körper glühte. Unsere Rufe hallten in der stillen Straße wider. Unser Spiel führte uns durch die dunklen, schmutzigen Gassen hinter den Häusern, wo wir die wilden Stämme aus den Hütten zum Kampfe herausforderten, bis an die Hintertüren der dunklen, feuchten Gärten, wo aus den Abfallgruben Düfte aufstiegen, bis an die dunklen, stinkenden Ställe, wo der Kutscher das Pferd striegelte und kämmte oder Musik aus den Schnallen des Geschirrs schüttelte. Wenn wir auf die Straße zurückkehrten, hatte Licht aus den Küchenfenstern die Vorgärten erfüllt. Wenn wir meinen Onkel um die Ecke kommen sahen, versteckten wir uns im Dunkeln, bis wir gesehen hatten, daß er glücklich im Hause war. Oder wenn Mangans Schwester auf der Türschwelle erschien und ihren Bruder zum Tee hereinrief, beobachteten wir sie aus unserem Dunkel, wie sie die Straße auf und ab sah. Wir warteten, ob sie blieb oder wieder hineinging, und wenn sie blieb, verließen wir resigniert unser Versteck und gingen bis an Mangans Tür. Sie wartete auf uns, ihre Gestalt stand sichtbar im Licht, das aus der halboffenen Tür strömte. Ihr Bruder neckte sie immer, bevor er gehorchte, und ich stand am Gitter und sah hinüber zu ihr. Ihr Kleid pendelte, wenn sie ihren Körper bewegte, hin und her, und hin und her pendelte auch die weiche Flechte ihres Haares.

Jeden Morgen lag ich auf dem Boden im vorderen Wohnzimmer und beobachtete ihre Tür. Das Rouleau war bis auf einen Zoll über dem Rahmen heruntergelassen, so daß ich nicht gesehen werden konnte.

Wenn sie auf der Türschwelle erschien, hüpfte mein Herz. Ich lief in den Flur, nahm meine Bücher und folgte ihr. Ich ließ ihre braune Gestalt nicht aus den Augen, und wenn wir an die Stelle kamen, wo unsere Wege sich trennten, beschleunigte ich meinen Schritt und überholte sie. Das ereignete sich jeden Morgen. Nie hatte ich außer ein paar zu-

fälligen Worten mit ihr gesprochen, und doch jagte mir ihr Name das Blut wild durch die Adern.

Ihr Bild begleitete mich sogar an Orte, die dem Romantischen so ganz feindlich sind. Am Samstagabend, wenn meine Tante einkaufen ging, mußte ich mit und einige Pakete tragen. Wir gingen durch die glänzenden Straßen, wurden von betrunkenen Männern und feilschenden Weibern angestoßen, hörten die Flüche von Arbeitern, die gellenden Litaneien der Ladenjungen, die bei den Fässern mit Geselchtem Wache hielten, den nasalen Gesang von Straßensängern, die einen Gassenhauer über O'Dono van Rossa oder eine Ballade über die Wirren in unserm Heimatlande sangen. Dieser Lärm verdichtete sich in mir zu einem einzigen Lebensgefühl: ich stellte mir vor, ich trüge meinen Kelch sicher durch eine dichte Menge von Feinden. In seltsamen Gebeten und Lobliedern, die ich selbst nicht verstand, sprang mir ihr Name manchmal auf die Lippen. Meine Augen waren oft voll Tränen (ich könnte nicht sagen, warum), und manchmal war es, als ergösse sich eine Flut aus meinem Herzen in meine Brust. Ich dachte wenig an die Zukunft. Ich wußte nicht, ob ich je mit ihr sprechen würde oder nicht, ob ich ihr von meiner wirren Anbetung erzählen könnte, wenn ich mit ihr spräche. Aber mein Körper war wie eine Harfe, und ihre Worte und Bewegungen waren wie Finger, die über die Saiten glitten.

Eines Abends ging ich in das hintere Wohnzimmer, in dem der Priester gestorben war. Es war ein dunkler, regnerischer Abend. Kein Laut war im Hause zu hören. Durch eine der zerbrochenen Scheiben hörte ich den Regen auf die Erde klatschen, hörte die feinen Wassernadeln unaufhörlich in die durchweichten Beete stechen. Irgendeine ferne Laterne oder ein erleuchtetes Fenster glühte unter mir. Ich war dankbar, daß ich so wenig sehen konnte. Alle meine Sinne schienen sich verschleiern zu wollen, und als ich fühlte, daß

sie mich zu verlassen drohten, preßte ich die Handflächen gegeneinander, bis sie zitterten, und sagte dabei leise, viele Male: »Oh! Liebe! Liebe!«

Endlich sprach sie mich an. Als sie die ersten Worte an mich richtete, war ich so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich antworten sollte. Sie fragte mich, ob ich nach *Arabien* ginge. Ich weiß nicht mehr, ob ich ja oder nein antwortete. Es wäre ein herrlicher Bazar, sagte sie, und sehr gern ginge sie hin. »Und warum kannst du denn nicht?« fragte ich. Während sie sprach, drehte sie ein silbernes Armband immer wieder um das Handgelenk. Sie könnte nicht hin, sagte sie, weil grade in der Woche in ihrem Kloster Andachtsübung wäre. Ihr Bruder und zwei andere Jungens balgten sich um ihre Mützen, und ich stand allein am Gitter. Sie hatte eine der Spitzen gefaßt und beugte ihren Kopf zu mir herab. Das Licht der Laterne gegenüber unserer Tür zeichnete die weiße Linie ihres Halses, beleuchtete ihr Haar an dieser Stelle, glitt dann tiefer und fiel halb auf die Hand am Gitter. Es fiel über die eine Seite ihres Kleides und traf dann den weißen Saum ihres Unterocks, der eben sichtbar war, wie sie so bequem dastand.

»Das wäre was für dich«, sagte sie.

»Wenn ich hingehe«, sagte ich, »bringe ich dir was mit.«

Welch unzählige Torheiten begingen nach diesem Abend meine wachen und schlafenden Gedanken! Ich hätte am liebsten die öden, dazwischenliegenden Tage ausgetilgt. Ich bäumte mich auf gegen die Schularbeit. Abends in meinem Schlafzimmer und tagsüber im Klassenzimmer trat ihr Bild zwischen mich und die Seite, die ich mich zu lesen abmühte. Die Silben des Wortes *Arabien* klangen herüber zu mir durch die Stille, in der meine Seele schwelgte, und warfen östlichen Zauber über mich. Am Samstagabend bat ich um die Erlaubnis, auf den Bazar gehen zu dürfen. Meine Tante war überrascht und hoffte nur, es wäre nicht

irgendeine Freimaurergeschichte. Ich beantwortete im Unterricht nur wenig Fragen. Ich beobachtete meines Lehrers Gesicht, das von der Liebenswürdigkeit zur Strenge übergang; fing ich etwa an zu faulenz? Ich konnte meine wandelnden Gedanken nicht zusammennehmen. Ich hatte kaum einen Rest von Geduld für die ernste Arbeit des Lebens, die mir jetzt, als sie zwischen mir und meiner Sehnsucht stand, wie Kinderspiel, häßliches, eintöniges Kinderspiel vorkam.

Am Samstagmorgen erinnerte ich meinen Onkel daran, daß ich am Abend gerne auf den Bazar wollte. Er kramte an der Flurgarderobe rum, suchte die Hutbürste und antwortete kurz:

»Ja, Junge, weiß ich.«

Weil er im Flur war, konnte ich nicht in das vordere Wohnzimmer gehen und am Fenster liegen. Ich fühlte, daß schlechte Laune im Hause war, und ging langsam zur Schule. Die Luft war unbarmherzig rau, und schon ahnte mir nichts Gutes. Als ich zum Essen nach Hause kam, war mein Onkel noch nicht wieder da. Aber es war ja noch früh. Eine Zeitlang saß ich da und starrte auf die Uhr, aber als ihr Ticken mich zu reizen begann, verließ ich das Zimmer. Ich ging die Treppe hinauf in den oberen Teil des Hauses. Die hohen, kalten, leeren, düsteren Zimmer befreiten mich, und singend ging ich von einem Zimmer ins andere. Aus dem Vorderfenster sah ich meine Kameraden unten auf der Straße spielen. Schwach und undeutlich drangen ihre Schreie zu mir, und, meine Stirne gegen das kühle Glas lehrend, sah ich hinüber nach dem dunklen Hause, in dem sie wohnte. Eine Stunde mag ich wohl so gestanden haben, in meiner Phantasie sah ich immer nur die braungekleidete Gestalt, auf deren geschwungenen Nacken, auf deren Hand, die auf dem Gitter ruhte, auf deren Saum unten am Kleide zartes Licht fiel. Als ich wieder nach unten kam, saß Frau

Mercer am Feuer. Es war eine alte, schwatzhafte Frau, die Witwe eines Pfandleihers, die für irgendeinen frommen Zweck gestempelte Briefmarken sammelte. Ich mußte das Geschwätz am Teetisch ertragen. Die Mahlzeit dauerte über eine Stunde, und noch immer kam der Onkel nicht. Frau Mercer stand auf und wollte gehen: sie bedauerte, nicht länger bleiben zu können, aber es sei schon acht vorbei, und sie sei nicht gerne spät außer dem Hause, da ihr die Abendluft schade. Als sie fort war, ging ich im Zimmer auf und ab, ballte die Fäuste. Meine Tante sagte:

»Ich fürchte, heute abend wird's mit deinem Bazar nichts mehr.«

Um neun Uhr hörte ich den Schlüssel meines Onkels in der Flurtür. Ich hörte, wie er Selbstgespräche führte, wie die Flurgarderobe wackelte, als sie die Last seines Mantels zu halten bekam. Ich konnte mir diese Anzeichen schon deuten. Als er mit Essen halb fertig war, bat ich ihn, mir das Geld zum Besuche des Bazars zu geben. Er hatte es vergessen.

»Die Leute liegen schon im Bett und haben den ersten Schlaf hinter sich«, sagte er.

Ich lächelte nicht. Meine Tante sagte energisch zu ihm:

»Kannst du ihm denn nicht das Geld geben und ihn gehen lassen? Hast ihn lange genug warten lassen.«

Mein Onkel sagte, es täte ihm sehr leid, daß er es vergessen habe; er halte es aber mit dem alten Sprichwort: Immer nur Arbeit und kein Vergnügen macht aus Jack einen langweiligen Burschen. Er fragte mich, wohin ich denn wollte, und als ich es ihm zum zweitenmal gesagt hatte, fragte er mich, ob ich *Des Arabers Abschied an seinen Renner* kannte. Als ich die Küche verließ, deklamierte er die Anfangsverse des Gedichtes meiner Tante vor.

Fest hielt ich einen Florin in der Hand, als ich die Buckingham Street hinunter zum Bahnhof ging. Der Anblick der Straßen mit den vielen Käufern und den leuchtenden Gas-

flammen erinnerte mich an den Zweck meiner Reise. Ich stieg in einen Wagen dritter Klasse eines leeren Zuges. Nach unerträglich langem Warten fuhr der Zug langsam aus dem Bahnhof. Er kroch dahin zwischen verfallenen Häusern und über den funkelnden Fluß. An der Westland Row Station drängte ein Haufen Menschen an die Wagentüren: aber die Gepäckträger drängten sie zurück und sagten, es wäre ein Extrazug nach dem Bazar. Ich blieb in dem leeren Wagen allein. Einige Minuten später hielt der Zug vor einem improvisierten, hölzernen Bahnsteig. Ich ging hinaus auf die Straße und sah auf dem erleuchteten Zifferblatt einer Uhr, daß es zehn Minuten vor zehn war. Vor mir stand ein großes Gebäude, auf dem das magische Wort leuchtete. Ich konnte keinen Eingang für Sixpenny finden, und da ich fürchtete, der Bazar könnte geschlossen werden, ging ich schnell durch ein Drehkreuz und gab einem müde aussehenden Mann einen Shilling. Ich befand mich in einer großen Halle, durch die, in halber Höhe eine Galerie lief. Fast alle Stände waren geschlossen, und der größere Teil der Halle lag im Dunkeln. Das Schweigen erinnerte mich an das Schweigen in der Kirche nach dem Gottesdienst. Schüchtern ging ich bis in die Mitte des Bazars. Ein paar Leute standen vor den Ständen, die noch offen waren. Vor einem Vorhang, über dem mit bunten Lichtern die Worte *Café chantant* standen, zählten zwei Männer Geld auf ein Servierbrett. Ich lauschte auf den Klang der fallenden Münzen.

Mich nur schwer erinnernd, warum ich gekommen war, ging ich hinüber an einen der Stände, betrachtete prüfend Porzellanvasen und geblünte Teeservices. An der Tür des Standes plauderte und lachte eine junge Dame mit zwei jungen Herren. Ich bemerkte ihren englischen Akzent und hörte halb hin auf ihre Unterhaltung.

»Nein, so was habe ich nie gesagt!«

»Aber ganz gewiß!«

»Nein, ganz gewiß nicht!«

»Hat sie das nicht gesagt?«

»Ja. Ich hab's gehört.«

»O so ein ... Flunkerkasten.«

Als die junge Dame mich sah, kam sie herüber zu mir und fragte, ob ich was kaufen wollte. Der Ton ihrer Stimme war nicht ermutigend; sie schien mich nur aus Pflichtgefühl angesprochen zu haben. Demütig sah ich auf die großen Krüge, die wie östliche Schildwachen zu beiden Seiten des dunklen Eingangs standen und murmelte:

»Nein, danke.«

Die junge Dame änderte die Stellung einer der Vasen und ging dann wieder hin zu den beiden jungen Herren. Sie sprachen über dasselbe Thema weiter. Ein- oder zweimal sah die junge Dame über die Schulter zu mir herüber.

Ich blieb vor ihrem Stande stehen, obgleich ich wußte, daß mein Bleiben zwecklos war, nur um mein Interesse an ihren Waren wahrscheinlicher erscheinen zu lassen. Dann wandte ich mich langsam fort und ging die Mitte des Bazars hinunter. In meiner Tasche ließ ich die zwei Penny gegen das Sixpencestück klimpern. Von dem einen Ende der Galerie hörte ich eine Stimme rufen, daß das Licht ausgemacht würde. Der obere Teil der Halle war jetzt vollkommen dunkel. Während ich in die Dunkelheit hinaufstarrte, kam ich mir vor wie ein Wesen, das die Eitelkeit trieb und lächerlich machte; und meine Augen brannten vor Qual und Wut.

Eveline

Sie saß am Fenster, beobachtete, wie der Abend auf die Straße herabsank. Ihr Kopf lehnte gegen die Fenstervorhänge, und sie roch den Duft des staubigen Kreton. Sie war müde.

Wenige Leute gingen vorbei. Der Mann aus dem letzten Hause kam auf dem Heimweg vorüber; sie hörte seine Schritte auf dem harten Pflaster hallen und dann auf dem Aschenpfad vor den neuen, roten Häusern knirschen. Früher war da mal ein Feld gewesen, auf dem sie jeden Abend mit den Kindern anderer Leute spielten. Dann kaufte ein Mann aus Belfast das Feld und baute Häuser darauf – die waren nicht wie ihre kleinen, braunen Häuser, sondern helle Backsteinhäuser mit glänzenden Dächern. Die Kinder der Straße spielten zusammen auf diesem Felde – die Devines, die Waters, die Dunns, der kleine Krüppel Keogh, sie und ihre Brüder und Schwestern. Ernst aber spielte nie mit, er war schon zu groß. Oft jagte der Vater mit seinem Schwarzdornstock hinter ihnen her, jagte sie von dem Felde; aber gewöhnlich stand der kleine Keogh Schmiere und rief, wenn er ihren Vater kommen sah. Aber damals waren sie doch ziemlich glücklich. Der Vater war zu jener Zeit noch nicht so schlimm; und außerdem lebte die Mutter noch. Das war lange her; sie und ihre Brüder und Schwestern waren jetzt alle erwachsen; ihre Mutter war tot. Tizzie Dunn war auch schon tot, und die Waters waren wieder nach England zurückgekehrt.

Alles änderte sich. Jetzt wollte auch sie fort wie die anderen, wollte ihr Heim verlassen.

Heim! Prüfend ließ sie die Blicke durch das Zimmer schwei-

fen, sah noch einmal auf all seine vertrauten Gegenstände, die sie so viele Jahre hindurch einmal wöchentlich abgestäubt hatte, wobei sie sich immer wieder fragte, woher all der Staub käme. Vielleicht würde sie diese vertrauten Gegenstände nie wiedersehen, von denen sich einmal trennen zu müssen ihr nie in den Sinn gekommen war. Und doch hatte sie während all der Jahre nie den Namen des Priesters erfahren, dessen vergilbte Photographie an der Wand über dem zerbrochenen Harmonium neben dem farbigen Druck hing, der die Verheißungen an die gesegnete Maria Alacoque darstellte. Er war ein Schulfreund ihres Vaters gewesen. Jedesmal wenn ihr Vater einem Besucher die Photographie zeigte, hatte er so beiläufig bemerkt: »Er ist jetzt in Melbourne.«

Sie hatte sich bereit erklärt, fortzugehen, ihre Heimat zu verlassen. War das klug? Sie versuchte, die Frage nach jeder Seite zu ergründen. In ihrer Heimat hatte sie auf jeden Fall Schutz und Nahrung; sie hatte die Menschen, die sie ihr ganzes Leben lang um sich gehabt hatte. Natürlich mußte sie schwer arbeiten, sowohl zu Hause als auch im Geschäft. Was würde man über sie im Geschäft sagen, wenn man erfuhr, daß sie mit einem Mann fortgelaufen war? Vielleicht, daß sie nicht bei Sinnen wäre; dann eine Annonce, und ihre Stelle war neu besetzt. Fräulein Gavan würde sich freuen. Sie hatte sie immer auf dem Zug gehabt, besonders dann, wenn Kunden in der Nähe waren und zuhörten.

»Fräulein Hill, sehen Sie denn nicht, daß die Damen warten?«

»Machen Sie bitte ein freundliches Gesicht, Fräulein Hill.« Sie würde dem Geschäft keine Träne nachweinen. Aber in ihrer neuen Heimat, in einem fernen, unbekannten Lande, würde alles anders sein. Dann würde sie sich verheiraten – sie, Eveline. Die Leute würden ihr dann voller Achtung begegnen. Sie würde nicht behandelt werden, wie ihre Mut-

ter behandelt worden war. Selbst jetzt noch, obwohl sie schon über neunzehn war, fühlte sie sich oft von den Gewalttätigkeiten ihres Vaters bedroht. Sie wußte, daß sie davon das Herzklopfen hatte. Als sie noch Kinder waren, war er nie zu ihr gewesen wie er zu Harry oder Ernst zu sein pflegte, weil sie ein Mädchen war; aber seit einiger Zeit hatte er angefangen, sie zu bedrohen, und sagte, dächte er nicht an ihre tote Mutter, würde ihr dies und das passieren. Und jetzt hatte sie niemand, der sie schützte. Ernst war tot, und Harry, der Kirchenmaler war, war fast immer irgendwo anders im Lande. Außerdem waren ihr die ewigen Geldstreitigkeiten am Samstagabend unsäglich widerwärtig. Immer gab sie ihren ganzen Lohn – sieben Shilling – und Harry schickte immer, was er konnte, aber immer hielt es schwer, von ihrem Vater Geld zu bekommen. Er sagte, sie vertäte das Geld, sie wäre nicht bei Trost, er gäbe ihr doch nicht sein schwer verdientes Geld, daß sie es auf die Straße werfe und so weiter, denn Samstag abends war er Immer sehr schlechter Laune. Schließlich gab er ihr aber doch das Geld und fragte sie, ob sie das Sonntagessen einkaufen wolle. Dann mußte sie so schnell wie möglich aus dem Hause laufen und die Einkäufe besorgen; die schwarze Lederbörse hielt sie fest in der Hand, während sie sich mit dem Ellbogen ihren Weg durch die Menge bahnte; erst spät kehrte sie dann schwerbepackt nach Hause zurück. Sie mußte schwer arbeiten, wollte sie das Haus in Ordnung halten, mußte darauf achten, daß die beiden kleinen Kinder, für die sie zu sorgen hatte, regelmäßig zur Schule kamen und regelmäßig ihre Mahlzeiten bekamen. Es war nicht leicht – war ein schweres Leben – aber jetzt, wo sie es aufgeben wollte, fand sie es doch nicht so ganz unerträglich. Sie wollte ein anderes Leben mit Frank zusammen kennenlernen. Frank war sehr freundlich, männlich, offenerzig. Sie wollte mit dem Abendschiff mit ihm fortfahren,

wollte sein Weib werden und mit ihm in Buenos Aires wohnen, wo er ein Haus hatte, das auf sie wartete. Wie gut sie sich erinnerte, wie sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte; er wohnte in einem Hause der Hauptstraße, in das sie öfters kam. Es schien erst ein paar Wochen her zu sein. Er stand am Gitter, die Mütze hatte er in den Nacken geschoben, und sein Haar fiel ihm in das bronzefarbene Gesicht. Dann hatten sie einander kennengelernt. Jeden Abend hatte er sie vor dem Geschäft getroffen und nach Hause begleitet. Er nahm sie mit in *The Bohemian Girl*, und sie war sehr stolz gewesen, als sie neben ihm auf einem ungewohnten Platz im Theater saß. Er mochte Musik ungeheuer gern und sang ein wenig. Die Leute wußten, daß sie miteinander gingen, und wenn er das Lied von dem Mädchen sang, das einen Matrosen liebt, war sie jedesmal so angenehm verwirrt. Aus Spaß nannte er sie Puppi. Zuerst war für sie der Gedanke, einen Geliebten zu haben, eine Erregung gewesen, und dann hatte sie ihn auch bald geliebt. Als Schiffsjunge hatte er auf einem Schiff der Allan Line, das nach Kanada fuhr, angefangen; ein Pfund hatte er monatlich verdient. Er nannte ihr die Namen der Schiffe, auf denen er gefahren war, und die der verschiedenen Gesellschaften. Er war durch die Magellanstraße gefahren und erzählte ihr Geschichten über die schrecklichen Patagonier. In Buenos Aires hätte es dann geklappt, sagte er, und er wäre mal, um Ferien zu machen, in die alte Heimat gekommen. Natürlich hatte ihr Vater die Geschichte gemerkt und ihr verboten, auch nur ein Wort mit ihm zu reden.

»Ich kenne diese Matrosen«, sagte er.

Eines Tages hatte er sich mit Frank gezankt, und nach diesem Zwischenfall konnte sie den Geliebten nur noch heimlich treffen.

Immer dunkler wurde es in der Straße. Das Weiß zweier Briefe auf ihrem Schoß wurde undeutlich. Der eine war an

Harry, der andere an ihren Vater. Ernst war ihr Lieblingsbruder gewesen, aber auch Harry mochte sie gerne. Sie hatte bemerkt, daß ihr Vater seit einiger Zeit alterte; er würde sie vermissen. Manchmal konnte er sehr nett sein. Vor kurzem noch, als sie einen Tag krank zu Bett lag, hatte er ihr eine Gespenstergeschichte vorgelesen und Toast für sie auf dem Feuer bereitet. Ein anderes Mal, als ihre Mutter noch lebte, waren sie alle auf den Hill of Howth gegangen und hatten dort gepicknickt. Sie sah den Vater noch vor sich, wie er den Hut der Mutter aufsetzte, damit die Kinder lachten.

Die Zeit verging schnell, aber immer noch saß sie am Fenster, lehnte den Kopf gegen den Fenstervorhang, atmete den Duft des staubigen Kreton. Weit unten in der Straße konnte sie eine Straßenorgel spielen hören. Sie kannte die Melodie. Seltsam, daß sie sie grade jetzt hörte, daß sie sie an das Versprechen an die Mutter erinnerte, das Haus so lange sie nur konnte zusammenzuhalten. Sie dachte an den letzten Abend der Krankheit ihrer Mutter; sie war wieder in dem schwülen, dunklen Zimmer auf der andern Seite des Flurs, und draußen hörte sie eine melancholische, italienische Melodie. Dem Orgelspieler hatte man gesagt, er solle weitergehen, und hatte ihm Sixpence gegeben. Sie dachte auch an den Vater, der wieder ins Krankenzimmer stolzierte und sagte:

»Die verfluchten Italiener! Kommen sogar bis hierhin!«

Während sie so sann, tropfte ihr Erkenntnis aus der Vision des jämmerlichen Lebens ihrer Mutter bis ins Innerste – dies banale Opferleben, das im Irrsinn endete. Sie erbebt, als sie immer wieder ihrer Mutter Stimme mit närrischer Beharrlichkeit sagen hörte:

Derevaun Seraun! Derevaun Seraun!

Von plötzlicher Angst gepackt, stand sie auf. Fliehen! Sie mußte fliehen! Frank würde sie retten! Er würde ihr Leben, vielleicht auch Liebe geben. Aber sie wollte leben. Warum

sollte sie unglücklich sein? Sie hatte ein Recht auf Glück. Frank würde sie in seine Arme nehmen, sie in seine Arme hüllen. Er würde sie retten ...

Sie stand in der unruhigen Menge auf dem North Wall Bahnhof. Er hielt ihre Hand, und sie wußte, daß er zu ihr sprach, immer wieder etwas über die Überfahrt sagte. Der Bahnhof war voll Soldaten mit braunem Gepäck. Durch die weiten Tore der Schuppen sah sie die schwarze Masse des Schiffes, das mit erleuchteten Luken an der Kaimauer lag. Sie antwortete nichts. Sie fühlte, wie kalt und blaß ihre Wangen waren, und aus wirrer Not heraus betete sie zu Gott, sie zu leiten, ihr zu zeigen, was ihre Pflicht war. Das Schiff stieß ein langes, trauriges Pfeifen in den Nebel. Wenn sie ging, war sie morgen mit Frank auf dem Meere, fuhr nach Buenos Aires. Ihre Plätze für die Überfahrt waren bestellt. Konnte sie nach allem, was er für sie getan hatte, noch zurück? Vor innerer Not wurde ihr schlecht, aber immer noch bewegte sie ihre Lippen in stillem, inbrünstigem Gebet. Ein Glockenton fiel ihr ins Herz. Sie fühlte, wie er ihre Hand ergriff.

»Komm!«

Alle Meere der Welt umtobten ihr Herz. Er zog sie hinein: er würde sie auf den Grund reißen. Mit beiden Händen packte sie das eiserne Gitter.

»Komm!«

Nein! Nein! Nein! Es war unmöglich. Wie wahnsinnig packten ihre Hände das Eisen. Aus all den Meeren heraus schrie sie einen Angstschrei!

»Eveline! Evvy!«

Schnell trat er auf die andere Seite der Schranke und rief ihr zu, zu folgen. Er wurde angeschrien, weiterzugehen, aber immer noch rief er sie. Sie wandte ihm ihr weißes Gesicht zu, passiv, wie ein hilfloses Tier. In ihren Augen war nichts, keine Liebe, kein Abschied, kein Erkennen.

Nach dem Rennen

Die Wagen ratterten in der Richtung nach Dublin, glitten dahin wie Kugeln in der Wagenspur der Naas Road. Auf dem Gipfel des Hügels bei Inchicore standen dichtgedrängt die Zuschauer, beobachteten die Wagen, die nach Hause fuhren; und durch diese Gasse der Armut und Untätigkeit jagte der Kontinent seinen Reichtum und seine Industrie. Dann und wann erhob die Menge das Hurrageschrei der dankbar Bedrückten. Ihre Sympathie aber galt den blauen Wagen – den Wagen ihrer Freunde, der Franzosen.

Die Franzosen waren übrigens die wahren Sieger. Ihr Wagen war gut gefahren; sie hatten die zweite und dritte Stelle errungen, und der Fahrer des gewinnenden deutschen Wagens war, wie gemunkelt wurde, ein Belgier. Deshalb begrüßte jeden blauen Wagen doppelter Beifall, als er die Spitze des Hügels erreichte, und jeder Beifall wurde von denen im Wagen mit Lächeln und Kopfnicken beantwortet. In einem dieser schön gebauten Wagen saß eine Gesellschaft von vier jungen Männern, die ausgelassener schienen, als es sonst selbst siegreiche Gallier sind. Diese vier jungen Männer waren in der Tat übermütig. Es waren: Charles Ségouin, der Besitzer des Wagens; André Rivière, ein junger Elektrotechniker kanadischer Herkunft; ein großer Ungar mit Namen Villona und ein sauber angezogener junger Mann mit Namen Doyle. Ségouin war guter Laune, weil er ganz unerwarteterweise einige Aufträge auf spätere Lieferung erhalten hatte (er wollte ein Automobilgeschäft in Paris einrichten), und Rivière war guter Laune, weil er zum Direktor dieses Geschäftes ernannt werden sollte; diese beiden jungen Männer (sie waren Vettern) waren auch wegen des

Erfolges der französischen Wagen guter Laune. Villona war guter Laune, weil er ein sehr befriedigendes Frühstück hinter sich hatte; außerdem war er von Natur aus Optimist. Der vierte der Gesellschaft aber war zu aufgeregt, um wirklich glücklich zu sein.

Er war ungefähr sechsundzwanzig Jahre alt, hatte einen weichen, hellbraunen Schnurrbart und ziemlich unschuldig dreinschauende, graue Augen. Sein Vater, der früher ganz rechtsstehender Nationalist gewesen war, hatte seine Ansichten schnell geändert. Als Metzger in Kingstown war er zu Geld gekommen und dann durch die Eröffnung von Läden in Dublin und den Vorstädten noch vielfach reicher geworden. Außerdem hatte er das Glück gehabt, sich einige Lieferungsverträge für die Polizei zu sichern, und war schließlich so reich geworden, daß die Dubliner Zeitungen von ihm als dem reichen Kaufherrn sprachen. Er hatte seinen Sohn nach England geschickt, wo er in einem großen katholischen College erzogen wurde, und ihn dann auf der Dublin University Jura studieren lassen. Jimmy studierte nicht sehr ernstlich und schlug einige Zeit gehörig über die Stränge.

Er hatte Geld und war beliebt; seltsamerweise teilte er seine Zeit zwischen Musiker- und Automobilistenkreisen. Dann war er für ein Semester nach Cambridge geschickt worden, um das Leben ein wenig kennenzulernen. Wenn sein Vater auch schimpfte, freute er sich im geheimen doch über seine Exzesse; er hatte seine Rechnungen bezahlt und ihn dann nach Hause geholt. In Cambridge hatte er Séguin kennengelernt. Sie waren bis heute noch nicht viel mehr als Bekannte, aber Jimmy fand großes Vergnügen an der Gesellschaft jemandes, der so viel von der Welt gesehen hatte und als Eigentümer einiger der größten Hotels in Frankreich bekannt war. Ein solcher Mann war (und sein Vater war derselben Meinung) die Bekanntschaft wohl wert, selbst

wenn er nicht der reizende Gefährte gewesen wäre, der er wirklich war. Villona war auch unterhaltend – ein glänzender Pianist – aber leider sehr arm.

Der Wagen fuhr mit seiner Last übermütiger Jugend lustig weiter. Die beiden Vettern saßen auf dem Vordersitz; Jimmy und sein ungarischer Freund saßen hinten. Villona war tatsächlich glänzender Laune; meilenlang summt er in seinem tiefen Baß eine Melodie. Die Franzosen warfen Gelächter und leichte Worte über die Schultern, und oft mußte sich Jimmy nach vorne beugen, den schnellen Satz zu erhätschen. Dies war nicht gerade angenehm für ihn, da er fast immer erst nach der Bedeutung suchen und eine passende Antwort gegen den starken Wind zurückrufen mußte. Außerdem hätten Villonas Summen und der Lärm des Wagens jeden andern auch gestört. Schnelle Bewegung durch den Raum wirkt erhebend; genau so wirkt gute Gesellschaft, genau so wirkt der Besitz von Geld. Dies waren drei gute Gründe für Jimmys Erregung. An diesem Tage hatten ihn viele seiner Freunde in Gesellschaft dieser Kontinentalen gesehen. An der Kontrolle hatte ihn Ségouin einem der französischen Fahrer vorgestellt, und als Antwort auf seine verwirrt gemurmelten Glückwünsche hatte dessen schwärzliches Gesicht eine Reihe blendend weißer Zähne gezeigt. Nach dieser Ehre war es angenehm, in die profane Welt der Zuschauer, die sich anstießen und sich bezeichnende Blicke zuwarfen, zurückzukehren. Und dann – was das Geld betrifft, – besaß er wirklich eine große Summe. Ségouin hielt sie vielleicht nicht für groß, aber Jimmy, der trotz zeitweiliger Seitensprünge im Grunde der Erbe solider Instinkte war, wußte wohl, mit welcher Schwierigkeit es zusammengebracht worden war. Dieses Wissen hatte früher seine Rechnungen in den Grenzen vernünftiger Sorglosigkeit gehalten, und wenn er sich der im Gelde ruhenden Arbeit bewußt gewesen war, wo es sich nur um einige

Launen der höheren Intelligenz handelte, wie viel mehr heute, wo er im Begriff war, den größeren Teil seines Kapitals zu wagen. Es war für ihn eine ernste Sache. Natürlich war die Anlage gut, und Ségouin hatte es wohl verstanden, den Eindruck zu erwecken, als würde das bißchen irischen Geldes nur aus Freundschaft in das Kapital des Konzerns aufgenommen. Jimmy hatte vor seines Vaters Scharfblick in geschäftlichen Dingen großen Respekt, und in diesem Falle war es sein Vater gewesen, der als erster diese Anlage angeregt hatte; Geld, das in Autogeschäften angelegt würde, bedeutete großen Gewinn. Außerdem sah Ségouin ganz nach dem Reichtum aus, der so leicht nicht täuscht. Jimmy fing an, den herrlichen Wagen, in dem er saß, in Tagesarbeit umzurechnen. Wie glatt er fuhr! Wie waren sie über die Landstraßen gejagt! Die Fahrt legte einen Zauberfinger an den wirklichen Puls des Lebens, und tapfer bemühte sich die Maschinerie der menschlichen Nerven dem springenden Lauf des schnellen, blauen Tieres zu entsprechen.

Sie fuhren die Dame Street hinunter. Ungewöhnlicher Verkehr belebte die Straße, die Hupen der Autofahrer und die Glocken ungeduldiger Straßenbahnfahrer lärmten. In der Nähe der Bank hielt Ségouin, und Jimmy und sein Freund stiegen aus. Eine kleine Gruppe Leute sammelte sich auf dem Bürgersteig, um dem ratternden Motor zu huldigen. Die Gesellschaft wollte heute abend zusammen in Ségouins Hotel speisen, und bis dahin sollten Jimmy und sein Freund, der bei ihm wohnte, nach Hause gehen und sich umziehen. Der Wagen steuerte langsam nach der Grafton Street, während sich die beiden jungen Leute durch den Trupp der Gaffer ihren Weg bahnten. Sie gingen in nördlicher Richtung weiter; ein seltsames Gefühl der Enttäuschung erfüllte sie, als sie ihre Glieder gebrauchten, während die Stadt über sie ihre bleichen Lichtkugeln in den abendlichen Sommernebel hängte.

Zu Hause bei Jimmy hatte man von diesem Abendessen als einem Ereignis gesprochen. Ein gewisser Stolz mischte sich in die Aufregung seiner Eltern, die nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand; so wirkt die Nennung großer fremder Städte. Jimmy sah gut aus, wenn er angezogen war; und als er im Flur stand und noch einmal die Schleifen des Schlipes gleich zog, fühlte sein Vater sogar im kaufmännischen Sinn so etwas wie Zufriedenheit, daß er seinem Sohne Eigenschaften mit auf den Weg gegeben hatte, die man für Geld nicht kaufen kann. Sein Vater war deshalb ungewöhnlich freundlich gegen Villona, und sein Benehmen zeugte von wirklichem Respekt gegen fremde Vollkommenheiten; aber diese Subtilität seines Gastgebers war wahrscheinlich bei dem Ungarn, der sich sehr nach seinem Dinner sehnte, gar nicht angebracht.

Das Essen war ausgezeichnet, erlesen. Ségouin hatte, wie Jimmy konstatierte, einen ganz raffinierten Geschmack. Die Gesellschaft wurde durch einen jungen Engländer mit Namen Routh vergrößert, den Jimmy bei Ségouin in Cambridge kennengelernt hatte. Die jungen Herren aßen in einem gemütlichen Zimmer, das elektrische Kerzenlampen erleuchteten. Sie sprachen lebhaft und mit wenig Reserve. Jimmy, dessen Phantasie sich entzündete, sah schon, wie die lebhafte Jugend der Franzosen die starren Formen des Engländers mit einer eleganten Arabeske verzierte. Ein anmutiges Bild, das er schuf, dachte er, und ein richtiges dazu. Er bewunderte die Geschicklichkeit, mit der ihr Gastgeber die Unterhaltung führte. Die fünf jungen Männer hatten verschiedenen Geschmack, und ihre Zungen waren gelöst. Villona begann mit ungeheurem Respekt dem leicht überraschten Engländer die Schönheit des englischen Madrigals zu eröffnen, wobei er den Verlust alter Instrumente beklagte. Rivière unternahm es nicht grade geschickt, Jimmy den Triumph der französischen Mechaniker zu erklären.

Die tönende Stimme des Ungarn wollte eben die unechte Technik der romantischen Maler lächerlich machen, als Ségouin seine Gäste auf die Weide der Politik führte. Das war ein Gebiet, auf dem sie alle zu Hause waren. Jimmy fühlte, wie in ihm unter dem edlen Einfluß des Getränks der begrabene Eifer seines Vaters zu neuem Leben erwachte: er brachte schließlich sogar Leben in den apathischen Routh. Im Zimmer wurde es immer schwüler, und jeden Augenblick wurde Ségouins Aufgabe schwerer: es bestand sogar die Gefahr einer Balgerei. Der flinke Gastgeber hob bei einer günstigen Gelegenheit sein Glas zu Ehren der Menschheit, und als der Toast getrunken war, öffnete er ostentativ ein Fenster.

An diesem Abend sah die Stadt aus wie eine Hauptstadt. In einer schwachen Wolke duftenden Rauches bummelten die fünf Leute an Stephen's Green entlang. Sie schwatzten laut und heiter, und ihre Mäntel baumelten von den Schultern. Die Leute machten ihnen Platz. An der Ecke der Grafton Street half ein kurzer, dicker Mann zwei hübschen Damen in einen Wagen, in dem schon ein anderer dicker Herr saß. Der Wagen fuhr ab, und der kurze dicke Mann besah sich die Gesellschaft.

»André!«

»Sieh da! Farley!«

Ein Wortstrom folgte. Farley war Amerikaner. Keiner wußte eigentlich, um was sich das Gespräch drehte. Villona und Rivière waren die Lautesten, aber aufgeregt waren sie alle. Sie stiegen in einen Wagen, quetschten sich mit vielem Gelächter zusammen. Sie fuhren an der Menge, die jetzt in weichen Farben verschwamm, vorbei, und lustige Glocken erklangen. In Westland Row nahmen sie den Zug und verließen einige Sekunden später, wie es Jimmy schien, die Kingstown Station. Der Billeiteinsammler grüßte Jimmy; es war ein alter Mann.

»Schöner Abend, Herr!«

Es war ein heiterer Sommer abend; der Hafen lag wie ein dunkler Spiegel zu ihren Füßen. Sie gingen auf ihn zu, einer am Arm des andern, sangen im Chor *Cadet Roussel*, und stampften jedesmal bei *Ho! Ho! Hohé vraiment* mit den Füßen auf.

Am Landungssteg stiegen sie in ein Ruderboot und fuhren nach der Yacht des Amerikaners. Dort wollte man essen, musizieren, Karten spielen. Villona sagte mit Überzeugung:

»Es ist herrlich!«

In der Kabine stand ein Klavier. Villona spielte für Farley und Rivière einen Walzer, Farley tanzte als Herr und Rivière als Dame. Dann improvisierten sie eine Quadrille, wobei die Herren originelle Figuren erfanden. Was für ein Spaß! Jimmy war mit Leib und Seele dabei; das war doch wenigstens greifbares Leben. Dann konnte Farley nicht mehr und schrie: halt! Ein Mann brachte ein leichtes Abendessen herein, und der Form halber setzten sich die jungen Herren zu Tisch. Aber sie tranken: es war Bohème. Sie tranken auf Irland, England, Frankreich, Ungarn, die Vereinigten Staaten von Amerika. Jimmy hielt eine Rede, eine lange Rede, Villona sagte jedesmal, wenn eine Pause kam, Hört! Hört! Als er sich setzte, wurde tüchtig geklatscht. Es mußte eine gute Rede gewesen sein. Farley schlug ihm auf den Rücken und lachte laut. Was für lustige Brüder! Waren doch lustige Gesellen!

Karten! Karten! Der Tisch wurde abgeräumt. Villona kehrte ruhig an sein Klavier zurück und phantasierte ihnen was vor. Die andern spielten Spiel nach Spiel, stürzten sich kühn in das Abenteuer. Sie tranken auf das Wohl der Herz- und der Karodame. Jimmy empfand dunkel das Fehlen von Zuhörern, der Witz blitzte nur so. Es wurde hoch gespielt, und schon wurde Papier genommen. Jimmy wußte

nicht genau, wer gewann, aber er wußte, daß er verlor. Doch war das seine eigene Schuld; häufig irrte er sich in den Karten, und die andern mußten für ihn den Betrag der Schuldscheine ausrechnen. Es waren ganz verteuflte Kerle, aber er wünschte doch, sie möchten aufhören: es wurde spät. Einer brachte auf die Yacht *The Belle of Newport* einen Toast aus, und dann schlug einer ein letztes, großes Spiel vor. Das Piano schwieg, Villona war sicher auf Deck gegangen. Es war ein furchtbares Spiel. Kurz vor Schluß desselben tranken sie noch einmal, jeder auf sein Glück. Jimmy begriff, daß das Spiel zwischen Routh und Ségouin ging. Was für eine Aufregung! Auch Jimmy war aufgeregt; er würde natürlich verlieren. Wieviel hatte er durch Unterschrift schon als Schuld anerkannt? Die Herren standen auf, um die letzten Stiche zu spielen, redeten und gestikulierten. Routh gewann. Die Kabine wackelte bei dem Freudengeschrei der jungen Männer, und die Karten wurden eingesammelt. Dann fingen sie an einzuheimsen, was sie gewonnen hatten. Farley und Jimmy hatten am meisten verloren. Er wußte, daß er am nächsten Morgen alles bereuen würde, aber augenblicklich freute er sich über die Ruhe, die dunkle Dumpfheit, die sich auf seine Torheit niedersenkte. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch, nahm den Kopf in die Hände, zählte die Schläge seiner Schläfen. Die Kabinentür wurde geöffnet, und er sah den Ungarn in einem Streifen grauen Lichtes stehen:

»Der Tag bricht an, meine Herren.«

Zwei Galane

Der graue, warme Augustabend hatte sich auf die Stadt herabgesenkt, und milde warme Luft, eine Erinnerung an den Sommer, strich durch die Straßen. Eine lustig-bunte Menge schwärmte durch die Straßen, in denen wegen der Sonntagsruhe die Läden geschlossen waren. Wie leuchtende Perlen glänzten die Lampen von den hohen Masten herab auf das lebende Gewoge, das, Form und Farbe dauernd wechselnd, ein immer gleiches, nie verstummendes Gemurmel in die warme, graue Abendluft emporsandte.

Zwei junge Leute kamen den Ruthland Square herunter. Einer von ihnen hatte grade einen langen Monolog beendet. Der andere, der am Rande des Trottoirs ging und manchmal dank der Unhöflichkeit seines Gefährten auf den Fahrweg treten mußte, zeigte ein lustiges, lauschendes Gesicht. Er war untersetzt und hatte rote Wangen. Seine Yachtmütze hatte er weit in den Nacken geschoben, und die Erzählung, der er zuhörte, ließ dauernde Ausdrucks wogen über sein Gesicht fluten, die von den Ecken der Nase, den Augen und dem Munde ausgingen. Leicht wieherndes Gelächter spritzte aus seinem zuckenden Mund. Seine Augen, die in boshafter Freude blinzelten, sahen jeden Augenblick in seines Gefährten Gesicht. Ein- oder zweimal legte er den leichten Waterproof, den er wie ein Toreador über die Schulter geworfen hatte, zurecht. Seine Breeches, seine weißen Schuhe mit den Gummisohlen und sein elegant geschlungener Waterproof brachten Jugend zum Ausdruck. Aber um die Taille war seine Gestalt rundlich, sein Haar war spärlich und grau, und sein Gesicht sah, wenn die Ausdruckswogen verebbten, verwittert aus.

Als er sicher war, daß die Erzählung zu Ende, lachte er geräuschlos eine ganze halbe Minute. Dann sagte er:

»Na! ... Da ist das Ende von weg!«

Seine Stimme schien ohne alle Kraft; und um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, fügte er humorvoll hinzu:

»Da ist das Ende von weg, wirklich das Ende vom Ende von weg, wenn ich mich so ausdrücken darf.« Als er dies gesagt hatte, wurde er ernst und still. Seine Zunge war müde, denn er hatte den ganzen Nachmittag über in einer Wirtschaft in der Dorset Street geschwatz. Die meisten Leute hielten Lenehan für einen Zuhälter, aber trotz dieses Rufes hatte er es durch seine Geschicklichkeit und Beredsamkeit fertiggebracht, daß seine Freunde nie irgendwie Partei gegen ihn ergriffen. Er hatte eine ungezwungene Art, sich einer Gruppe von ihnen in einer Bar zu nähern, sich geschickt am Rande der Gesellschaft zu halten, bis er schließlich der Mittelpunkt wurde. Er war ein lustiger Vagabund, wußte eine Menge Geschichten, blöde Witze und Rätsel. Er hatte kein Gefühl für Unhöflichkeiten. Keiner wußte, wie er die schwere Aufgabe des Lebens löste, aber sein Name stand irgendwie mit Rennschiebereien in Verbindung. »Und wo hast du sie aufgetan, Corley?« fragte er. Corley strich mit der Zunge schnell über die Unterlippe.

»Eines Abends, Mensch«, sagte er, »ging ich durch die Dame Street, da sah ich ein feines Weib unter der Waterhouse Uhr stehen, sagte ihr guten Abend, verstehste. Dann gingen wir am Kanal spazieren, und sie erzählte mir, sie wäre in einem Hause in der Baggot Street in Stellung. Ich legte ihr den Arm um die Taille und drückte sie an diesem Abend ein bißchen. Dann habe ich mich für den nächsten Sonntag mit ihr verabredet. Wir gingen nach Donnybrook, und da nahm ich sie mit in ein Feld. Sie erzählte mir, sie ginge sonst mit einem Milchmann ... Es war herrlich, Mensch. Brachte mir jeden Abend Zigaretten mit und bezahlte die Tram hin und

zurück. Und eines Abends brachte sie mir zwei verflucht feine Zigarren mit – verflucht feine Sorte, verstehste, die der Alte immer rauchte ... Ich hatte Angst, daß es geschnappt hätte. Aber die kennt den Rummel.«

»Vielleicht glaubt sie, daß du sie heiraten willst«, sagte Lenehan.

»Ich hab ihr erzählt, daß ich keine Arbeit habe«, sagte Corley, »hab' ihr auch erzählt, daß ich bei Pim in Stellung war. Meinen Namen kennt sie nicht. Bin denn doch zu schlau, ihr den zu sagen. Aber sie glaubt, ich wäre was Besseres, verstehste.«

Wieder lachte Lenehan geräuschlos.

»Von allen guten Geschichten, die ich je hörte«, sagte er, »ist die bestimmt die beste.«

Corleys ganze Haltung quittierte für dieses Kompliment. Das Wiegen seines dicken Körpers veranlaßte seinen Freund, ein paar leichte Sprünge vom Trottoir auf den Fahrdamm und wieder zurück aufs Trottoir zu machen. Corley war der Sohn eines Polizeiinspektors und hatte seines Vaters Statur und Gang geerbt. Er ging mit den Händen auf den Hüften, hielt sich grade und wiegte den Kopf von links nach rechts. Sein Kopf war dick, rund, fettig; er schwitzte bei jedem Wetter; ein großer, runder Hut, der schief saß, erinnerte an eine Zwiebel, die aus einer andern herauswächst. Er sah immer gradeaus, als wäre er auf der Parade, und wenn er auf der Straße hinter jemandem hergucken wollte, mußte er seinen Körper in den Hüften drehen. Augenblicklich feierte er. Wenn irgendwo eine Stellung frei war, war stets ein Freund bereit, ihn darauf aufmerksam zu machen. Man sah ihn oft ernst plaudernd mit Polizisten in Zivil. Er kannte den springenden Punkt aller Geschichten und gab gerne ein endgültiges Urteil ab. Er sprach, ohne auf das zu hören, was seine Gefährten sagten. Seine Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um ihn selbst, was er dem

und dem gesagt und was der und der ihm gesagt und was er dann wieder gesagt hätte, um die Sache beizulegen. Wenn er diese Dialoge berichtete, aspirierte er den ersten Buchstaben seines Namens, wie Florentiner das tun.

Lenehan bot seinem Freund eine Zigarette an. Als die beiden jungen Männer durch die Menge weitergingen, wandte sich Corley gelegentlich um und lächelte einem der vorbeigehenden Mädchen zu, während Lenehans Blick auf den großen, schwachen Mond gerichtet war, der einen doppelten Hof hatte. Er beobachtete ernst, wie das graue Gewebe aus Zwielflicht über sein Gesicht hinzog. Schließlich sagte er:

»Nun ... sag mal, Corley, hoffentlich gelingt der Schlag, was?«

Als Antwort kniff Corley ausdrucksvoll ein Auge zu.

»Meinst du, sie fällt drauf rein?« fragte Lenehan zweifelnd.

»Bei Weibern kennt man sich nie aus.«

»Schon alles in Ordnung«, sagte Corley. »Weiß schon, wie ich die rumkriege, Mensch. Hat so 'nen kleinen Pips für mich.«

»Du bist, was ich einen lustigen Lothario nenne«, sagte Lenehan. »Und ein echter Lothario dazu.«

Ein Schatten leichten Spottes milderte die Servilität seines Wesens. Seiner selbst wegen sagte er seine Schmeicheleien immer auch so, daß sie als Spott ausgelegt werden konnten. Aber so feinen Geistes war Corley nicht.

»Nichts geht über so 'n feines Dienstmädchen«, behauptete er. »Laß dir das gesagt sein.«

»Von einem, der sie alle durchprobiert hat«, sagte Lenehan.

»Zuerst ging ich mit Mädchen, verstehste«, sagte Corley vertrauensvoll, »Mädchen vom South Circular. Irgendwo, auf der Tram lernte ich sie kennen, bezahlte die Tram oder nahm sie mit ins Konzert oder Theater oder kaufte ihnen Schokolade oder Bonbons oder sonst was. Hab genug Geld

für sie auszugeben«, fügte er überzeugend hinzu, als wüßte er, daß der andere ihm nicht glaubte.

Aber Lenehan glaubte es ganz gerne; er nickte ernst.

»Ich kenne den Rummel«, sagte er, »einer ist immer der Dumme dabei.«

»Der Schlag soll mich rühren, wenn ich auch nur je einen Pfennig dabei verdient habe«, sagte Corley.

»Mich dito«, sagte Lenehan.

»Nur mit einer Ausnahme«, sagte Corley.

Er feuchtete die Oberlippe an, indem er mit der Zunge darüber glitt. Die Erinnerung erhellte seine Augen. Auch er sah nach der blassen Mondscheibe, die jetzt fast verschleiert war, und schien nachzudenken.

»Sie war ... na, ein feines Weib«, sagte er voll Bedauern.

Wieder schwieg er. Dann fügte er hinzu:

»Sie ist jetzt versorgt. Hab sie mal neulich abends mit zwei Kerlen zusammen die Earl Street runterfahren sehen.«

»Und das hast du fertiggebracht, glaube ich«, sagte Lenehan.

»Vor mir waren schon andere dran«, sagte Corley philosophisch.

Diesmal aber wollte Lenehan es nicht glauben. Er wiegte den Kopf hin und her und lächelte.

»Mir kannst du nichts vormachen, das weißt du, Corley«, sagte er.

»Ehrenwort«, sagte Corley. »Hat sie mir ja selbst erzählt.«

Lenehan machte eine tragische Geste.

»Gemeiner Betrüger«, sagte er.

Während sie am Gitter des Trinity College entlang gingen, hüpfte Lenehan auf den Fahrweg und sah hinauf zur Uhr.

»Zwanzig nach«, sagte er.

»Zeit genug«, sagte Corley. »Sie wird schon da sein. Ich lasse sie immer ein bißchen warten.«

Lenehan lachte ruhig.

»Verflixt noch mal, Corley, du weißt, wie man sie anpakken muß«, sagte er.

»Kenne alle ihre kleinen Tricks ganz genau«, gestand Corley.

»Aber hör mal«, sagte Lenehan wieder, »bist du sicher, daß es gelingt? Weißt du, ist doch 'ne kitzlige Sache. In diesem Punkt sind sie verdammt zugeknöpft. Was?«

Seine hellen, kleinen Augen durchforschten, Beruhigung suchend, seines Gefährten Gesicht. Corley bewegte den Kopf hin und her, als wolle er ein hartnäckiges Insekt verjagen, und zog die Brauen zusammen.

»Krtteg's schon fertig«, sagte er. »Überlaß das nur mir, was?«

Lenehan sagte nichts mehr. Er hütete sich wohl, seinem Freunde die Laune zu verderben, zum Teufel gejagt zu werden und zu hören zu bekommen, daß sein Rat nicht erwünscht wäre. Ein wenig Takt war notwendig. Aber Corleys Gesicht war bald wieder glatt. Seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen.

»Sie ist ein nettes, feines Mädel«, sagte er mit Nachdruck, »ja das ist sie.«

Sie gingen über die Nassau Street und bogen dann in die Kildare Street ein. Nicht weit vom Eingang des Clubs stand ein Harfner auf der Straße und spielte einem kleinen Kreis von Zuhörern vor. Achtlos zupfte er an den Saiten, blickte von Zeit zu Zeit schnell in das Gesicht eines Neukommenen und dann wieder von Zeit zu Zeit müde hinauf in den Himmel. Auch seine Harfe, die sich nicht darum kümmerte, daß ihre Hülle sie nur halb bedeckte, schien der Blicke der Fremden und der Hände ihres Herren müde zu sein. Die eine Hand spielte im Baß die Melodie von *Silent, O Moyle*, während die andere nach jeder Gruppe von Tönen in den Diskant fuhr. Die Töne der Melodie klangen tief und voll.

Ohne zu sprechen gingen die beiden jungen Männer die Straße hinauf, die traurige Musik folgte ihnen. Als sie Stephen's Green erreichten, gingen sie über die Straße. Hier erlösten sie der Lärm der Trams, die Lichter und die Menge von ihrem Schweigen.

»Da ist sie«, sagte Corley.

An der Ecke der Hume Street stand ein junges Weib. Sie trug ein blaues Kleid und einen weißen Matrosenhut. Sie stand am Randstein, schwang in der einen Hand einen Sonnenschirm. Lenehan wurde lebendig.

»Will sie mir mal begucken, Corley«, sagte er.

Corley sah seinen Freund von der Seite an, und ein häßliches Grinsen erschien auf seinem Gesicht.

»Willst du mir ins Gehege kommen?« fragte er.

»Verdammt!« sagte Lenehan frech, »Ich will ihr ja gar nicht vorgestellt werden. Will sie mir nur mal begucken. Auffressen tu' ich sie gewiß nicht.«

»O ... Nur mal begucken?« sagte Corley liebenswürdiger.

»Nun ich will dir was sagen. Ich gehe rüber und spreche mit ihr, und du gehst dann vorbei.«

»Gut«, sagte Lenehan.

Ein Bein hatte Corley über die Ketten gehoben, als Lenehan rief:

»Und dann? Wo treffen wir uns?«

»Halb elf«, antwortete Corley, der das andere Bein herüberhob.

»Wo?«

»Ecke Merrion Street. Daher kommen wir zurück.«

»Nun schmeiß den Kram«, sagte Lenehan zum Abschied.

Corley antwortete nicht. Er schlenderte über den Fahrdamm, bewegte den Kopf von der einen Seite auf die andere. Sein dicker Körper, sein langsamer Schritt und der kräftige Klang seiner Stiefel hatten etwas von einem Eroberer an sich. Er näherte sich dem jungen Weibe und fing

gleich, ohne sie zu grüßen, ein Gespräch mit ihr an. Sie schwang ihren Regenschirm schneller und drehte sich halb auf den Absätzen um. Als er auf sie einsprach, lachte sie ein- oder zweimal und neigte den Kopf. Lenehan beobachtete sie einige Minuten. Dann ging er schnell in einiger Entfernung von den Ketten weiter und kreuzte schräg die Straße. Als er sich der Ecke der Hume Street näherte, schlug ihm schwerer Duft entgegen, und seine Augen sahen forschend, ängstlich und schnell das junge Weib an. Sie trug ihr Sonntagskleid. Ein schwarzer Ledergürtel hielt ihren blauen Sergerock in der Taille. Die große, silberne Schnalle ihres Gürtels schien die Mitte ihres Leibes einzudrücken und hielt wie eine Klemme den leichten Stoff ihrer weißen Bluse. Sie trug ein kurzes, schwarzes Jackett mit Perlmutterknöpfen und eine schäbige, schwarze Boa. Die Enden ihrer Tüllkrause waren sorgfältig aufgeplustert, und an ihrem Busen prangte, mit den Stengeln nach oben, ein großer Busch roter Blumen. Lenehans Augen sahen beifällig ihren starken, kurzen, muskulösen Körper. Frische, robuste Gesundheit glühte in ihrem Gesicht, auf ihren fetten, roten Backen und in ihren frechen, blauen Augen. Ihre Gesichtszüge waren grob. Sie hatte breite Nasenlöcher, einen breiten Mund, den zufriedenes Lächeln öffnete, und zwei vorstehende Schneidezähne. Als Lenehan vorbeiging, zog er die Kappe, und nach ungefähr zehn Sekunden erwiderte Corley einen Gruß in die Luft. Dieses tat er, indem er kaum die Hand hob und nachdenklich den Winkel der Stellung seines Hutes veränderte.

Lenehan ging bis an das Shelbourne Hôtel, dort blieb er stehen und wartete. Nach kurzer Zeit sah er sie auf sich zukommen, und als sich die beiden nach rechts wandten, folgte er ihnen und schlich sich in seinen weißen Schuhen leicht auf der einen Seite des Merrion Square weiter, wobei er seinen Schritt nach dem ihren richtete. Er beobachtete Corleys

Kopf, der sich jeden Augenblick dem Gesicht des jungen Weibes zuwandte und an eine dicke Kugel erinnerte, die sich auf einem Pfahl dreht. Er behielt das Paar im Auge, bis er gesehen hatte, daß sie die Stufen zur Donnybrook Tram hinaufgingen; dann drehte er um und ging den Weg, den er gekommen war, zurück.

Als er jetzt allein war, sah sein Gesicht älter aus. Seine Heiterkeit schien ihn zu verlassen, und als er am Gitter des Duke's Lawn vorbeikam, ließ er seine Hand an ihm entlang gleiten. Die Melodie, die der Harfner gespielt hatte, bestimmte seine Bewegungen. Seine leicht beschuhten Füße traten den Takt, während seine Finger nach jeder Gruppe von Tönen müßig eine Skala von Variationen am Geländer ausführten.

Gleichgültig ging er um Stephen's Green und dann die Grafton Street hinunter. Wenn seine Augen auch viele Einzelheiten in der Menge, durch die er ging, bemerkten, taten sie das doch nur mürrisch. Alles, was ihn hätte erfreuen sollen, kam ihm trivial vor, und er reagierte nicht auf die Blicke, die ihn zum Zupacken aufforderten. Er wußte, daß er doch nur sehr viel sprechen, erfinden und belustigen mußte, und sein Gehirn und seine Kehle waren für eine solche Aufgabe zu trocken. Das Problem, wie er die Stunden verbringen könnte, bis er Corley wieder traf, machte ihm einige Sorgen. Weitergehen schien ihm die einzige Möglichkeit, sie zu verbringen. Als er an die Ecke des Ruthland Square kam, wandte er sich nach links und fühlte sich in der dunklen, ruhigen Straße, deren düsteres Aussehen zu seiner Stimmung paßte, behaglicher. Schließlich blieb er vor dem Fenster eines ärmlich aussehenden Lokals stehen, über dem in weißen Buchstaben die Worte *Erfrischungs-Raum* standen. Hinter der Scheibe hingen zwei Schilder: *Ginger Beer* und *Ginger Ale*. Auf einer großen, blauen Schüssel lag ein angeschnittener Schinken und daneben auf einer anderen

Schüssel das Segment eines kümmerlichen Plumpuddings. Ernst betrachtete er eine Zeitlang diese Nahrungsmittel und trat dann, nachdem er vorsichtig die Straße auf und ab gesehen hatte, schnell in das Lokal.

Er war hungrig, denn außer einigen Biskuits, die er bei zwei mürrischen Kellnern bestellt hatte, hatte er seit der Frühstückszeit nichts mehr gegessen. Er setzte sich an einen ungedeckten Holztisch, zwei Arbeiterinnen und einem Mechaniker gegenüber. Ein schlampiges Mädchen bediente ihn. »Was kostet ein Teller Erbsen?« fragte er.

»Drei halfpence, Herr«, sagte das Mädchen.

»Bringen Sie mir einen Teller Erbsen«, sagte er, »und eine Flasche Ginger Beer.«

Es sprach roh, wollte so sein feineres Aussehen Lügen strafen, denn nach seinem Eintritt war das Gespräch gleich verstummt. Sein Gesicht war erhitzt. Um natürlich zu erscheinen, schob er die Kappe in den Nacken und stemmte die Ellbogen auf den Tisch. Der Mechaniker und die beiden Arbeiterinnen betrachteten ihn aufmerksam, ehe sie ihre Unterhaltung leise wieder aufnahmen.

Die Kellnerin brachte ihm einen Teller mit heißen Erbsen, die mit Pfeffer und Essig gewürzt waren, eine Gabel und sein Ginger Beer. Gierig verschlang er seine Mahlzeit und fand sie so gut, daß er sich das Lokal für später merkte. Als er alle Erbsen gegessen hatte, nahm er einen kleinen Schluck Ginger Beer und dachte dann einige Zeit an Corleys Abenteurer. In seiner Phantasie sah er das Liebespaar über irgendeinen dunklen Weg gehen; er hörte Corleys tiefe Stimme, die kräftige Galanterien sagte, und sah wieder den zufrieden geöffneten Mund des jungen Weibes. Diese Vision ließ ihn deutlich seine eigene Armut, sowohl der Börse wie des Geistes, empfinden. Er war das Herumlaufen leid, war es leid, den Teufel beim Schwanz zu ziehen, alle Lügen und Intrigen hingen ihm zum Halse heraus. Im November

wurde er einunddreißig. Sollte er denn nie einträgliche Arbeit finden? Sollte er nie sein eigenes Heim haben? Er dachte, wie herrlich es wäre, hätte er ein warmes Feuer, an das er sich setzen, einen gedeckten Tisch, an dem er sich niederlassen könnte. Lange genug hatte er mit Freunden und Mädchen das Pflaster getreten. Er wußte, was solche Freunde wert waren: er kannte auch die Mädchen. Erfahrung hatte sein Herz der Welt gegenüber verbittert. Aber noch hatte er nicht alle Hoffnung verloren. Nachdem er gegessen hatte, fühlte er sich wohler als vorher, fühlte sich weniger lebensmüde, weniger im Geiste besiegt. Vielleicht war ihm doch noch vergönnt, in einem gemütlichen Winkel zur Ruhe zu kommen und glücklich zu leben, wenn er nur ein gutes, einfaches Mädchen fände, das über ein bißchen Vermögen verfügte.

Er bezahlte der schlampigen Kellnerin twopence und halfpence und verließ das Lokal, um seine Wanderung wieder aufzunehmen. Er ging durch die Capel Street und weiter in der Richtung auf die City Hall. Dann bog er in die Dame Street. An der Ecke der George's Street traf er zwei Freunde, blieb stehen und sprach mit ihnen. Er war froh, daß er von seinem Umherwandern ausruhen konnte. Seine Freunde fragten ihn, ob er Corley gesehen hätte und was es Neues gäbe. Er antwortete, er hätte den Tag mit Corley verbracht. Seine Freunde sprachen sehr wenig. Gedankenlos sahen sie hinter einigen Gestalten in der Menge her und machten dann und wann eine kritische Bemerkung. Der eine sagte, vor einer Stunde hätte er Mac in der Westmoreland Street getroffen. Darauf sagte Lenehan, er wäre am Abend vorher mit Mac bei Egan gewesen. Der junge Mann, der Mac in der Westmoreland Street gesehen hatte, fragte, ob es wahr sei, daß Mac bei einem Billardmatch was gewonnen habe. Davon wußte Lenehan nichts: er erzählte, daß Holohan sie bei Egan freigehalten hätte.

Ein Viertel vor zehn verließ er seine Freunde und ging die George's Street hinauf. Bei den City Markets wandte er sich nach links und ging weiter in die Grafton Street. Die Menge der Mädchen und jungen Männer hatte sich gelichtet, und als er die Straße hinaufging, hörte er viele Gruppen und Paare einander guten Abend sagen. Er ging bis an die Uhr des College of Surgeons: es war gleich zehn. Schnell ging er an der Nordseite des Green entlang, beeilte sich, weil er fürchtete, Corley würde früher zurückkommen. Als er die Ecke der Merrion Street erreicht hatte, stellte er sich in den Schatten einer Laterne und holte eine der Zigaretten hervor, die er sich aufgehoben hatte, und zündete sie an. Er lehnte sich gegen den Laternenpfahl und sah starr in die Richtung, aus der nach seiner Meinung Corley und das junge Weib kommen mußten.

Sein Geist wurde wieder lebendig. Er fragte sich, ob Corley wohl Erfolg gehabt hätte. Er fragte sich, ob er sie schon darum gebeten oder es sich bis zuletzt aufgespart hätte. Er durchlebte sowohl alle Qual und Angst der Situation seines Freundes als auch der eigenen. Aber der Gedanke an Corleys langsam sich drehenden Kopf beruhigte ihn etwas; er war sicher, daß Corley die Sache fertig brachte. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß Corley sie vielleicht auf einem andern Wege nach Hause begleitet und ihn einfach versetzt hätte. Seine Augen durchsuchten die Straßen: keine Spur von ihnen. Es war doch sicher eine halbe Stunde her, seit er auf die Uhr des College of Surgeons gesehen hatte. Brachte Corley so was fertig? Er steckte die letzte Zigarette an und fing an, sie nervös zu rauchen. Jedesmal wenn an der ferneren Ecke des Square eine Tram hielt, sah er angestrengt hin. Sie waren sicher einen andern Weg nach Hause gegangen. Das Papier seiner Zigarette platzte, und mit einem Fluch warf er sie auf die Straße.

Plötzlich sah er die beiden auf sich zukommen. Er wurde

auf einmal ganz froh, blieb dicht an seinem Laternenpfahl stehen und versuchte aus ihrem Gang das Resultat zu erkennen. Sie gingen schnell, das junge Weib machte eilige, kurze Schritte, während Corley mit seinen langen Schritten neben ihr her ging. Sie schienen nicht zu sprechen. Eine Ahnung des Resultates durchzuckte ihn, als würde er mit einem spitzen, scharfen Instrument gestochen. Er wußte, daß Corley keinen Erfolg gehabt hatte: er wußte, daß alles vorbei war. Sie bogen in die Baggor Street, und er ging sofort auf dem andern Trottoir hinter ihnen her. Wenn sie stehenblieben, blieb er auch stehen. Sie sprachen einige Augenblicke, und dann ging das junge Weib die Stufen in den Vorgarten eines Hauses hinunter. Corley blieb am Rande des Trottoirs in einiger Entfernung von den Stufen stehen. Ein paar Minuten verstrichen. Dann wurde die Flurtür langsam und vorsichtig geöffnet. Eine Frau lief hustend die Stufen hinab. Corley wandte sich um und ging auf sie zu. Seine breite Gestalt verdeckte ein paar Sekunden lang die ihre, und dann sah man sie wieder die Treppe hinaufeilen. Die Tür schloß sich hinter ihr, und Corley ging schnell auf Stephen's Green zu. Lenehan eilte in derselben Richtung vorwärts. Einige leichte Regentropfen fielen. Er nahm sie als Warnung, sah nach dem Hause zurück, in das die junge Frau gegangen war, um sich zu vergewissern, daß er nicht beobachtet wurde, und lief dann eilig über den Fahrdamm. Er keuchte vor Aufregung und vom schnellen Lauf. Er rief: »Hallo, Corley!«

Corley wandte den Kopf, um zu sehen, wer ihn gerufen hatte, und ging weiter wie vorher. Lenehan lief hinter ihm her, schob mit der einen Hand den Waterproof auf die Schulter.

»Hallo, Corley!« rief er wieder.

Er holte seinen Freund ein und sah ihm forschend ins Gesicht. Er konnte nichts darin sehen.

»Nun?« sagte er. »Hat's geklappt?«

Sie hatten die Ecke des Ely Place erreicht. Aber ohne zu antworten, schwenkte Corley nach links und ging die Seitenstraße hinauf. Sein Gesicht zeigte starre Ruhe. Lenehan ging im gleichen Schritt mit seinem Freunde, atmete schwer. Er fühlte sich betrogen, und seine Stimme klang leicht drohend:

»Willst du nicht raus damit?« sagte er. »Hat's nicht gefleckt?«

Corley machte bei der ersten Laterne halt und sah grimmig vor sich nieder. Dann hob er mit ernster Geste eine Hand gegen das Licht und öffnete sie lächelnd langsam dem Bücke seines Jüngers. Eine kleine Goldmünze glänzte in der flachen Hand.

Die Familienpension

Frau Mooney war eines Metzgers Tochter. Sie war eine Frau, die sehr gut was für sich behalten konnte: eine entschlossene Frau. Sie hatte den ersten Gesellen ihres Vaters geheiratet und in der Nähe von Spring Gardens eine Metzgerei eröffnet. Aber kaum war sein Schwiegervater tot, als Herr Mooney zu bummeln anfang. Er trank, plünderte die Ladenkasse und machte gehörig Schulden. Es hatte gar keinen Zweck, ihm ein Versprechen abzunehmen: ein paar Tage später ging's ganz sicher wieder los. Er ruinierte sein Geschäft, weil er sich in Gegenwart von Kunden mit seiner Frau prügelte und schlechtes Fleisch verkaufte. Eines Abends ging er mit dem Hackbeil auf seine Frau los, und sie mußte im Nachbarhause schlafen.

Danach lebten sie getrennt. Sie ging zum Priester und erwirkte eine Trennung von ihm, die Kinder wurden ihr zugesprochen. Sie wollte ihm weder Geld noch Nahrung noch Wohnung geben; und so mußte er beim Sheriff Beschäftigung suchen. Er war ein schäbiger, krummer, kleiner Säufer mit weißem Gesicht, weißem Schnurrbart und weißen Augenbrauen, die wie Bleistiftstriche über seinen kleinen, rotgeäderten, entzündeten Augen lagen; den ganzen Tag über saß er im Bureau des Amtmanns und wartete darauf, daß er was zu tun bekäme. Frau Mooney, die den Rest ihres Geldes aus der Metzgerei gezogen und in der Hardwicke Street eine Familienpension aufgemacht hatte, war eine große, imponierende Frau. In ihrem Haus stiegen viele Passanten ab, Touristen aus Liverpool und von der Insel Man, gelegentlich aber auch Künstler aus der Music Hall. Ihre Stammkundschaft bestand aus städtischen Beam-

ten. Geschickt und mit fester Hand regierte sie das Haus, wußte, wann sie Kredit geben durfte, wann sie streng sein mußte und wann sie die Dinge laufen lassen konnte wie sie liefen. Alle jungen Pensionäre sprachen von ihr als der Madame.

Frau Mooneys Pensionäre zahlten für Kost und Logis fünfzehn Shilling wöchentlich. Bier oder Stout bei Tisch extra. Sie hatten alle den gleichen Geschmack, die gleichen Beschäftigungen und aus diesem Grunde vertrugen sie sich alle gut. Sie besprachen miteinander die Chancen von Favoriten und Outsidern. Jack Mooney, Madames Sohn, der bei einem Kommissionsagenten in der Fleet Street in Stellung war, galt für nicht ganz leicht. Gerne gebrauchte er soldatische, obszöne Ausdrücke: gewöhnlich kam er erst frühmorgens nach Hause. Wenn er seine Freunde traf, hatte er ihnen immer eine saftige Geschichte zu erzählen und einen guten Tip zur Hand, daß heißt: ein Pferd, das gewinnen würde, oder einen Künstler, den man unbedingt sehen mußte. Er war auch schnell mit den Fäusten bei der Hand und sang komische Lieder. Sonntag abends versammelte man sich oft in Frau Mooneys vorderem Salon. Die Künstler aus der Music Hall gaben was zum besten; und Sheridan spielte Walzer und Polkas und improvisierte Begleitungen. Polly Mooney, Madames Tochter, sang dann auch. Sie sang:

Ich bin ... ein böses Mädchen,

Des schämt euch nicht!

Ich bin's nun mal.

Polly war ein schwächtiges Mädchen von neunzehn Jahren; sie hatte helles, weiches Haar und einen kleinen, vollen Mund. Ihre grauen, leicht ins Grünliche spielenden Augen sahen gewöhnlich in die Höhe, wenn sie mit jemandem sprach, wodurch sie wie eine kleine, perverse Madonna aussah. Frau Mooney hatte ihre Tochter zuerst als Tippfräulein in das Bureau eines Getreidehändlers geschickt, als

aber ein schlecht beleumundeter Beamter des Sheriffs jeden zweiten Tag ins Bureau kam und um die Erlaubnis bat, mit seiner Tochter ein Wort sprechen zu dürfen, hatte sie ihre Tochter wieder ins Haus genommen und im Haushalt beschäftigt. Da Polly sehr lebhaft war, sollte sie sich mit den jungen Leuten befassen. Außerdem haben junge Leute gern ein junges Mädchen in ihrer Nähe. Polly flirtete natürlich mit den jungen Leuten, aber Frau Mooney, die eine scharfe Beobachterin war, merkte wohl, daß die jungen Leute sich nur die Zeit mit ihr vertrieben. Keiner von ihnen biß an. So ging das eine ganze Weile, und Frau Mooney dachte schon daran, Polly wieder an die Schreibmaschine zu schicken, als sie merkte, daß sich zwischen Polly und einem der jungen Leute etwas anbahnte. Sie beobachtete das Paar und hielt sich ganz still.

Polly wußte, daß sie beobachtet wurde, aber das hartnäckige Schweigen ihrer Mutter war nicht mißzuverstehen. Zwischen Mutter und Tochter hatte keine offene Mitschuld, kein offenes Einvernehmen bestanden, und obwohl die Leute im Hause von der Sache zu sprechen anfangen, griff Frau Mooney doch nicht ein. Polly wurde wohl ein bißchen seltsam in ihrem Benehmen, und der junge Mann war augenscheinlich beunruhigt. Schließlich aber griff Frau Mooney, als sie den Augenblick für gekommen hielt, ein. Sie ging mit moralischen Problemen um wie das Hackbeil mit dem Fleisch: und in diesem Falle wußte sie genau, was sie wollte.

Es war ein heller, Hitze versprechender Sonntagmorgen im Frühsommer, eine leichte Brise wehte. Alle Fenster der Pension standen offen, und die Spitzenvorhänge bauschten sich unter den hochgeschobenen Rahmen leicht nach der Straße hin. Vom Turm der Georgs Kirche klang dauerndes Geläute, und Gläubige gingen einzeln oder in Gruppen quer über den kleinen, kreisrunden Platz vor der Kirche,

zeigten ihr Vorhaben sowohl durch ihr beherrschtes Benehmen als auch durch die kleinen Bücher in ihren behandschuhten Händen. In der Pension war das Frühstück vorüber; der Tisch des Frühstückszimmers stand voll Geschirr, auf dem Eigelbspuren neben Kanten von Schinkenspeck und Speckschwarten lagen. Frau Mooney saß in ihrem Rohrsessel und beobachtete das Dienstmädchen Mary, die das Frühstücksgeschirr abräumte. Sie ließ Mary die Krusten und die Brotstücke einsammeln, die für den Dienstag-Brot-Pudding verwandt werden sollten. Als der Tisch abgeräumt, das Brot eingesammelt, Butter und Zucker hinter Schloß und Riegel waren, durchdachte sie noch einmal die Unterredung, die sie am Abend vorher mit Polly gehabt hatte. Die Sache war so, wie sie vermutet hatte: sie hatte ganz ohne Scheu gefragt, und Polly hatte ebenso frei geantwortet. Beide waren natürlich etwas verlegen gewesen. Sie war verlegen gewesen, weil sie das, was sie nun erfuhr, nicht zu freundlich aufnehmen oder gar den Anschein des geheimen Einverständnisses erwecken wollte, und Polly war verlegen gewesen, nicht nur weil solche Anspielungen sie immer verlegen machten, sondern weil man auch nicht glauben sollte, sie hätte in ihrer klugen Unschuld hinter der Toleranz ihrer Mutter die Absicht erraten. Instinktiv sah Frau Mooney auf die kleine, vergoldete Uhr auf dem Kamin, als sie durch ihre Träumerei hindurch merkte, daß die Glocken der Georgs Kirche nicht mehr läuteten. Es war siebzehn Minuten nach elf; so hätte sie Zeit genug, die Sache mit Herrn Doran zu besprechen und konnte Punkt 12 in der Malbourough Street sein. Sie war des Sieges sicher. Zuerst mal hatte sie das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung für sich: sie war eine schwer beleidigte Mutter. Sie hatte ihn unter ihrem Dach wohnen lassen, weil sie annahm, er sei ein Ehrenmann, und er hatte ganz einfach ihre Gastfreundschaft mißbraucht. Er war vierunddreißig oder fünfunddreißig Jahre alt, so

daß Jugend für ihn nicht als Entschuldigung angeführt werden konnte; auch konnte Unwissenheit nicht als Entschuldigung gelten, denn er war ein Mann, der von der Welt was gesehen hatte. Er hatte ganz einfach Pollys Jugend und Un-
erfahrenheit mißbraucht: das war evident. Die Frage war nur: Wie würde er das wiedergutmachen?

Und in einem solchen Falle war Wiedergutmachung unbedingt erforderlich. Für den Mann ist das alles sehr leicht: er kann seiner Wege gehen, als wenn nichts passiert wäre, nachdem er seinen Spaß gehabt hat, aber das Mädchen hat drunter zu leiden. Manche Mütter würden sicher gerne eine solche Geschichte für eine Geldsumme vergessen. Sie kannte solche Fälle. Aber das wollte sie nicht. Für sie konnte nur durch eins der Verlust der Ehre ihrer Tochter wiedergutmacht werden: Heirat.

Sie zählte noch einmal alle ihre Trümpfe, bevor sie Mary in Herrn Dorans Zimmer schickte, ihm zu bestellen, sie wünsche ihn zu sprechen. Sie fühlte ganz bestimmt, daß sie siegen würde. Er war ein ernster, junger Mann, war nicht leichtfertig und laut wie die andern. Hätte es sich um Herrn Sheridan oder Herrn Meyde oder Bantam Lyons gehandelt, ihre Aufgabe wäre viel schwieriger gewesen. Sie glaubte nicht, daß er es auf einen Skandal ankommen lassen würde. Alle Bewohner des Hauses wußten von der Geschichte; Einzelheiten waren von einigen dazu erfunden worden. Außerdem war er seit dreizehn Jahren auf dem Bureau eines großen katholischen Weinhändlers tätig, und ein Skandal bedeutete für ihn vielleicht den Verlust seiner Stelle. Wenn er aber zustimmte, konnte alles gut werden. Sie wußte, daß er eine gute Stelle hatte, und vermutete, daß er was auf die hohe Kante gelegt hatte.

Fast halb! Sie stand auf und besah sich im Spiegel. Der entschlossene Ausdruck ihres großen, blühenden Gesichtes befriedigte sie, und sie dachte an einige Mütter aus ihrem

Bekanntenkreis, die ihre Töchter nicht loswerden konnten.

Herr Doran war an diesem Sonntagmorgen in der Tat sehr aufgeregt. Er hatte schon zweimal versucht, sich zu rasieren, aber seine Hand war so unsicher gewesen, daß er hatte aufhören müssen. Ein dreitägiger, rötlicher Bart umrahmte seine Kiefer, und alle zwei oder drei Minuten beschlugen seine Gläser, so daß er sie abnehmen und mit dem Taschentuch abputzen mußte. Die Erinnerung an seine Beichte vom Vorabend war für ihn die Ursache beißender Qual; der Priester hatte jede lächerliche Kleinigkeit der Angelegenheit herausgeholt und schließlich seine Sünde als so groß dargestellt, daß er schon dankbar war, als ihm eine Gelegenheit zur Wiedergutmachung gegeben wurde. Der Schaden war nun einmal geschehen. Was konnte er jetzt anders tun als sie heiraten oder fortlaufen? Einfach das Gegenteil behaupten, war unmöglich. Die Sache wurde sicher ruchbar, und auch sein Brotherr würde davon erfahren. Dublin ist ja so klein: jeder weiß, was der andere tut. Er fühlte, wie ihm das Herz im Halse schlug, als er in seiner aufgeregten Phantasie den alten Herrn Leonhard mit der krächzenden Stimme schreien hörte: Rufen Sie bitte mal Herrn Doran rauf!

Alle seine langen Dienstjahre umsonst! Aller Eifer, aller Fleiß für die Katz! Als Jüngling hatte er natürlich über die Stränge geschlagen; er hatte sich seines Freidenkertums gerühmt und in Wirtshäusern seinen Freunden gegenüber die Existenz Gottes gelegnet. Aber das war jetzt alles vorbei oder doch beinahe. Wohl kaufte er noch jede Woche eine Nummer von *Reynold's Newspaper*, aber er versäumte seine religiösen Pflichten nicht und führte neun Zehntel des Jahres ein sehr regelmäßiges Leben. Er hatte Geld genug, einen Haushalt zu gründen; das war es nicht. Aber die Familie würde auf sie herabblicken. Zuerst war da ihr übel

beileumundeter Vater, und dann hatte die Pension ihrer Mutter allmählich einen gewissen Ruf bekommen. Er hatte so das Gefühl, daß man ihn reinlegen wollte. Er konnte sich seine Freunde vorstellen, wie sie über die Sache sprachen und lachten. Sie war ein bißchen gewöhnlich; manchmal machte sie beim Sprechen grammatische Fehler. Aber was kümmerte ihn die Grammatik, wenn er sie wirklich liebte. Er konnte sich nicht entschließen, sie wegen des Vorgefallenen zu lieben oder zu verachten. Natürlich hatte er es auch getan. Sein Instinkt trieb ihn, frei zu bleiben, nicht zu heiraten. Ist man erst mal verheiratet, dann ist's vorbei.

Während er hilflos in Hemd und Hose auf der Bettkante saß, klopfte sie leise an seine Tür und trat ein. Sie erzählte Ihm alles, daß sie ihrer Mutter alles gebeichtet hätte, daß ihre Mutter heute morgen mit ihm sprechen würde. Sie weinte, schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

»O Bob! Bob! Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?«

Sie wollte sich das Leben nehmen, sagte sie.

Er tröstete sie schwach, sagte ihr, sie solle nicht weinen, es würde noch alles gut, sie solle keine Angst haben. Er fühlte, wie ihre Brust gegen sein Hemd wogte.

Was passiert war, war nicht so ganz seine Schuld. Mit dem seltsam geduldigen Gedächtnis der Junggesellen erinnerte er sich der ersten zufälligen Liebkosungen durch ihr Kleid, ihren Atem, ihre Finger. Dann hatte sie eines Abends spät, als er sich auszog, schüchtern an seine Tür geklopft. Sie wollte ihre Kerze an der seinen wieder anzünden, denn ein Windstoß hatte ihre ausgeblasen. Es war der Abend, an dem sie immer badete. Sie trug eine lose, offene Frisierjacke aus bedrucktem Flanell. Ihr weißer Spann leuchtete im Ausschnitt ihrer mit Pelz besetzten Pantoffeln, und warm glühte das Blut hinter ihrer duftenden Haut. Als sie ihre Kerze anzündete und fester in den Halter drückte, strömte

auch von ihren Händen und Handgelenken schwacher Duft.

An den Abenden, an denen er sehr spät nach Hause kam, wärmte sie für ihn das Abendessen auf. Er merkte kaum, was er aß, wenn er sie so allein neben sich fühlte, nachts, in dem schlafenden Hause. Und an alles dachte sie! War die Nacht irgendwie kalt oder feucht oder windig, dann stand ganz sicher ein kleiner Krug Punsch für ihn bereit. Vielleicht konnten sie miteinander glücklich werden ...

Auf den Zehen gingen sie zusammen hinauf, jedes mit einer Kerze, wechselten auf dem dritten Treppenabsatz zögernd einen Gutenachtgruß. Sie küßten sich. Er erinnerte sich gut ihrer Augen, der Berührung ihrer Hand und seines Rausches ...

Aber der Rausch vergeht. Er wiederholte ihren Satz, wandte ihn auf sich selbst an: Was soll ich tun? Der Instinkt des Junggesellen warnte ihn, auf der Hut zu sein. Aber die Sünde war da; sein Gefühl für Ehre sagte ihm, daß eine solche Sünde wiedergutmacht werden mußte.

Während er mit ihr auf dem Bettrand saß, kam Mary an die Tür und sagte, die gnädige Frau wünsche ihn im Wohnzimmer zu sprechen. Er stand auf, zog Rock und Weste an, war hilfloser als je. Als er angezogen war, ging er hin zu ihr, sie zu trösten. Alles würde schon gut werden, nur keine Angst. Er ließ sie weinend und leise O, mein Gott seufzend, auf dem Bett zurück. Während er die Treppe hinunterging, beschlug seine Brille so, daß er sie abnehmen und putzen mußte. Am liebsten wäre er durch das Dach in ein anderes Land geflogen, wo er nie wieder von seiner Sorge gehört hätte, und doch trieb ihn eine Gewalt hinab, Stufe um Stufe. Die unversöhnlichen Gesichter seines Brotherrn und der Madame sahen starr auf seine Not. Auf der letzten Treppe ging er an Jack Mooney vorbei, der aus der Speisekammer kam und zwei Flaschen Bass an die Brust drückte.

Sie grüßten einander kühl; und die Augen des Liebhabers hafteten eine oder zwei Sekunden auf einem dicken Bulldoggengesicht und einem Paar dicker, kurzer Arme. Als er den Fuß der Treppe erreichte, blickte er hinauf und sah, wie Jack Ihn von der Tür des hinteren Zimmers aus beobachtete.

Plötzlich dachte er an den Abend, an dem einer der Künstler aus der Music Hall, ein kleiner, blonder Londoner, eine ziemlich freie Anspielung auf Polly gemacht hatte. Die Gesellschaft wäre wegen Jacks Heftigkeit beinahe aufgefliegen. Jeder versuchte, ihn zu beruhigen. Der Music-Hall-Künstler, der ein bißchen blasser geworden war, lächelte dauernd und sagte, so schlimm wäre es nicht gemeint: aber Jack brüllte ihn weiter an, daß er dem, der sich so was mit seiner Schwester erlaubte, todsicher die Zähne einschlagen würde. Weinend saß Polly kurze Zeit auf dem Bettrande. Dann trocknete sie sich die Augen und ging hinüber zum Spiegel. Sie tauchte den Zipfel des Handtuches in die Wasserkanne und erfrischte ihre Augen mit dem kühlen Wasser. Sie besah sich im Profil und steckte über dem Ohr eine Haarnadel zurecht. Dann ging sie wieder zurück an das Bett und setzte sich ans Fußende. Lange betrachtete sie die Kissen, und ihr Anblick erweckte in ihr geheime, liebe Erinnerungen. Sie lehnte den Nacken gegen das kühle, eiserne Bettgestell und verfiel in Träumerei. Auf ihrem Gesicht war von Aufregung nichts mehr zu sehen.

Sie wartete geduldig, fast fröhlich, ohne Aufregung, ihre Erinnerungen machten allmählich Hoffnungen und Visionen der Zukunft Platz. Ihre Hoffnungen und Visionen waren so sehr verwickelt, daß sie die weißen Kissen, auf die ihr Blick geheftet war, nicht länger sah, sich nicht erinnerte, daß sie auf etwas wartete.

Schließlich hörte sie ihre Mutter rufen. Sie sprang auf die Füße und lief an das Geländer.

»Polly! Polly!«

»Ja, Mama!«

»Komm runter, Liebling. Herr Doran möchte mit dir sprechen.«

Da fiel ihr auf einmal ein, worauf sie gewartet hatte.

Eine kleine Wolke

Vor acht Jahren hatte er von seinem Freunde an der North Wall Station Abschied genommen und ihm glückliche Reise gewünscht. Gallaher hatte es zu etwas gebracht. Das merkte man gleich: er sah aus wie jemand, der viel herumgekommen ist, trug einen gut geschnittenen Tweedanzug und war sehr sicher beim Sprechen. Wenige verfügten über seine Fähigkeiten, und noch weniger konnten solche Erfolge ertragen. Gallaher hatte das Herz auf dem rechten Fleck und seinen Erfolg wohl verdient. Einen solchen Freund zu haben, war schon was wert.

Seit dem Frühstück hatten sich die Gedanken des kleinen Chandler immer nur mit seiner Begegnung mit Gallaher, mit Gallahers Einladung und der großen Stadt London, in der Gallaher wohnte, beschäftigt. Er wurde der kleine Chandler genannt, weil er die Vorstellung eines kleinen Mannes erweckte, wenn er auch nur wenig unter dem Durchschnitt maß. Seine Hände waren weiß und klein, seine Gestalt schwächlich, seine Stimme war ruhig und sein Benehmen ausgesucht. Er verwandte die größte Sorgfalt auf sein helles, seidenweiches Haar und seinen Schnurrbart und parfümierte leicht sein Taschentuch. Die Halbmonde seiner Nägel waren vollkommen, und wenn er lächelte, sah man eine Reihe weißer Kinderzähne.

Während er in den King's Inns an seinem Pult saß, dachte er, welche Veränderungen diese acht Jahre doch mit sich gebracht hatten. Der Freund, den er in schäbigen und ärmlichen Kleidern gekannt hatte, war eine glänzende Figur der Londoner Presse geworden. Er blickte oft auf von seiner langweiligen Schreiberei und sah aus dem Bureaufenster.

Das Glühen eines späten Herbstsonnenuntergangs lag auf den Rasenplätzen und Alleen. Es warf einen Regen freundlich goldenen Staubes auf die schlumpigen Ammen und die wackligen, alten Männer, die auf den Bänken dösten; es flackerte auf all den sich bewegenden Gestalten – auf den Kindern, die schreiend über die Kiespfade liefen, und auf jedem, der durch die Gärten ging. Er beobachtete das Schauspiel und dachte an das Leben; und wurde, wie das jedesmal der Fall war, wenn er an das Leben dachte, traurig. Eine leichte Melancholie befiel ihn. Er fühlte, wie nutzlos es war, gegen das Geschick anzukämpfen; dies war die schwere Weisheit, die die Jahrhunderte ihm vermacht hatten.

Er dachte an die Gedichtbände auf seinem Bücherbrett zu Hause. Er hatte sie in seiner Junggesellenzeit gekauft, und manchen Abend, während er in dem kleinen Zimmer neben dem Flur saß, war er in Versuchung gewesen, einen aus dem Bücherbrett zu nehmen und seiner Frau daraus vorzulesen. Aber Scheu hatte ihn immer zurückgehalten; und so waren die Bücher auf ihrem Brett stehengeblieben. Manchmal wiederholte er sich einige Verse, und das tröstete ihn.

Als seine Stunde geschlagen hatte, stand er auf und nahm förmlich Abschied von seinem Pult und seinen Kollegen. Unter dem feudalen Bogen der King's Inns tauchte er auf, eine saubere, bescheidene Gestalt, und ging schnell die Henrietta Street hinunter. Der goldene Sonnenuntergang verschwand, und die Luft war scharf geworden. Eine Schar schmutziger Kinder bevölkerte die Straße. Sie standen oder liefen auf dem Fahrweg, krochen die Stufen vor den gähnenden Türen hinauf oder hockten wie Mäuse auf den Schwellen. Der kleine Chandler beschäftigte sich in seinen Gedanken nicht mit ihnen. Geschickt bahnte er sich einen Weg durch all dies kleine, wurmähnliche Leben und ging im Schatten der elenden Gespensterhäuser, in denen der

alte Adel Dublins ein lustiges Leben geführt hatte. Keine Erinnerung der Vergangenheit stieg in ihm auf, denn sein Geist war voll einer gegenwärtigen Freude.

Noch nie war er bei Corless gewesen, aber er wußte, was der Name bedeutete. Er wußte, daß nach dem Theater die Leute dahin gingen, Austern aßen und Liqueure tranken; er hatte auch gehört, daß die Kellner dort Französisch und Deutsch sprachen. Wenn er abends schnell daran vorbeiging, hatte er vor der Tür Cabs stehen, reich gekleidete Damen in Begleitung von Kavalieren aussteigen und schnell eintreten sehen. Sie trugen rauschende Kleider und Pelze. Ihre Gesichter waren gepudert, und sie hoben ihre Kleider, wenn sie die Erde berührten, wie erschreckte Atalanten. Er war immer daran vorbeigegangen, ohne auch nur den Kopf zu drehen, um hinzusehen. Es war seine Gewohnheit, auf der Straße schnell zu gehen, selbst bei Tage, und wenn er abends spät noch in der Stadt war, eilte er ängstlich und aufgeregt seines Wegs. Manchmal aber suchte er gradezu die Ursachen seiner Furcht. Er wählte die dunkelsten und engsten Straßen, und während er ruhig weiterging, verwirrte ihn das Schweigen, das um seine Schritte gebreitet war, verwirrten ihn die wandernden, schweigenden Gestalten; und manchmal ließ ihn ein Ton leisen, flüchtigen Gelächters wie ein Blatt erzittern.

Er wandte sich nach rechts, nach der Capel Street. Ignatius Gallaher bei der Londoner Presse! Wer hätte das vor acht Jahren für möglich gehalten? Doch als der kleine Chandler jetzt die Vergangenheit überblickte, konnte er sich vieler Anzeichen erinnern, die für die zukünftige Größe seines Freundes sprachen. Für gewöhnlich sagte man, Ignatius Gallaher wäre verrückt. Freilich verkehrte er damals mit einer Schar liederlicher Brüder, soff und pumpte überall. Schließlich war er sogar in eine dunkle Geschichte verwickelt, irgendeine Geldtransaktion: so lautete wenigstens

eine Version über seine Flucht. Aber niemand sprach ihm Talent ab. Es war immer ein gewisses Etwas in Ignatius Gallaher, das unwillkürlich Eindruck auf einen machte. Selbst wenn er nicht aus noch ein wußte, wenn er nirgendwo Geld auftreiben konnte, ließ er sich das doch nicht merken. Der kleine Chandler erinnerte sich (und diese Erinnerung ließ seine Wangen vor Stolz leicht erröten) an einen von Ignatius Gallahers Aussprüchen, wenn er in der Klemme war:

»Einen Augenblick, Jungens«, pflegte er scherzend zu sagen, »muß mir das eben mal durch den sogenannten Kopf gehen lassen.«

Das war so echt Ignatius Gallaher; und, verdammt noch mal, man mußte ihn einfach bewundern.

Der kleine Chandler beschleunigte seine Schritte. Zum erstenmal im Leben fühlte er sich den Leuten, an denen er vorbeiging, überlegen. Zum erstenmal empörte sich seine Seele gegen die dumme Uneleganz der Capel Street. Es war ohne allen Zweifel: wollte man Erfolg haben, mußte man raus. In Dublin war nichts zu machen. Als er über die Grattan Bridge ging, sah er den Fluß hinunter in der Richtung der unteren Kais und empfand Mitleid mit den armen, elenden Häusern. Sie kamen ihm vor wie eine Schar Landstreicher, die am Flußufer eng zusammenkauerten, deren alte Mäntel mit Staub und Ruß bedeckt waren, die staunend das Panorama des Sonnenuntergangs betrachteten und auf die erste Nachtkälte warteten, die sie aufstehen, sich schütteln und weitergehen ließ. Er fragte sich, ob er wohl ein Gedicht schreiben könnte, das seinen Gedanken Ausdruck verlieh. Vielleicht konnte Gallaher es für ihn in irgendeiner Londoner Zeitung unterbringen. Könnte er wohl etwas Originelles schreiben? Er war nicht sicher, welchen Gedanken er zum Ausdruck bringen wollte, aber der Gedanke, daß ein poetisches Gefühl ihn erfaßt hatte, er-

weckte in ihm etwas wie aufkeimende Hoffnung. Mutig schritt er weiter.

Jeder Schritt brachte ihn London näher, weiter fort von seinem eigenen, nüchternen, unkünstlerischen Leben. Ein Licht zitterte am Horizont seines Geistes. Er war nicht so alt – zweiunddreißig. Er war gereiften Charakters, das konnte er wohl sagen. Es gab so viele Stimmungen und Eindrücke, die er gerne in Versen ausgedrückt hätte. Er fühlte sie in sich. Er versuchte, seine Seele zu ergründen, wollte wissen, ob es eine Dichterseele war. Er hielt Melancholie für die vorherrschende Note seines Temperaments, aber es war eine Melancholie, die durch Rückkehr zum Glauben, Resignation und einfache Freude gemildert wurde. Könnte er ihr in einem Band Gedichte Ausdruck verleihen, würden die Menschen vielleicht aufhorchen. Nie würde er populär werden: das fühlte er. Auf die Menge vermochte er nichts, aber vielleicht konnte er auf einen kleinen Kreis verwandter Geister wirken. Die englischen Kritiker würden ihn vielleicht wegen der melancholischen Note seiner Gedichte als einen Zugehörigen der keltischen Schule anerkennen; außerdem würden sie Anspielungen hineinbringen. Er begann, Sätze und Abschnitte aus dem Artikel zu erfinden, den man seinem Buche widmen würde. *Herr Chandler hat die Gabe des leichten und anmutigen Verses ... Eine sehnsüchtige Traurigkeit lebt in diesen Gedichten ... Die keltische Note ...* Schade, daß sein Name nicht irischer klang. Vielleicht war es besser, den Namen der Mutter vor seinen eigenen zu setzen. Thomas Malone Chandler oder noch besser: T. Malone Chandler. Er wollte mal mit Gallaher darüber sprechen. Er verfolgte seine Träumerei so eifrig, daß er an seiner Straße vorbeilief und umkehren mußte. Als er in die Nähe von Corless kam, übermannte ihn seine Erregung von vorn, und unschlüssig blieb er vor der Tür stehen. Schließlich öffnete er die Tür und trat ein.

Das Licht und der Lärm aus der Bar hielten ihn einige Augenblicke an der Schwelle fest. Er sah um sich, aber sein Blick wurde durch das Funkeln vieler roter und grüner Weingläser verwirrt. Die Bar schien ihm voller Menschen, und er fühlte, daß die Gäste ihn neugierig beobachteten. Schnell blickte er nach rechts und links (leicht runzelte er die Stirn, um sich ein Air zu geben), als aber sein Blick etwas klarer wurde, sah er, daß sich niemand nach ihm umgewandt hatte: und da stand auch Ignatius Gallaher, breitbeinig, mit dem Rücken gegen die Theke gelehnt.

»Hallo, Tommy, alter Junge, da bist du ja! Was soll's sein? Was willst du? Ich nehme Whisky: besser als wir ihn Jenseits des Wassers kriegen. Soda? Lithla? Kein Mineral? Mag ich auch nicht. Verdirbt den Geschmack. He, garçon, bringen Sie doch zwei helle Malzwhiskys. Na, und wie hat's gegangen, seit wir uns das letztmal sahen? Lieber Gott, wie alt wir werden! Siehst du irgendwie, daß ich altere – was? Ein bißchen grau und oben etwas dünn – was?«

Ignatius Gallaher nahm seinen Hut ab und zeigte einen großen, kurzgeschorenen Kopf. Sein Gesicht war dick, blaß und sauber rasiert. Seine bläulich-schieferfarbenen Augen milderten die ungesunde Blässe und glänzten hell über dem grellen, orangefarbenen Schlips, den er trug. Zwischen diesen wetteifernden Farben sahen seine sehr langen, formlosen Lippen farblos aus. Er beugte den Kopf und befühlte mit zwei mitleidigen Fingern das dünne Haar auf dem Scheitel. Der kleine Chandler schüttelte verneinend den Kopf. Ignatius Gallaher setzte seinen Hut wieder auf.

»Bringt einen auf den Hund«, sagte er, »das Presseleben. Immer laufen und rennen, sucht Manuskript und findet es manchmal nicht: und dann immer was Neues bringen. Die verdammten Korrekturen und Drucker, ist froh, wenn man mal ein paar Tage lang nichts damit zu tun hat. Ich bin verflucht froh, das kann ich dir sagen, wieder mal in der

Heimat zu sein. Tut einem gut, so'n bißchen Ferien. Ich fühle mich schon ein Stück wohler, seit ich wieder in dem lieben, dreckigen Dublin landete ... Das ist für dich, Tommy. Wasser? Sag, wenn?»

Der kleine Chandler ließ sich seinen Whisky ordentlich verdünnen.

»Du weißt nicht, was dir gut tut, mein Junge«, sagte Ignatius Gallaher. »Ich trinke meinen unvermischt.«

»Ich trinke für gewöhnlich sehr wenig«, sagte der kleine Chandler bescheiden. »Dann und wann einen Halben oder so, wenn ich einen von den alten Freunden treffe: das ist alles.«

»Na«, sagte Ignatius Gallaher lustig, »dann mal auf unser Wohl, auf die alten Zeiten und die alte Freundschaft.«

Sie stießen an und tranken.

»Hab heute einige von den alten Brüdern getroffen«, sagte Ignatius Gallaher. »O'Hara scheint's nicht gut zu gehen. Was macht er?»

»Nichts«, sagte der kleine Chandler. »Der ist ganz verbummelt.«

»Aber Hogan hat ne gute Stelle, was?»

»Ja, er ist bei der Landkommission.«

»Ich traf ihn eines Abends in London. Er schien gut bei Kasse zu sein ... Der arme O'Hara! Zuviel gesoffen, was?»

»Und was anderes auch noch«, sagte der kleine Chandler kurz.

Ignatius Gallaher lachte.

»Tommy«, sagte er, »ich sehe, du hast dich kein bißchen verändert. Du bist genau derselbe ernste Kerl, der mir Sonntag morgens den Kümmel riech, wenn ich einen Brummschädel und ein Fell auf der Zunge hatte. Solltest dich mal ein bißchen in der Welt umtun. Bist du denn nie mal irgendwo hingekommen, nie so ne kleine Spritztour?»

»Ich bin auf der Insel Man gewesen«, sagte der kleine Chandler.

Ignatius Gallaher lachte.

»Die Insel Man«, sagte er. »Geh nach London oder Paris; lieber nach Paris. Das täte dir mal gut.«

»Bist du in Paris gewesen?«

»Das will ich meinen. Hab mich da so'n bißchen rumgetrieben.«

»Und ist es wirklich so schön, wie man sagt?« fragte der kleine Chandler. Er nippte ein wenig an seinem Getränk, während Ignatius Gallaher seins runterstürzte.

»Schön?« sagte Ignatius Gallaher und verweilte bei dem Wort und dem Geschmack seines Getränks. »So schön ist es nicht, weißt du. Natürlich ist es schön. Aber es ist das Pariser Leben; das ist es. Keine Stadt gleicht Paris in Heiterkeit, Bewegung, Aufregung.«

Der kleine Chandler trank seinen Whisky, und nach einiger Mühe gelang es ihm, den Blick des Kellners zu erhäschen. Er bestellte dasselbe noch einmal.

»Ich bin im Moulin Rouge gewesen«, fuhr Ignatius Gallaher fort, als der Kellner ihre Gläser fortgenommen hatte, »und bin auch in allen Künstlercafés gewesen. Tolle Sache! Nichts für so'n Frömmung wie du, Tommy.«

Der kleine Chandler sagte nichts, bis der Kellner mit den beiden Gläsern kam: dann stieß er leicht an das Glas seines Freundes und trank auf sein Wohl. Er fühlte sich ein wenig enttäuscht. Gallahers Ton und Ausdrucksweise gefielen ihm nicht. Es war etwas Gewöhnliches an seinem Freunde, was er früher nicht bemerkt hatte. Aber vielleicht kam das von seinem Leben in London inmitten des Lärms und der Konkurrenz der Presse. Den alten persönlichen Charme hatte er immer noch, selbst bei dieser lauten, neuen Art. Jedenfalls hatte Gallaher gelebt und die Welt gesehen. Neidisch sah der kleine Chandler auf seinen Freund.

»Alles in Paris ist lustig«, sagte Ignatius Gallaher. »Da glaubt man an die Lebensfreude – und meinst du nicht auch, daß sie recht haben? Willst du dich mal ordentlich amüsieren, mußt du nach Paris gehen. Und weißt du, die Iren mag man da sehr gerne. Als die hörten, daß ich aus Irland war, Mensch, hätten sie mich beinahe aufgefressen.«

Der kleine Chandler nahm vier bis fünf kleine Schluck aus seinem Glas.

»Hör mal«, sagte er, »ist es wahr, daß Paris so unmoralisch ist, wie erzählt wird?«

Ignatius Gallaher machte mit dem rechten Arm eine vorurteilslose Geste.

»Jede Stadt ist unmoralisch«, sagte er. »Natürlich sieht man in Paris saftige Sachen. Geh zum Beispiel mal auf einen Studentenball. Ist toll, wenn die *cocottes* loslegen. Weißt doch, was das ist?«

»Hab mal davon gehört«, sagte der kleine Chandler.

Ignatius Gallaher trank seinen Whisky und schüttelte den Kopf.

»Ah«, sagte er, »kannst sagen, was du willst, der Pariserin gleicht keine Frau in Aussehen und Chic.«

»Dann ist es also doch eine unmoralische Stadt«, sagte der kleine Chandler mit schüchterner Beharrlichkeit – »ich meine im Vergleich zu London oder Dublin?«

»London!« sagte Ignatius Gallaher. »Jacke wie Hose. Frag nur mal Hogan, mein Junge. Hab ihm so'n bißchen von London gezeigt, als er drüben war. Der wird dir schon die Augen öffnen ... Höre mal Tommy, der Whisky ist doch kein Punsch. Weg damit.«

»Nein, wirklich nicht.«

»Ach was, red doch nicht; noch einer schmeißt dich auch nicht um. Was also? Dasselbe nochmal, was?«

»Na, meinetwegen.«

»François, dasselbe noch mal ... Willst du rauchen, Tommy?«

Ignatius Gallaher zog sein Zigarrenetui hervor. Die beiden Freunde zündeten ihre Zigarren an und sogen schweigend an ihnen, bis ihr Getränk gebracht wurde.

»Ich will dir mal meine Meinung sagen«, sagte Ignatius Gallaher, der nach einiger Zeit aus den Rauchwolken auftauchte, in die er sich geflüchtet hatte, »es ist eine spaßige Welt. Redest von Unmoral! Ich habe von Fällen gehört – was sage ich, ich kenne sie: Fälle von Unmoral ...«

Gedankenvoll sog Ignatius Gallaher an seiner Zigarre und gab dann im ruhigen Ton des Historikers seinem Freund einige Beispiele der Korruption, die drüben epidemisch war. Er zählte die Laster vieler Hauptstädte auf und schien geneigt, Berlin die Palme zuzusprechen. Für gewisse Sachen könne er keine Garantie übernehmen (Freunde hätten sie ihm erzählt), in den andern aber hätte er persönliche Erfahrung. Er schonte weder Rang noch Kaste. Er enthüllte viele der Geheimnisse religiöser Häuser auf dem Kontinent und beschrieb einige der Praktiken, die in der hohen Gesellschaft gang und gäbe waren, und erzählte dann schließlich ganz ausführlich eine Geschichte über eine englische Herzogin – eine Geschichte, von der er genau wußte, daß sie auf Wahrheit beruhte. Der kleine Chandler war erstaunt.

»Ja, ja«, sagte Ignatius Gallaher, »hier sind wir in dem alten, lieben Dublin, wo man von solchen Dingen keine Ahnung hat.«

»Wie langweilig muß es dir nach all den andern Städten vorkommen, die du gesehen hast«, sagte der kleine Chandler.

»Ja«, sagte Ignatius Gallaher, »es ist eine Erholung, mal wieder herzukommen, verstehst du. Und schließlich ist es ja auch die sogenannte Heimat, was? Dafür hat man doch immer so ein Faible. Das ist menschliche Natur. Aber erzähle mir von dir. Hogan sagte mir, du genössest ... die Freuden der Ehe. Schon zwei Jahre her, was?«

Der kleine Chandler errötete und lächelte.

»Ja«, sagte er, »vergangenen Mai war ich zwei Jahre verheiratet.«

»Hoffentlich ist es nicht zu spät, dir jetzt noch zu gratulieren«, sagte Ignatius Gallaher. »Ich wußte deine Adresse nicht, sonst wäre ich mit meinen Wünschen zur rechten Zeit gekommen.«

Er streckte die Hand aus, die der kleine Chandler ergriff.

»Ja, Tommy«, sagte er, »ich wünsche dir und den Deinen alle Freude im Leben, alter Junge, und Säcke voll Geld dazu, und mögest du niemals sterben, bis ich dich totschieße. Und das ist der Wunsch eines aufrichtigen Freundes, eines alten Freundes. Das weißt du doch, was?«

»Das weiß ich«, sagte der kleine Chandler.

»Schon Kinder?« sagte Ignatius Gallaher.

Wieder wurde der kleine Chandler rot.

»Wir haben ein Kind«, sagte er.

»Sohn oder Tochter?«

»Ein kleiner Junge.«

Ignatius Gallaher schlug seinem Freund klatschend auf den Rücken.

»Bravo«, sagte er, »das hatte ich von dir erwartet, Tommy.«

Der kleine Chandler lächelte, sah verwirrt auf sein Glas und biß sich mit drei kindlich weißen Vorderzähnen auf die Oberlippe.

»Hoffentlich kommst du einen Abend zu uns«, sagte er, »bevor du wieder wegfährst. Meine Frau würde sich sehr freuen. Wir könnten ein bißchen musizieren und ...«

»Danke vielmals, alter Junge«, sagte Ignatius Gallaher. »Schade, daß wir uns nicht eher trafen, aber morgen abend muß ich wieder fort.«

»Heute abend vielleicht ...?«

»Tut mir sehr leid, mein Lieber. Bin mit einem Bekannten

hier, ist ein netter, kluger Kerl, und wir haben eine Partie Kartenspiel verabredet. Sonst ...«

»O dann ...«

»Aber wer weiß?« sagte Ignatius Gallaher nachdenklich. »Vielleicht komme ich nächstes Jahr auf einen Stritz wieder rüber, nachdem das Eis einmal gebrochen ist. Ist ja nur aufgeschoben.«

»Gut also«, sagte der kleine Chandler, »das nächste Mal, wenn du kommst, müssen wir einen Abend miteinander verleben. Das ist also abgemacht, was?«

»Ja, das ist abgemacht«, sagte Ignatius Gallaher. »Nächstes Jahr, wenn ich komme, *parole d'honneur*.«

»Und das wollen wir«, sagte der kleine Chandler, »mit einem Schoppen besiegeln.«

Ignatius Gallaher zog eine große, goldene Uhr aus der Tasche und sah darauf.

»Soll's das letzte sein?« sagte er. »Du weißt ja, daß ich eine Verabredung habe.«

»Ja, gewiß«, sagte der kleine Chandler.

»Gut also«, sagte Ignatius Gallaher, »dann wollen wir noch einen als *deoc an doruis* nehmen – das ist eine gute, heimatische Bezeichnung für einen kleinen Whisky, was?«

Der kleine Chandler bestellte die Getränke. Die Röte, die ihm einige Augenblicke vorher ins Gesicht gestiegen war, wich nicht wieder.

Eine Kleinigkeit ließ ihn zu jeder Zeit erröten; und jetzt fühlte er sich erhitzt und aufgereggt. Drei kleine Whiskys waren ihm zu Kopf gestiegen, und Gallahers schwere Zigarre hatte ihm die Sinne verwirrt, denn er war ein zarter, abstinenter Mann. Das Ereignis, daß er Gallaher nach acht Jahren wieder traf, mit Gallaher zusammen bei Corless war, umgeben von Licht und Lärm, Gallahers Geschichten hörte und für kurze Zeit Gallahers vagantenhaftes, triumphierendes Leben teilte, brachte seine sensitive Natur aus

dem Gleichgewicht. Er empfand deutlich den Kontrast zwischen seinem und seines Freundes Leben, und das schien ihm ungerecht. Nach Herkunft und Bildung war er Gallaher überlegen. Er war überzeugt, daß er Besseres leisten konnte als sein Freund je geleistet hatte oder leisten würde, etwas Höheres als nur wertlosen Journalismus, wenn sich ihm nur die Gelegenheit böte. Was stand ihm denn im Wege? Seine unglückselige Schüchternheit! Er wollte sich Irgendwie dagegen schützen, seine Männlichkeit beweisen. Er sah wohl, was hinter Gallahers Ablehnung seiner Einladung lag. Gallaher wollte ihm gegenüber den freundlichen Gönner spielen, wie er Irland gegenüber den gönnerhaften Besucher spielte.

Der Kellner brachte ihre Getränke. Der kleine Chandler schob seinem Freunde ein Glas hin und nahm das andere kühn in die Hand.

»Wer weiß?« sagte er, als sie ihre Gläser erhoben. »Vielleicht kann ich nächstes Jahr, wenn du wiederkommst, Herrn und Frau Ignatius Gallaher langes Leben und viel Glück wünschen.«

Ignatius Gallaher, der grade trank, kniff ausdrucksvoll ein Auge über dem Rand seines Glases zu. Als er getrunken hatte, schnalzte er mit den Lippen, setzte das Glas nieder und sagte:

»Keine Angst, mein Lieber. Erst will Ich mal ein bißchen rumkommen und ein bißchen von der Welt und dem Leben sehen, ehe ich den Kopf in den Sack stecke, ... wenn ich das überhaupt tue.«

»Eines Tages tust du es sicher«, sagte der kleine Chandler ruhig.

Ignatius Gallaher wandte seinen orangefarbenen Schlips und seine schieferfarbenen Augen voll auf seinen Freund.

»Meinst du wirklich?« sagte er.

»Steckst den Kopf schon in den Sack«, wiederholte entschlos-

sen der kleine Chandler, »genau wie jeder andere auch, wenn du nur das richtige Mädchen findest.«

Er hatte leicht nachdrücklich gesprochen und merkte, daß er sich verraten hatte; wenn aber auch die Farbe seiner Wangen röter geworden war, wich er dem Blick seines Freundes doch nicht aus.

Ignatius Gallaher beobachtete ihn einige Augenblicke und sagte dann:

»Wenn das je passiert, kannst du deinen letzten Dollar wetten, daß das ohne Mondschein und Geschmuse vor sich geht. Ich will nur eine Geldheirat. Sie muß ein ordentliches, fettes Konto bei der Bank haben, oder sie ist nichts für mich.«

Der kleine Chandler schüttelte den Kopf.

»Aber, zum Donner«, sagte Ignatius Gallaher heftig, »weißt du denn, was das ist? Ich brauch nur den Mund aufzutun und morgen hab ich das Weib und das Geld. Glaubst du es nicht? Nun, ich weiß es. Es gibt Hunderte, was sage ich – Tausende von reichen Deutschen und Jüdinnen, die vor Geld stinken und heilfroh wären ... Warte nur ab, mein Junge. Paß mal auf, ob ich nicht ordentlich und gründlich spiele. Wenn ich an was rangehe, sehe ich nur das Geschäft, das sage ich dir. Warte nur ab!«

Er stieß sein Glas an den Mund, trank es leer und lachte laut. Dann sah er gedankenvoll vor sich nieder und sagte ruhig:

»Aber so eilig hab ichs nicht. Sie können warten. Fällt mir gar nicht ein, mich an ein Weib zu fesseln, verstehst du.«

Er bewegte die Lippen, als schmeckte er etwas, dann schnitt er ein Gesicht.

»Muß doch schließlich fade werden, meine ich«, sagte er ...

Der kleine Chandler saß in dem Zimmer neben dem Flur und hielt ein Kind in den Armen. Um Geld zu sparen, hielten sie kein Mädchen, aber morgens und abends kam Annies

Schwester Monica für ungefähr eine Stunde und half. Aber Monica war schon lange nach Hause gegangen. Es war ein Viertel vor neun. Der kleine Chandler war spät zum Tee nach Hause gekommen und hatte obendrein vergessen, Annie das Paket Kaffee von Bewley mitzubringen. Natürlich war sie schlechter Laune und gab ihm kurze Antworten. Sie sagte, sie wolle überhaupt keinen Tee; als aber die Zeit nahte, zu der der Laden an der Ecke zumachte, entschloß sie sich, selbst ein viertel Pfund Tee und zwei Pfund Zucker zu holen. Sie gab ihm das schlafende Kind vorsichtig in die Arme und sagte:

»Hier! Mach's nicht wach.«

Eine kleine Lampe mit weißer Porzellankuppel stand auf dem Tisch, und ihr Licht fiel auf eine Photographie in einem runzeligen Hornrahmen. Es war Annies Photographie. Der kleine Chandler besah sie, betrachtete genau die dünnen, fest geschlossenen Lippen. Sie trug die blaßblaue Sommerbluse, die er ihr eines Samstags als Geschenk mitgebracht hatte. Zehn und elf pence hatte er dafür bezahlt. Aber welche Nerven quäl hatte sie ihn gekostet! Wie hatte er gelitten, als er an jenem Tage an der Ladentür wartete, bis der Laden leer war, dann an der Theke stand und ungezwungen zu erscheinen versuchte, während das Mädchen Damenblusen vor ihm aufhäufte, als er dann an der Kasse beim Bezahlen den einzigen Penny, den er herausbekam, einzustecken vergaß, vom Kassierer zurückgerufen wurde und beim Verlassen des Ladens dadurch sein Erröten verbergen wollte, daß er das Paket genau untersuchte, um festzustellen, ob es auch ordentlich zugeschnürt war. Als er die Bluse nach Hause brachte, küßte ihn Annie und sagte, sie wäre sehr nett und chic; als sie aber den Preis hörte, warf sie die Bluse auf den Tisch und sagte, es sei ausgemachter Schwindel, einem dafür zehn und elf pence abzunehmen. Zuerst wollte sie sie zurückbringen, als sie sie aber anprobirte, war

sie entzückt, besonders von der Machart der Ärmel, und sie küßte ihn und sagte, es wäre sehr lieb, daß er an sie gedacht habe.

Hm!

Kalt sah er in die Augen der Photographie, und kalt antworteten sie. Gewiß waren sie hübsch und auch das Gesicht war hübsch. Aber er fand etwas Gemeines in ihm. Warum war es so gleichgültig, so ladylike. Die Ruhe der Augen reizte ihn, sie stieß ihn ab und forderte ihn heraus: es war keine Leidenschaft, keine Begeisterung in ihnen. Er dachte an das, was Gallaher über reiche Jüdinnen gesagt hatte. Die dunklen, orientalischen Augen, dachte er, wie leidenschaftlich, wie sehnsüchtig verlangend sie sind! ...

... Warum hatte er die Augen auf der Photographie geheiratet?

Bei der Frage kam er wieder zu sich und sah sich nervös im Zimmer um. Er fand etwas Gemeines an der netten Einrichtung, die er auf Abzahlung gekauft hatte. Annie hatte sie ausgesucht, und alles erinnerte ihn an sie. Sie war zu gekünstelt und niedlich. In ihm erwachte ein dumpfer Groll gegen sein Leben. Konnte er nicht aus seinem kleinen Haus entfliehen? War es denn zu spät für ihn, zu versuchen, so tapfer zu leben wie Gallaher? Konnte er nach London? Für die Einrichtung mußte noch bezahlt werden. Könnte er doch nur ein Buch schreiben und einen Verleger dafür finden, dann wäre der Weg für ihn offen gewesen.

Vor ihm auf dem Tisch lag ein Band von Byrons Gedichten. Er öffnete ihn vorsichtig mit der linken Hand, damit das Kind nicht wach würde, und fing an, das erste Gedicht im Buche zu lesen:

*In stiller Dämmerung liegen rings die Auen,
Kein leises Lüftchen fächelt durch den Hain;
Da nah' ich still, Margrethens Grab zu schauen
und einen Kranz dem teuren Staub zu weihn.*

Er hörte auf. Er fühlte den Rhythmus der Verse um sich im Zimmer. Wie traurig war er! Könnte er wohl auch so schreiben, der Melancholie seiner Seele in Versen Ausdruck verleihen? Er hätte vielerlei zu sagen gehabt: seine Empfindung von vor einigen Stunden an der Grattan Bridge zum Beispiel. Wenn er sich wieder in die Stimmung versetzen könnte ...

Das Kind wurde wach und fing an zu schreien. Er sah vom Buch auf und versuchte, es zu beruhigen: aber es ließ sich nicht beruhigen. Er wiegte es in den Armen, aber das Jammergeschrei wurde immer heftiger. Er wiegte es schneller, während seine Augen anfangen, die zweite Stanze zu lesen:

Es ruht ihr Leib in dieser engen Zelle,

Ihr Leib, der einst ...

Es war zwecklos. Er konnte nicht lesen. Er konnte nichts tun. Das Jammergeschrei des Kindes zerriß ihm das Trommelfell. Es war zwecklos, zwecklos! Er war lebenslänglich ein Gefangener. Seine Arme zitterten vor Wut, und plötzlich beugte er sich über des Kindes Gesicht und schrie:

»Sei still!«

Das Kind war einen Augenblick still, bekam vor Angst einen Krampf und brüllte dann wieder los. Er sprang vom Stuhl auf und ging schnell im Zimmer auf und ab mit dem Kind in den Armen. Es fing an jämmerlich zu schluchzen, bekam vier bis fünf Sekunden lang keine Luft und schrie dann von neuem los. Die dünnen Wände des Zimmers gaben das Geschrei zurück. Und je mehr er versuchte, es zu beruhigen, desto krampfhafter brüllte es. Er sah in das verzerrte und bebende Gesicht des Kindes und bekam Angst. Er zählte sieben Schluchzer hintereinander, ohne Pause, und drückte voller Angst das Kind an die Brust. Wenn es stürbe ... Die Tür flog auf und keuchend stürzte eine junge Frau herein.

»Was ist los? Was ist los?« rief sie.

Das Kind, das die Stimme seiner Mutter hörte, brach in wildes Schluchzen aus.

»Es ist nichts, Annie ... es ist nichts ... Es fing an zu schreien ...«

Sie warf ihre Pakete auf den Boden und riß ihm das Kind weg.

»Was hast du mit ihm gemacht?« rief sie, während sie ihm ins Gesicht starrte.

Der kleine Chandler hielt einen Augenblick den Blick ihrer Augen aus, und sein Herz krampfte sich zusammen, als er den Haß in ihnen erkannte. Er stammelte:

»Es ist nichts ... Es ... es fing an zu schreien. Ich konnte nicht. Ich hab nichts getan ... Was?«

Ohne weiter auf ihn zu achten, fing sie an, im Zimmer auf und ab zu gehen, drückte das Kind fest in ihre Arme und murmelte: »Mein Kleiner! Mein Männchen! Hast du Angst gehabt, mein Liebling? So, so, Liebling! ... Mein Lämmchen! Bist ja Mamas kleines Schäfchen. So, so!«

Der kleine Chandler fühlte, wie ihm die Schamröte ins Gesicht stieg, und trat aus dem Lampenlicht. Er lauschte, wie das wilde Schluchzen des Kindes sich immer mehr beruhigte; und Tränen der Reue füllten seine Augen.

Gegner

Wütend ratterte die Klingel, und als Fräulein Parker an den Hörer ging, rief eine wütende Stimme in gellendem, nordirischem Akzent: »Schicken Sie mal Farrington rauf!« Fräulein Parker kehrte an ihre Maschine zurück und sagte zu einem Mann, der an einem Pulte schrieb:

»Herr Alleyne wünscht Sie oben.«

Der Mann murmelte leise, der Teufel solle ihn holen, schob den Stuhl zurück und stand auf. Als er gerade stand, sah man, daß er groß und stark gebaut war. Er hatte ein schlaffes, dunkelweinfarbenes Gesicht mit hellen Augenbrauen und Schnurrbart. Seine Augen traten leicht vor, und ihr Weiß war schmutzig. Er hob die Klappe der Theke hoch, ging mit schwerem Schritt an den Kunden vorbei, verließ das Bureau.

Schwer ging er die Treppe hinauf, bis er auf den zweiten Treppenabsatz kam, wo eine Tür ein Messingschild mit der Aufschrift Alleyne trug. Hier machte er halt, atmete schwer vor Ermüdung und Ärger und klopfte. Die gellende Stimme schrie:

»Herein!«

Der Mann betrat Herrn Alleynes Zimmer. Im selben Augenblick hob Herr Alleyne, ein kleiner Mann, der eine goldgefaßte Brille vor einem sauber rasierten, roten Gesicht trug, seinen Kopf über einen Haufen Dokumente. Der Kopf selbst war so rot und haarlos, daß er wie ein großes Ei aussah, das auf den Papieren lag. Herr Alleyne verlor keinen Augenblick:

»Farrington? Was soll das bedeuten? Warum muß ich mich immer über Sie beklagen? Darf ich Sie fragen, warum Sie

die Abschrift des Kontraktes zwischen Bodley und Kirwan nicht angefertigt haben? Ich sagte Ihnen, sie müßte bis vier Uhr fertig sein.«

»Aber Herr Shelley sagte, Herr ...«

»*Herr Shelley sagte, Herr ...* Hören Sie gefälligst auf das, was ich sage, und nicht auf das, was Herr Shelley sagt, Herr. Sie haben immer irgendeine Ausrede, sich vor der Arbeit zu drücken. Das sage ich Ihnen, ist der Kontrakt vor heute abend nicht abgeschrieben, melde ich die Sache Herrn Crosbie ... Verstehen Sie mich jetzt?«

»Ja, Herr.«

»Verstehen Sie mich also? ... Ja, und dann noch was! Ich könnte gerade so gut mit den Wänden hier reden wie mit Ihnen. Merken Sie sich ein für allemal, daß Sie eine halbe Stunde und nicht anderthalb Stunden Frühstückspause haben. Wieviel Gänge vertilgen Sie eigentlich? Das möchte ich doch gerne wissen ... Haben Sie mich jetzt verstanden?«

»Ja, Herr!«

Herr Alleyne senkte den Kopf wieder auf seinen Haufen Papiere. Der Mann starrte auf den polierten Schädel, der die Geschäfte von Crosbie und Alleyne leitete, taxierte seine Zerbrechlichkeit. Einige Augenblicke lang packte ihn ein Wutkrampf bei der Kehle und hinterließ, nachdem er vergangen war, ein starkes Durstgefühl. Der Mann kannte das Gefühl und wußte, daß er einen ordentlichen Abendtrunk tun müsse. Die Hälfte des Monats war vorbei, und wenn er die Abschrift rechtzeitig fertig bekam, gab Herr Alleyne ihm vielleicht eine Anweisung an den Kassierer. Er rührte sich nicht, starrte auf den Kopf über dem Haufen Papiere. Plötzlich warf Herr Alleyne alle Papiere durcheinander und suchte etwas. Dann sauste sein Kopf wieder hoch, tat, als hätte er bis dahin nichts von der Gegenwart des Mannes gemerkt, und sagte:

»Nun? Wollen Sie den ganzen Tag da stehen bleiben? Auf

mein Wort, Farrington, Sie machen sich die Sache leicht.«

»Ich wartete nur noch ...«

»Sehr gut, Sie brauchen gar nicht nur noch zu warten. Gehen Sie runter und erledigen Sie Ihre Arbeit.«

Der Mann ging schwer nach der Tür, und hörte als er schon draußen war, wie Herr Alleyne hinter ihm herrief, wäre der Kontrakt nicht bis zum Abend abgeschrieben, so würde Herr Crosbie von der Sache erfahren.

Er kehrte an sein Pult im unteren Bureau zurück und zahlte die Blätter, die noch abzuschreiben waren. Er nahm seine Feder und tauchte sie in die Tinte, aber stumpfsinnig sah er immer nur auf die letzten Worte, die er geschrieben hatte: *In keinem Fall wird besagter Bernard Bodley ...* Der Abend brach herein, und in einigen Minuten wurde das Gas angezündet: dann konnte er schreiben. Er fühlte, daß er den Durst in seiner Kehle löschen müsse, stand von seinem Pult auf, hob wie vorhin die Klappe der Theke und ging aus dem Bureau. Beim Vorübergehen sah ihn der Bureauvorsteher fragend an:

»Stimmt schon, Herr Shelley«, sagte der Mann und hob den Finger, um das Ziel seiner Reise anzudeuten.

Der Bureauvorsteher sah nach dem Hutständer, stellte fest, daß alle Hüte dran hingen, und sagte nichts. Kaum also auf dem Treppenabsatz angelangt, zog der Mann eine schwarz und weiß gestreifte Mütze aus der Tasche, setzte sie auf und lief die wackeligen Stufen runter.

Von der Haustür ab ging er heimlich auf der inneren Seite des Trottoirs bis an die Ecke und verschwand plötzlich in einem Torweg. Jetzt saß er sicher in O'Neills dunklem Kneipzimmer, füllte das kleine Fenster, durch das man in die Bar sah, mit seinem roten, weindunklen oder fleischdunklen Gesicht und rief:

»He, Pat, gib mal schnell ein Glas Bier!«

Der Kellner brachte ihm ein Glas Porter. Der Mann stürzte

es auf einen Zug herunter und verlangte dann einen Küm-
mel. Er legte einen Penny auf die Theke, ließ den Kellner
im Dunkeln danach tasten und verließ das Kneipzimmer
so heimlich wie er gekommen war.

Ein dichter Nebel fiel mit der Februardämmerung; die Lam-
pen waren in der Eustace Street schon angezündet wor-
den. Der Mann schlich an den Häusern entlang bis zur Tür
des Bureaus und fragte sich, ob er seine Abschrift zur rechten
Zeit fertig bekommen würde. Auf der Treppe schlug ihm
feuchter, schwerer Parfumdunst entgegen: augenscheinlich
war Fräulein Delacour gekommen, während er bei O'Neill
war. Er stopfte die Mütze wieder in seine Tasche, trat ins
Bureau und machte ein harmloses Gesicht.

»Herr Alleyne hat Sie gerufen«, sagte der Bureauvorsteher
streng. »Wo waren Sie denn?« Der Mann sah auf die beiden
Kunden, die an der Theke standen, als wolle er damit an-
deuten, daß er in ihrer Gegenwart nicht antworten könne.
Da beide Kunden Männer waren, fing der Bureauvorsteher
an zu lachen.

»Ich kenne das«, sagte er. »Fünfmal am Tage ist ein biß-
chen ... Nun, Sie sollten sich Heber beeilen und Herrn
Alleyne die Abschrift unserer Korrespondenz im Falle Dela-
cour raufbringen.«

Dieser Anranzer in Gegenwart des Publikums, sein schnelles
Treppensteigen und der Porter, den er so hastig herunter-
gestürzt hatte, verwirrten den Mann, und als er sich an
sein Pult setzte, um zu suchen, was man von ihm verlangte,
sah er ein, daß er unmöglich die Abschrift des Kontrakts
vor halb sechs fertig bekommen würde. Die dunkle, feuchte
Nacht kam, und er sehnte sich darnach, sie in den Bars zu
verbringen, wo er mit seinen Freunden bei Licht und Gläser-
klang trank. Er suchte die Delacour-Korrespondenz heraus
und verließ das Bureau. Hoffentlich merkte Herr Alleyne
nicht, daß die beiden letzten Briefe fehlten. Bis in Herrn

Alleynes Zimmer roch er den feuchten, penetranten Duft. Fräulein Delacour war in den mittleren Jahren und sah etwas jüdisch aus. Man erzählte, Herr Alleyne täte schön mit ihr oder mit ihrem Gelde. Sie kam oft ins Bureau und blieb immer sehr lange.

Sie saß jetzt in einer Duftwolke neben seinem Tisch, streichelte den Griff ihres Sonnenschirmes und nickte mit der großen, schwarzen Feder am Hut. Herr Alleyne hatte seinen Stuhl umgedreht, so daß er ihr gegenüber saß, und den rechten Fuß keck unter das linke Knie geschlagen. Der Mann legte die Korrespondenz auf den Tisch und verbeugte sich respektvoll, aber weder Herr Alleyne noch Fräulein Delacour nahmen von seiner Verbeugung Notiz, Herr Alleyne tippte mit einem Finger auf die Korrespondenz und schwippte ihn dann auf ihn zu, als wenn er sagen wollte: »Schön, Sie können gehen.«

Der Mann kehrte ins untere Bureau zurück und setzte sich wieder an sein Pult. Er starrte immer nur auf den unvollendeten Satz. *In keinem Fall wird der besagte Bernard Bodley ...* und dachte, wie seltsam es wäre, daß die letzten drei Worte mit demselben Buchstaben anfangen. Der Bureauvorsteher fing an, Fräulein Parker zu drängen, behauptete, die Briefe würden nie fertig, kämen nie zur rechten Zeit zur Post. Der Mann hörte einige Minuten lang auf das Klappern der Maschine und machte sich dann an die Arbeit, seine Abschrift zu beenden. Aber sein Kopf war nicht klar, seine Gedanken wanderten fort in das Licht und den Lärm des Wirtshauses. Es war eine Nacht für heißen Punsch. Er quälte sich weiter ab mit seiner Abschrift; als die Uhr fünf schlug, hatte er noch vierzehn Seiten zu schreiben. Verdammt noch mal! Die kriegte er nie rechtzeitig fertig. Er hatte das Verlangen, laut zu fluchen, mit der Faust dreinzuschlagen. Er war so wütend, daß er *Bernard Bernard* statt *Bernard Bodley* schrieb; und wieder mußte er ein neues Blatt anfangen.

Er fühlte sich stark genug, das ganze Bureau eigenhändig rauszuschmeißen. Der Körper brannte ihm, er mußte was tun, mußte raus, sich irgendwie austoben. Alle Beleidigungen seines Lebens rumorten in ihm ... Ob er den Kassierer wohl vertraulich um einen Vorschuß bitten konnte? Nein, mit dem Kassierer war nichts zu machen, verdammt nichts zu machen: der würde keinen Vorschuß geben ... Er wußte, wo er die Freunde finden würde: Leonard und O'Halloran und Nosey Flynn. Das Barometer seines Erregungszustandes stand auf Sturm.

Seine Gedanken hatten ihn so in Anspruch genommen, daß sein Name zweimal gerufen werden mußte, bevor er antwortete. Herr Alleyne und Fräulein Delacour standen draußen vor der Theke, und in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hatten sich alle Gehilfen umgedreht. Der Mann erhob sich hinter seinem Pult. Herr Alleyne fing an zu schimpfen, sagte, es fehlten noch zwei Briefe. Der Mann antwortete, daß er nichts davon wisse und eine genaue Abschrift angefertigt habe. Die Schimpferei wurde so bitter und heftig, daß der Mann sich zusammennehmen mußte, um dem Knirps vor sich nicht mit der Faust auf den Kopf zu schlagen.

»Ich weiß nichts von zwei weiteren Briefen«, sagte er stupide.

»Sie – wissen – nichts. Natürlich wissen Sie nichts«, sagte Herr Alleyne. »Sagen Sie mal«, fügte er hinzu und blickte dabei Billigung heischend die Dame neben sich an, »halten Sie mich für einen Narren? Halten Sie mich für einen ausgemachten Narren?«

Der Mann sah von dem Gesicht der Dame auf den kleinen, eierförmigen Kopf und dann umgekehrt; und fast ehe er sich dessen bewußt wurde, hatte seine Zunge einen glücklichen Augenblick gefunden:

»Ich glaube nicht, Herr«, sagte er, »daß Sie das mich fragen sollten.«

Auf einmal herrschte tiefe Stille, den Gehilfen stockte der Atem, Jeder war erstaunt (der Autor des Witzes nicht weniger als seine Nachbarn), und Fräulein Delacour, die eine starke, liebenswürdige Person war, fing an, breit zu lächeln. Herr Alleyne wurde rot wie eine wilde Rose, und sein Mund verzerrte sich in Zwergenzorn. Er schüttelte seine Faust vor dem Gesicht des Mannes, daß sie wie der Klöppel einer elektrischen Klingel zu vibrieren schien:

»Sie unverschämter Lümmel! Sie unverschämter Lümmel! Mit Ihnen werde ich nicht lange fackeln! Warten Sie, Sie sollen was erleben! Entweder entschuldigen Sie sich bei mir wegen Ihrer Frechheit oder Sie fliegen auf der Stelle aus dem Bureau. Sie fliegen raus, sage ich, wenn Sie sich nicht bei mir entschuldigen.«

Er stand dem Bureau gegenüber in einem Torweg und paßte auf, ob der Kassierer allein herauskäme. Alle Gehilfen kamen heraus, und schließlich kam auch der Kassierer mit dem Bureauvorsteher. Wenn er mit dem Bureauvorsteher zusammen war, hatte es keinen Zweck zu versuchen, mit ihm zu sprechen. Der Mann fühlte, daß seine Position ziemlich schlecht war. Er hatte sich bei Herrn Alleyne wegen seiner Frechheit entschuldigen müssen, aber er wußte, welches Wespennest jetzt das Bureau für ihn sein würde. Er erinnerte sich genau, wie Herr Alleyne den kleinen Peak aus dem Bureau hinausgeekelt hatte, weil er für seinen eigenen Neffen Platz schaffen wollte. Er war wütend und durstig und voll Grimm, ärgerte sich über sich und jeden andern. Herr Alleyne würde ihn keine Stunde in Ruhe lassen; das Leben würde ihm zur Hölle werden. Diesmal war er wirklich der Dumme. Konnte er nicht das Maul halten? Aber von Anfang an hatten Herr Alleyne und er sich nicht verstanden, und das besonders seit dem Tage, als Herr Alleyne ihn dabei ertappt hatte, wie er, um Herrn Higgins und

Fräulein Parker zum Lachen zu bringen, seinen nordirischen Akzent nachmachte; damit hatte es angefangen. Er hätte Higgins anpumpen können, aber Higgins hatte ja selbst nie was. Ein Mann mit zwei Haushaltungen konnte natürlich nicht ...

Wieder fühlte er, wie sich sein großer Körper schmerzlich nach dem Trost des Wirtshauses sehnte. Er fror im Nebel und fragte sich, ob er nicht Pat bei O'Neills erschlagen könnte. Um mehr als einen Shilling konnte er ihn nicht kränken – und ein Shilling hatte keinen Zweck. Aber irgendwo mußte er Geld herbekommen: er hatte seinen letzten Penny für den Porter ausgegeben, und bald war es auch zu spät, irgendwo Geld aufzutreiben. Während er mit seiner Uhrkette spielte, dachte er plötzlich an Tery Kellys Pfandhaus in der Fleet Street. Das war das Richtige! Warum hatte er nicht früher daran gedacht?

Schnell ging er durch die enge Passage der Temple Bar, murmelte vor sich hin, sie könnten alle zum Teufel gehen, er würde sich schon eine vergnügte Nacht machen. Der Gehilfe bei Tery Kelly sagte »Eine Krone«, aber der Deponent wollte sechs Shilling, und schließlich wurden ihm auch die sechs Shilling bewilligt. Fröhlich verließ er das Pfandhaus, baute aus den Münzen zwischen Daumen und Fingern einen kleinen Zylinder. In der Westmoreland Street waren die Trottoirs voll junger Männer und Mädchen, die von der Arbeit kamen, und hier und da rannten zerlumpete Jungs, die gellend die Namen der Abendblätter ausriefen. Der Mann schritt durch die Menge, sah mit stolzer Genugtuung auf das Schauspiel der Straße und blickte die Bureaufräulein herrisch an. Sein Kopf war voller Tramglocken und zischendem Rollen, und seine Nase roch schon den kräuselnden Dampf des Punsches. Während er weiterging, überlegte er, mit welchen Worten er den Freunden den Vorfall erzählen würde:

»Dann sah ich ihn an – ganz kühl, versteht ihr, und dann sah ich sie an. Dann sah ich ihn wieder an – nahm mir Zeit und dann sagte ich: Ich glaube nicht, daß Sie das mich fragen sollten.«

Nosey Flynn saß bei Davy Byrne in seiner gewöhnlichen Ecke, und als er die Geschichte hörte, spendierte er Farrington eine Halbe und sagte, so was Herrliches hätte er noch nie gehört. Farrington seinerseits spendierte auch eine. Nach einiger Zeit kamen O'Halloran und Paddy Leonard herein, und die Geschichte wurde auch ihnen erzählt. O'Halloran spendierte allen schäumende Halbe heißen Malz und erzählte die Geschichte von der Antwort, die er dem Bureauvorsteher gegeben hatte, als er bei Callan in der Fownes's Street war; da aber diese Antwort in der Art der freien Schäfer in den Eklogen war, mußte er zugeben, daß sie an die Farringtons nicht heranreichte. Darauf sagte Farrington zu den Freunden, sie sollten ihren Schoppen mal wegputzen und noch einen trinken. Als sie grade ihre Gifte bestellten, wer kam da wohl anders herein als Higgins! Natürlich mußte er sich zu den andern setzen. Die Männer baten ihn, auch mal die Sache zu erzählen, und er tat das mit großer Lebhaftigkeit, denn der Anblick von fünf kleinen, heißen Whiskys war sehr aufmunternd. Alle brüllten vor Lachen, als er vormachte, wie Herr Alleyne die Faust vor Farringtons Gesicht geschüttelt hatte. Dann machte er Farrington nach und sagte: Und unser Freund kühl bis ans Herz hinan, während Farrington die Gesellschaft aus seinen schweren, schmutzigen Augen ansah, lächelte und dann und wann einige Tropfen Flüssigkeit mit Hilfe seiner Unterlippe vom Schnurrbart sog.

Als diese Runde getrunken war, trat eine Pause ein. O'Halloran hatte Geld, aber keiner der beiden andern schien welches zu haben; so verließ denn die ganze Gesellschaft einigermmaßen ungn den Ausschank. An der Ecke der Duke

Street schwenkten Higgins und Nosey Flynn nach links, während die andern drei in die Stadt zurückkehrten. Regen rieselte herab auf die kalten Straßen, und als sie das Ballast Office erreichten, schlug Farrington das Scotch House vor. Die Bar war voller Männer und laut vom Lärm der Zungen und Gläser. Die drei Männer schoben vorbei an den wimmernden Streichholzverkäufern an der Tür und bildeten an der Ecke der Theke eine kleine Gruppe. Sie fingen an, sich Geschichten zu erzählen. Leonard stellte sie einem jungen Mann mit Namen Weathers vor, der im Tivoli als Akrobat und Allerweltskünstler auftrat. Farrington traktierte eine Runde. Weathers sagte, er nähme einen kleinen Irish mit Apollinaris. Farrington, der bestimmte Begriffe über das hatte, was sich gehörte, fragte die Freunde, ob sie auch Apollinaris wollten; aber die Freunde sagten zu Tim, er solle ihnen heißen bringen. Die Unterhaltung drehte sich ums Theater. O'Halloran schmiß eine Runde, und Farrington die nächste, wobei Weathers protestierte und meinte, ihre Gastfreundschaft wäre zu irisch. Er versprach, sie mit hinter die Kulissen zu nehmen und mit einigen netten Mädchen bekannt zu machen. O'Halloran sagte, er und Leonard würden mitkommen, aber Farrington würde die Finger davon lassen, weil er verheiratet wäre; und Farringtons schwere, schmutzige Augen blinzelten die Gesellschaft an, zum Zeichen, daß er wohl merkte, daß man Ihn anöden wollte. Weathers bezahlte für alle einen kleinen Schnaps und versprach, sie später bei Mulligan in der Poolbeg Street wiederzutreffen.

Als das Scotch House zumachte, gingen sie rüber zu Mulligan. Sie gingen in das hintere Zimmer, und O'Halloran bestellte eine Runde kleiner heißer Grog. Alle waren ein wenig angesäuselt. Farrington wollte grade die nächste Runde schmeißen, als Weather zurückkam. Zu Farringtons Erleichterung trank er diesmal ein Glas Bitter. Die Mittel schmol-

zen zusammen, aber sie hatten doch noch genug, um weiterzumachen. Gerade kamen zwei junge Weiber mit großen Hüten und ein junger Mann in kariertem Anzug herein und setzten sich an einen Tisch nebenan. Weathers grüßte sie und erzählte der Gesellschaft, sie wären vom Tivoli. Farringtons Augen wanderten dauernd dahin, wo eines der jungen Weiber saß. Ihr Äußeres hatte was Auffallendes. Eine riesengroße Schärpe aus pfaublauem Musselin war um ihren Hut gewunden und unter dem Kinn in einer großen Schleife gebunden; sie trug hellgelbe Handschuhe, die bis an den Ellbogen reichten.

Farrington sah bewundernd auf den fetten Arm, den sie sehr oft mit viel Anmut bewegte; und als sie nach kurzer Zeit seinen Blick erwiderte, bewunderte er ihre großen, dunkelbraunen Augen noch mehr. Ihr schielender, starrer Ausdruck fesselte ihn. Ein- oder zweimal sah sie hin zu ihm, und als die Gesellschaft das Zimmer verließ, streifte sie seinen Stuhl und sagte mit Londoner Akzent: O pardon! Er beobachtete sie, wie sie das Zimmer verließ, und hoffte, sie würde sich nach ihm umsehen, aber er wurde enttäuscht. Er verfluchte seinen Geldmangel und verfluchte alle Runden, die er bezahlt hatte, besonders aber alle Whiskys und Apollinaris', die er Weathers spendiert hatte. Wenn er jemand haßte, war es ein Schnorrer. Er war so ärgerlich, daß er der Unterhaltung der Freunde nicht mehr folgte.

Als Paddy Leonard ihn ansprach, merkte er, daß sie über Kraftproben sprachen. Weathers zeigte der Gesellschaft seinen Bizeps und renommierte so sehr, daß die beiden sich an Farrington wandten, er solle doch die nationale Ehre retten. Farrington krempelte also den Ärmel hoch und zeigte der Gesellschaft seinen Bizeps. Die beiden Arme wurden geprüft und verglichen, und schließlich kam man überein, die Kräfte zu messen. Der Tisch wurde abgeräumt, die beiden Männer stemmten die Ellbogen darauf und faßten ihre

Hände. Wenn Paddy Leonard »los« sagte, sollte jeder versuchen, die Hand des andern auf den Tisch runterzudrücken. Farrington sah sehr ernst und entschlossen drein.

Die Probe begann. Nach ungefähr dreißig Sekunden brachte Weathers die Hand seines Gegners langsam runter auf den Tisch. Farringtons dunkles, weinfarbened Gesicht wurde noch dunkler vor Ärger und Demütigung, daß er von so einem Jüngling besiegt worden war.

»Sie dürfen mit dem Körpergewicht nicht nachhelfen. Spielen Sie ehrlich«, sagte er.

»Wer spielt denn hier nicht ehrlich?« sagte der andere.

»Noch mal. Wer zwei- von dreimal gewinnt, hat gesiegt.«

Wieder begann die Probe. Die Adern an Farringtons Stirn traten hervor, und Weathers blasses Gesicht wurde rot wie eine Pfingstrose. Ihre Hände und Arme zitterten unter der Anstrengung. Nach einem langen Kampf brachte Weathers seines Gegners Hand wieder langsam nieder auf den Tisch. Beifallsgemurmel erhob sich unter den Zuschauern. Der Kellner, der neben dem Tische stand, nickte mit dem roten Kopf dem Sieger zu und sagte mit stupider Vertraulichkeit.

»Ja! das ist der richtige Griff!«

»Was zum Teufel verstehst du denn davon«, schrie Farrington wild und wandte sich dem Mann zu.

»Was steckst du deine Nase rein?«

»Sst, Sst«, sagte O'Halloran, der den wilden Ausdruck in Farringtons Gesicht merkte. »Rest raus, Jungens. Einen wollen wir noch nehmen und dann abhauen.«

Ein Mann mit düsterem Gesicht stand an der Ecke der O'Connell Bridge und wartete auf die kleine Sandymount Tram, mit der er nach Hause fahren wollte. Er war voll schwellender Wut und Rache. Er fühlte sich gedemütigt und war mißmutig, er fühlte sich nicht gerade betrunken; und er hatte nur noch twopence in der Tasche. Er fluchte auf

alles. Im Bureau war er aufgefallen, seine Uhr hatte er versetzt, sein ganzes Geld ausgegeben und war noch nicht einmal betrunken. Wieder bekam er Durst und wieder sehnte er sich nach dem heißen, verräucherten Wirtshaus. Er hatte seinen Ruhm als starker Mann verloren, er war zweimal von einem richtigen Knaben besiegt worden. Ihm schwoll das Herz vor Wut, und wenn er an das Weib mit dem großen Hut dachte, die ihn gestreift und Pardon gesagt hatte, dann erstickte ihn seine Wut fast.

Seine Tram setzte ihn in der Shelbourne Road ab, und er steuerte seinen großen Körper im Dunkel an der Mauer der Kaserne entlang. Es ekelte ihn davor, nach Hause zurückzugehen.

Als er durch die Seitentür hereinkam, fand er die Küche leer und das Küchenfeuer fast erloschen. Er brüllte nach oben:

»Ada! Ada!«

Seine Frau war ein kleines Weib mit scharfem Gesicht, die ihren Mann schlecht behandelte, wenn er nüchtern war, und von ihm schlecht behandelt wurde, wenn er betrunken war. Sie hatten fünf Kinder.

Ein kleiner Junge kam die Treppe heruntergelaufen.

»Wer ist da?« sagte der Mann und starrte in die Finsternis.

»Ich, Pa.«

»Wer bist du? Charlie?«

»Nein, Pa. Tom.«

»Wo ist deine Mutter?«

»Sie ist in der Kapelle.«

»So ist's recht ... Hat sie denn kein Essen für mich zurechtgestellt?«

»Ja, Pa. Ich ...«

»Mach die Lampe an. Wie kannst du mich so im Dunkeln stehen lassen? Sind die andern Kinder zu Bett?«

Schwer setzte sich der Mann auf einen der Stühle, während

der kleine Junge die Lampe ansteckte. Er machte jetzt seines Sohnes breiten Akzent nach, indem er halb zu sich selbst sagte: »In der Kapelle. In der Kapelle, bitte.«

Als die Lampe angezündet war, haute er seine Faust auf den Tisch und schrie:

»Was krieg ich denn zu essen?«

»Ich will es ... schnell fertigmachen, Pa«, sagte der kleine Junge.

Der Mann sprang wütend auf und zeigte auf das Feuer.

»Auf dem Feuer! Hast das Feuer ja ausgehen lassen. Bei Gott, ich will dich lehren, das noch mal zu tun.«

Er machte einen Schritt bis zur Tür und ergriff den Spazierstock, der hinter ihr stand.

»Ich will dich lehren, das Feuer ausgehen zu lassen!« sagte er und krepelte den Ärmel hoch, um seinen Arm besser gebrauchen zu können.

Der kleine Junge schrie: »O Pa!« und lief wimmernd um den Tisch; aber der Mann lief hinter ihm her und packte ihn beim Rock. Der kleine Junge sah ängstlich um sich und fiel, als er keinen Ausweg zur Flucht sah, auf die Knie.

»Nun, willst du das Feuer das nächstemal wieder ausgehen lassen?« sagte der Mann und haute mit dem Stock kräftig auf ihn ein. »So, mein Bürschchen!«

Der Knabe stieß ein Schmerzensgeschrei aus, als der Stock seinen Schenkel traf. Er faltete die Hände, und seine Stimme zitterte vor Furcht.

»O Pa!« rief er. »Schlag mich doch nicht! Pa! Ich will ja auch ... Ich will ja auch ein Ave für dich beten ... Ein Ave will ich für dich beten, wenn du mich nicht schlägst ... Ich will ein Ave beten.«

Lehm

Die Aufseherin hatte ihr erlaubt, gleich nach dem Tee der Frauen auszugehen, und Maria sah ihrem Ausgangsabend freudig entgegen. Die Küche war blitzsauber: die Köchin sagte, man könne sich in den großen Kupferkesseln spiegeln. Das Feuer war schön und hell, und auf einer der Anrichten lagen vier ganz große Korinthenkuchen. Diese Korinthenkuchen sahen aus, als wären sie noch nicht zerschnitten; sah man aber näher zu, bemerkte man, daß sie in lange, dicke, grade Scheiben zerschnitten waren; sie sollten zum Tee gegessen werden. Maria selbst hatte sie zerschnitten. Maria war wirklich eine sehr, sehr kleine Person, aber sie hatte eine sehr lange Nase und ein sehr langes Kinn. Sie sprach ein wenig durch die Nase, sprach immer sehr versöhnlich: ja, meine Liebe, und nein, meine Liebe. Sie wurde immer geholt, wenn die Frauen sich wegen ihrer Waschfässer stritten, und immer gelang es ihr, Frieden zu stiften. Eines Tages hatte die Aufseherin zu ihr gesagt:

»Maria, Sie sind der reinste Friedensengel.«

Und die zweite Aufseherin und zwei der Damen vom Komitee hatten das Kompliment gehört. Und Ginger Mooney sagte immer, sie wüßte nicht, was sie mit der Taubstummen, die für die Bügeleisen zu sorgen hatte, schon alles angefangen hätte, wenn Maria nicht wäre. Jeder mochte Maria so gern.

Um sechs Uhr bekamen die Frauen ihren Tee, und so konnte sie schon vor sieben gehen. Von Ballsbridge nach dem Pillar, zwanzig Minuten; vom Pillar nach Drumcondra, zwanzig Minuten; und zwanzig Minuten für die Einkäufe. So war sie vor acht an Ort und Stelle. Sie nahm ihre Börse

mit den silbernen Schließen hervor und las wieder die Worte: Andenken an Belfast. Sie mochte diese Börse sehr gern, weil Joe sie ihr vor fünf Jahren mitgebracht hatte, als er und Alphy am Pfingstmontag eine Tour nach Belfast gemacht hatten. In der Börse waren zwei half-crowns und einige Kupfermünzen. Nach Abzug des Fahrgeldes für die Tram hatte sie genau fünf Shilling. Welch netten Abend wollten sie verleben, wenn alle Kinder sangen. Hoffentlich kam Joe nicht betrunken nach Hause. Er war so ganz anders, wenn er getrunken hatte.

Oft hatte er gesagt, sie solle zu ihnen kommen und mit ihnen zusammen wohnen; aber sie wäre sich sicher sehr überflüssig vorgekommen (wenn Joes Frau auch immer sehr nett zu ihr war); außerdem hatte sie sich auch so an das Leben in der Wäscherei gewöhnt. Joe war ein guter Junge. Sie hatte ihn großgezogen und Alphy desgleichen; und Joe sagte so oft:

»Mama ist Mama, aber Maria ist meine richtige Mutter.«

Als der elterliche Haushalt aufgelöst worden war, hatten die Jungens ihr die Stellung in der Waschanstalt »Edelweiß« besorgt, und sie fühlte sich in dieser Stellung wohl. Früher hatte sie immer eine so schlechte Meinung von den Protestanten gehabt, aber jetzt dachte sie, es wären ganz nette Menschen, wohl ein bißchen still und ernst, aber doch sehr nette Menschen, mit denen man ganz gut auskommen konnte. Sie hatte ja auch ihre Blumen im Treibhaus, die sie so gerne versorgte. Sie hatte schöne Farren und Porzellanblumen, und wenn jemand sie besuchte, gab sie dem Besucher einen oder zwei Ableger aus dem Treibhaus. Eins nur mochte sie nicht, und das waren die überall herumliegenden Traktätchen, aber die Leiterin war eine so nette und freundliche Person, mit der man gut auskommen konnte.

Als ihr die Köchin sagte, daß alles fertig sei, ging sie in den

Frauenraum und zog die große Glocke. Einige Minuten später kamen die Frauen, zu zwei und drei, wischten sich die dampfenden Hände an den Unterröcken ab und zogen die Ärmel ihrer Blusen über die roten, dampfenden Arme. Sie setzten sich vor ihre großen Tassen, die die Köchin und die Taubstumme mit heißem Tee füllten, der in großen Zinnkannen schon mit Milch und Zucker gemischt war. Maria beaufsichtigte die Verteilung des Korinthenkuchens und achtete genau darauf, daß jede Frau ihre vier Schnitten bekam. Während der Mahlzeit wurde viel gelacht und gescherzt. Lizzie Flemming sagte, Maria bekäme sicher den Ring, und obwohl die Flemming das schon an so manchem Abend vor dem Allerheiligenfest gesagt hatte, lachte Maria und sagte, sie hätte weder nach einem Ring noch einem Mann Verlangen; als sie lachte, glänzte es in ihren Augen wie enttäuschte Schüchternheit, und die Nasenspitze berührte fast die Spitze des Kinns. Dann hob Ginger Mooney ihre Tasse mit Tee und schlug vor, auf Marias Gesundheit zu trinken; und als alle andern Frauen mit ihren Tassen auf den Tisch klapperten, sagte sie, es täte ihr leid, daß sie keinen Schluck Porter hätte, mit dem sie auf ihr Wohl trinken könnte. Und wieder lachte Maria, bis die Nasenspitze fast die Spitze des Kinns berührte und ihr kleiner Körper fast auseinanderbarst; sie wußte genau, daß Mooney es gut meinte, wenn sie natürlich auch nur eine ganz gewöhnliche Frau war.

Aber wie froh war Maria, als die Frauen mit ihrem Tee fertig waren und die Köchin und die Taubstumme angefangen hatten, das Teegeschirr abzuräumen. Sie ging in ihr kleines Schlafzimmer, und als ihr einfiel, daß der nächste Morgen ein Messemorgen war, schob sie den Zeiger des Weckers von sieben auf sechs. Dann zog sie den Arbeitsrock und die Hausschuhe aus, legte ihren besten Rock auf das Bett und stellte ihre kleinen Sonntagsschuhe neben dessen

Fuß. Sie wechselte auch die Bluse und als sie jetzt vor dem Spiegel stand, dachte sie daran, wie sie sich Sonntag morgens zur Messe anzukleiden pflegte, als sie noch ein junges Mädchen war; und sie sah mit seltsamer Liebe auf dieses Körperchen, das sie so oft fein gemacht hatte. Trotz seiner Jahre hielt sie ihn für einen netten, niedlichen, kleinen Körper.

Als sie nach draußen kam, glänzten die Straßen im Regen, und sie freute sich über ihren alten, braunen Regenmantel. Die Tram war besetzt, und sie mußte auf dem kleinen Stuhl am Ende des Wagens Platz nehmen; so wandte sie das Gesicht allen Leuten zu; ihre Zehen berührten kaum den Boden. Im Geiste überlegte sie alles, was sie tun wollte, und dachte, wieviel besser es doch wäre, unabhängig zu sein und sein eigenes Geld in seiner eigenen Tasche zu haben. Hoffentlich wurde der Abend gemütlich. Das würde er ganz bestimmt, aber sie mußte doch daran denken, wie schade es war, daß Alphy und Joe nicht mehr miteinander sprachen. Sie waren jetzt immer entzweit; als Knaben waren sie immer die besten Freunde gewesen; aber so war nun mal das Leben.

Am Pillar stieg sie aus und bahnte sich schnell durch die Menge ihren Weg. Sie ging in Downes' Kuchenladen, aber der Laden war so voll, daß sie lange warten mußte, bis sie bedient wurde. Sie kaufte ein Dutzend gemischte Penny-Kuchen und verließ schließlich den Laden mit einer großen Tüte. Dann überlegte sie, was sie sonst noch kaufen konnte: sie wollte was wirklich Nettes kaufen. Äpfel und Nüsse hatten sie sicher genug. Es war nicht so leicht, das Richtige zu finden, und immer wieder fiel ihr nur Kuchen ein. Sie beschloß, ein Stück Plumcake zu kaufen; aber Downes' Plumcake hatte nur wenig Mandelüberguß, deshalb ging sie in einen Laden in der Henry Street. Hier suchte und überlegte sie lange, und die nett gekleidete Dame hinter der

Theke, die scheinbar ein wenig ungeduldig wurde, fragte sie, ob sie vielleicht Hochzeitskuchen kaufen wollte. Bei dieser Frage errötete Maria und lächelte die junge Dame an, aber diese meinte es wirklich sehr ernst und schnitt schließlich eine dicke Schnitte Plumcake ab, verpackte sie und sagte:

»Zwei und vier, bitte.«

Sie glaubte, sie müßte in der Drumcondra Tram stehen, weil keiner der jungen Leute sie zu bemerken schien; aber ein älterer Herr machte ihr Platz. Er war ein kräftiger Herr und trug einen braunen, steifen Hut. Er hatte ein eckiges, rotes Gesicht und einen angegrauten Schnurrbart. Maria meinte, er sähe aus wie ein Oberst, und sie dachte, er wäre viel höflicher als die jungen Leute, die einfach vor sich hin sahen. Der Herr fing mit ihr ein Gespräch an über Allerheiligen und das regnerische Wetter. Er vermutete, daß die Tüte voll leckerer Sachen für die Kleinen wäre, und sagte, es wäre nur zu recht, daß die Kinder ihre Freude hätten, so lange sie noch jung wären. Maria stimmte ihm bei und beehrte ihn mit einem sittsamen Kopfnicken und Hms. Er war sehr nett zu ihr, und als sie an der Canal Bridge ausstieg, dankte sie ihm und verbeugte sich, und er erwiderte ihre Verbeugung, lüftete den Hut und lächelte verbindlich; und während sie über die Terrasse ging, ihren kleinen Kopf unter dem Regen beugte, dachte sie, wie leicht es doch wäre, in jemandem den richtigen Herrn zu erkennen, selbst wenn er einen getrunken hatte.

Als sie in Joes Haus kam, sagte jeder: »*O da ist Maria.*« Joe war da, er war von der Arbeit nach Hause gekommen, und alle Kinder hatten ihre Sonntagskleider an. Zwei große Mädchen von nebenan waren auch da, und das Spiel war schon im Gang. Maria gab die Tüte mit den Kuchen dem ältesten Knaben, Alphy, damit er sie verteilte, und Frau Donnelly sagte, es wäre zu lieb von ihr, daß sie eine so

große Tüte mit Kuchen mitbrächte, und alle Kinder mußten sich bei Maria bedanken.

Aber Maria sagte, sie hätte für Papa und Mama was ganz Besonderes mitgebracht, etwas, was sie sicher gerne möchten, und sie suchte nach ihren Plumcake. Sie suchte in Downes Tüte und dann in den Taschen ihres Regenmantels und dann auf der Garderobe, aber nirgendwo konnte sie ihn finden. Dann fragte sie alle Kinder, ob eines ihn gesehen hätte – aus Versehen natürlich –, aber alle Kinder sagten nein und machten ein Gesicht, als wenn sie gar keinen Kuchen mehr essen möchten, wenn sie des Diebstahls beschuldigt würden. Jeder hatte eine Lösung für das Geheimnis, und Frau Donnelly sagte, es wäre doch klar, Maria hätte ihn einfach in der Tram liegenlassen. Maria, die auf einmal daran dachte, wie verwirrt sie der Herr mit dem angegrauten Schnurrbart gemacht hatte, wurde rot vor Scham, Ärger und Enttäuschung. Bei dem Gedanken, daß ihre kleine Überraschung mißlungen war und sie zwei und vier pence in den Dreck geworfen hatte, fing sie fast an zu weinen. Aber Joe sagte, das wäre doch nicht der Rede wert, sie solle sich nun neben das Feuer setzen. Er war sehr lieb zu ihr. Er erzählte ihr alles, was in seinem Bureau passierte, wiederholte ihr eine saftige Antwort, die er dem Direktor gegeben hatte. Maria verstand nicht, warum Joe über die Antwort, die er gegeben hatte, so lachte, aber sie meinte, der Direktor müsse ein sehr anmaßender Mensch sein, mit dem nicht gut Kirschen essen wäre. Joe entgegnete, so schlimm wäre er gar nicht, man müsse ihn nur zu nehmen wissen, er wäre ein ganz angenehmer Mensch, solange ihm nichts gegen den Strich ging. Frau Donnelly spielte für die Kinder Klavier, und sie tanzten und sangen. Dann reichten die beiden Mädchen von nebenan die Nüsse herum. Niemand konnte den Nußknacker finden, und darüber wurde Joe beinahe ärgerlich und fragte, wie Maria denn ohne Nußknacker Nüsse knacken

sollte. Aber Maria sagte, sie mache sich gar nichts aus Nüssen, sie sollten ihretwegen doch keine Umstände machen. Dann fragte Joe, ob sie eine Flasche Stout wolle, und Frau Donnelly sagte, sie hätte auch Portwein im Hause, wenn sie den lieber möchte. Maria sagte, am liebsten wäre es ihr, sie quälten sie weiter nicht, etwas zu nehmen; aber Joe tat das doch. So ließ ihm Maria denn seinen Willen, und sie setzten sich an das Feuer, sprachen über alte Zeiten, und Maria kam auf einmal der Gedanke, für Alphy ein gutes Wort einzulegen.

Aber Joe schrie, der liebe Gott solle ihn tot niederfallen lassen, wenn er mit seinem Bruder je wieder auch nur ein Wort spräche, und Maria sagte, sie bedaure jetzt, von der Sache angefangen zu haben. Frau Donnelly sagte zu ihrem Mann, es wäre eine Schande, daß er so von seinem eigenen Fleisch und Blut spräche, worauf Joe entgegnete, Alphy wäre sein Bruder nicht, und beinahe hätte es deswegen Krach gegeben. Aber Joe sagte, er wolle sich an diesem Festabend nicht ärgern und bat seine Frau, noch eine Flasche Stout aufzumachen. Die beiden Mädchen von nebenan hatten einige Allerheilignesspiele arrangiert, und bald waren alle wieder fröhlich. Maria freute sich, daß die Kinder so lustig und Joe und seine Frau so guter Laune waren. Die Mädchen von nebenan stellten einige Untertassen auf den Tisch und führten dann die Kinder mit verbundenen Augen an den Tisch. Der eine bekam das Gebetbuch und die drei andern das Wasser; und als eines der Mädchen von nebenan den Ring bekam, drohte Frau Donnelly dem errötenden Mädchen mit dem Finger, was so viel heißen sollte wie: O ich weiß genau Bescheid! Dann wollten sie unbedingt Maria die Augen verbinden und an den Tisch führen, um mal zu sehen, was sie bekäme; und während sie ihr das Tuch umbanden, lachte Maria und lachte wieder, bis ihre Nasenspitze fast die Spitze ihres Kinns berührte.

Unter Lachen und Scherzen führten sie sie an den Tisch, und sie streckte die Hand aus, genau so wie man ihr sagte. Sie bewegte ihre Hand hierhin und dorthin und senkte sie dann auf eine der Untertassen. Sie fühlte mit den Fingern eine weiche, nasse Substanz und war überrascht, daß niemand was sagte oder ihr die Binde abnahm. Einige Sekunden war es ganz still, dann viel Hin und Her und Geflüster. Einer sagte etwas über den Garten, und schließlich sagte Frau Donnelly sehr ärgerlich etwas zu einem der Mädchen von nebenan, sagte, sie solle das sofort wegwerfen: das wäre kein richtiges Spiel. Maria begriff, daß dieses Mal nicht zählte, und so mußte sie den Versuch wiederholen: und jetzt bekam sie das Gebetbuch. Dann spielte Frau Donnelly für die Kinder Miss Mc Cloud's Reel, und Joe reichte Maria ein Glas Wein. Bald waren sie alle wieder lustig, und Frau Donnelly meinte, vor Jahresschluß würde Maria noch in ein Kloster eintreten, weil sie das Gebetbuch bekommen hätte. Noch nie hatte Maria es erlebt, daß Joe so nett zu ihr war wie an diesem Abend, allerlei lustige Geschichten und Erinnerungen tischte er auf. Sie sagte, sie wären alle sehr gut zu ihr.

Schließlich wurden die Kinder müde und schläfrig, und Joe fragte Maria, ob sie nicht ein kleines Lied singen wolle, ehe sie ginge, eins von den alten Liedern. Frau Donnelly sagte: »Tu's, bitte, Maria«, und so mußte Maria aufstehen und sich neben das Klavier stellen. Frau Donnelly sagte zu den Kindern, sie sollten ganz ruhig sein und auf Marias Lied hören. Dann spielte sie das Vorspiel und sagte: »Jetzt, Maria«, und Maria, die sehr rot wurde, begann mit dünner, flackernder Stimme zu singen. Sie sang »*Ich träumte, ich wohnte*«, und als sie an den zweiten Vers kam, sang sie wieder:

*Ich träumte, ich wohnte in Marmorhallen
Mit Dienern und Sklaven und vielen Vasallen
Und wer alles versammelt in diesen Hallen,
Ich war die Hoffnung, der Stolz von allen.*

*Unzähligen Reichtum mein eigen ich nannte,
Seit alters mein Nam' war bekannt in dem Lande.
Und träumte dabei den schönsten Traum:
Deine Lieb' war' so groß, ich faßte sie kaum.*

Aber keiner versuchte sie auf ihren Irrtum aufmerksam zu machen; und als sie ihr Lied beendet hatte, war Joe sehr gerührt. Er sagte, keine Zeit gliche der Vergangenheit, und keine Musik wäre so schön wie die des armen, alten Balfe, was auch immer andere Leute sagten; und seine Augen füllten sich so mit Tränen, daß er das, was er suchte, nicht finden konnte; und schließlich mußte er seine Frau bitten, ihm doch zu sagen, wo der Korkenzieher läge.

Ein schwerer Unglücksfall

James Duffy wohnte in Chapelizod, weil er möglichst weit von der Stadt leben wollte, deren Bürger er war, und ihm alle andern Vororte von Dublin gemein, modern und anspruchsvoll vorkamen. Er wohnte in einem alten, dunklen Haus, und aus seinen Fenstern hatte er Aussicht auf die nicht mehr benutzte Destilliererei und den flachen Fluß, an dem Dublin erbaut ist. Die hohen Wände seines Zimmers ohne Teppiche schmückten keine Bilder. Er hatte selbst jedes Stück der Zimmereinrichtung gekauft: eine schwarze, eiserne Bettstelle, einen eisernen Waschtisch, vier Rohrstühle, einen Kleiderrechen, einen Kohleneimer, ein Kamin- gitter und Kamingerät und einen viereckigen Tisch, auf dem ein Doppelpult stand. In einer Nische war aus rohen Brettern ein Bücherschrank aufgestellt worden. Das Bett war weiß überzogen, und am Fußende lag eine schwarzrote Decke. Über dem Waschtisch hing ein kleiner Handspiegel, und tagsüber stand eine Lampe mit weißer Glocke als einziger Schmuck auf dem Kamin. Die Bücher auf den rohen Brettern waren der Größe nach von unten nach oben geordnet. Ein vollständiger Wordsworth stand an dem einen Ende des untersten Brettes, und am andern Ende des obersten Brettes stand ein Exemplar des Maynooth Catechismus, der in die Leinwanddecke eines Notizbuches genäht war. Schreibmaterial stand immer auf dem Pult. Im Pult lag das Manuskript einer Übersetzung von Hauptmanns Michael Kramer, die Bühnenanweisungen waren in roter Tinte geschrieben, und dazu ein kleiner Pack Blätter, die mit einer Messingklammer zusammengehalten wurden. Auf diese Blätter wurde von Zeit zu Zeit ein Satz geschrieben, und

in einem ironischen Moment war die Kopfzeile einer Annonce für »Gallenpillen« auf das erste Blatt geklebt worden. Wenn man den Deckel des Pultes hob, entströmte ihm schwacher Duft – der Duft neuer Zedernholzbleistifte oder einer Flasche Leim oder eines überreifen Apfels, der dort hingelegt und vergessen sein mochte.

Duffy verabscheute alles, was auf physische oder geistige Unordnung deutete. Ein mittelalterlicher Doktor hätte ihn saturnisch genannt. Sein Gesicht, auf dem die Zahl seiner Jahre leicht zu erkennen war, hatte die braune Farbe der Dubliner Straßen. Auf seinem langen oder vielmehr breiten Kopf wuchs trockenes, schwarzes Haar, und ein gelblicher Schnurrbart bedeckte nicht ganz einen unliebenswürdigen Mund. Seine Backenknochen verliehen seinem Gesicht einen harten Ausdruck, aber in den Augen, die unter gelben Augenbrauen her in die Welt blickten, lag keine Härte; sie ließen vielmehr einen Mann vermuten, der zwar immer bereit ist, bei andern etwas zu finden, das ihre Fehler aufwog, aber oft enttäuscht worden war. Er lebte in gewisser Entfernung von sich selbst und betrachtete seine eigenen Taten mit zweifelnden Seitenblicken. Er hatte eine seltsame Manie für das Autobiographische, die ihn dazu führte, von Zeit zu Zeit im Geiste eine kurze Sentenz über sich selbst zu verfassen, die ein Subjekt in der dritten Person und ein Prädikat in der Vergangenheit enthielt. Niemals gab er Bettlern Almosen; er hatte einen festen Gang und trug einen starken Haselnußstock.

Viele Jahre lang war er Kassierer bei einer Privatbank in der Baggot Street gewesen. Jeden Morgen fuhr er mit der Tram von Chapelizod herein. Mittags ging er zu Dan Burke und frühstückte – eine Flasche Lagerbier und einen Teller Tapiokabiskuits. Um vier Uhr war er frei. Er aß in einem Speisehaus in der George's Street zu Mittag, wo er sich vor der Gesellschaft von Dublins jeunesse dorée sicher

fühlte und die Speisekarte eine gewisse Biederkeit aufwies. Seine Abende verbrachte er entweder vor dem Klavier seiner Wirtin oder er streifte durch die Umgebung der Stadt. Seine Vorliebe für Mozartsche Musik brachte ihn manchmal in eine Oper oder in ein Konzert: dies waren die einzigen Zerstreuungen seines Lebens.

Er hatte weder Gefährten noch Freunde, weder Kirche noch Glauben. Er führte ein geistiges Leben ohne irgendwelche Verbindung mit andern, besuchte seine Verwandten zu Weihnachten und begleitete sie auf den Kirchhof, wenn sie starben, Er erfüllte diese beiden sozialen Pflichten aus Anstandsgefühl, ohne aber den Konventionen, die das bürgerliche Leben regulieren, eine weitere Konzession zu machen. Er gestattete sich den Gedanken, daß er unter gewissen Umständen seine Bank berauben würde; da diese Umstände aber nie eintraten, floß sein Leben gleichmäßig dahin, eine Geschichte ohne Abenteuer.

Eines Abends saß er in der Rotunde neben zwei Damen. Das Haus, das nur mäßig besetzt und still war, prophezeite eine baldige, jämmerliche Pleite. Die Dame, die ihm zunächst saß, sah sich einmal, zweimal in dem leeren Hause um und sagte dann:

»Wie schade, daß das Haus heute abend so leer ist! Es ist so schwer für die Leute, vor leeren Bänken singen zu müssen.« Er faßte die Bemerkung als Einladung zum Gespräch auf. Er war überrascht, daß sie so wenig verlegen schien. Während sie sprachen, versuchte er, sich ihr Gesicht für immer einzuprägen. Als er erfuhr, daß das junge Mädchen neben ihr ihre Tochter war, schätzte er sie auf ein Jahr jünger als er. Ihr Gesicht, das früher sicher einmal hübsch gewesen, war klug geblieben. Es war ein ovales Gesicht mit stark markierten Zügen. Die Augen waren tief dunkelblau und starr. Ihr Blick hatte zuerst etwas Herausforderndes, was sich aber dann durch ein allmähliches Übergehen der

Pupille in die Iris scheinbar verlor, während welches Vorganges man für einen Augenblick ein sehr sensibles Temperament erkennen konnte. Die Pupille nahm schnell wieder ihre ursprüngliche Form an, diese halb enthüllte Natur stand wieder unter der Herrschaft der Klugheit, und ihr Astrachanjackett, das ein Busen von gewisser Fülle formte, unterstrich endgültig das Herausfordernde.

Er traf sie einige Wochen später in einem Konzert in der Earlsfort Terrace und benutzte den Augenblick, als die Aufmerksamkeit der Tochter abgelenkt wurde, intim zu werden. Sie spielte ein- oder zweimal auf ihren Gatten an, aber In ihrem Ton lag nichts, das diese Anspielung wie eine Warnung hätte klingen lassen.

Sie hieß Frau Sinico. Ihres Mannes Urgroßvater stammte aus Leghorn. Ihr Mann war Kapitän eines Handelsschiffes, das zwischen Dublin und Holland fuhr; und sie hatten ein Kind.

Als er sie zufällig ein drittes Mal traf, hatte er den Mut, ein Rendez-vous zu verabreden. Sie kam. Dies war das erste Zusammentreffen, dem viele andere folgten; sie trafen sich immer abends und wählten die ruhigsten Viertel für ihre gemeinsamen Spaziergänge. Duffy hatte aber einen Widerwillen gegen Heimlichkeiten, und da er der Ansicht war, daß sie sich heimlich treffen mußten, zwang er sie, ihn in ihr Haus zu bitten.

Kapitän Sinico ermutigte seine Besuche, weil er glaubte, es handle sich um die Hand seiner Tochter. Er hatte seine Frau so offen und ehrlich aus der Reihe der Vergnügen verbannt, daß er gar nicht argwöhnte, irgendein anderer könnte sich für sie interessieren. Da der Gatte oft fort war und die Tochter außer dem Hause Musikstunde gab, hatte Duffy manche Gelegenheit, die Gesellschaft der Dame zu genießen. Weder er noch sie hatten vorher ein solches Abenteuer erlebt, und keines von ihnen sah etwas Unpas-

sendes darin. Allmählich machte er seine Gedanken zu den ihren. Er lieh ihr Bücher, versorgte sie mit Gedanken, teilte mit ihr sein geistiges Leben. Sie lauschte auf alles.

Manchmal erzählte sie ihm für seine Theorien eine Tatsache aus ihrem eigenen Leben. Mit fast mütterlicher Sorge drängte sie ihn, sich ganz zu offenbaren: sie wurde sein Beichtiger. Er erzählte ihr, daß er eine Zeitlang die Versammlungen einer irischen Sozialistenpartei besucht hätte, wo er sich inmitten dieser Menge nüchterner Arbeiter, die in einem von einer unwirksamen Öllampe erleuchteten Speicher versammelt waren, sehr einsam vorgekommen sei. Als sich die Gesellschaft in drei Sektionen, jede mit einem besonderen Führer und einem besonderen Speicher teilte, hatte er seine Besuche eingestellt. Die Diskussionen der Arbeiter waren ihm zu furchtsam vorgekommen, das Interesse an der Lohnfrage übermäßig. Er fühlte, daß sie rauhe Realisten waren und eine Exaktheit haßten, die das Ergebnis einer Muße war, die nicht in ihrem Bereiche lag. Es würde wohl einige hundert Jahre dauern, so meinte er, bis eine soziale Revolution Dublin erschütterte.

Sie fragte ihn, warum er seine Gedanken nicht aufschriebe. Wozu, fragte er sie mit sorgfältiger Verachtung. Um mit Phrasendreschern zu konkurrieren, die nicht imstande waren, eine Minute lang folgerichtig zu denken? Um sich der Kritik einer blöden Mittelklasse auszusetzen, die ihre Moralität den Polizisten und ihre schönen Künste den Impresarios anvertraute?

Er ging oft in ihr kleines Cottage außerhalb Dublins; oft verbrachten sie ihre Abende allein. Da ihre Gedanken fast die gleichen geworden waren, sprachen sie allmählich von weniger fern liegenden Dingen. Ihre Kameradschaft war wie warmer Boden um eine exotische Pflanze. Viele Male ließen sie die Dunkelheit auf sie herabsinken und vermieden es, die Lampen anzuzünden. Der dunkle, ruhige Raum, ihr

Alleinsein, die Musik, die noch in ihren Ohren nachzitterte, vereinigte sie. Diese Vereinigung berauschte ihn, nahm seinem Charakter die scharfen Kanten, machte sein geistiges Leben zu Gefühlsleben. Manchmal überraschte er sich dabei, wie er dem Klange seiner eigenen Stimme lauschte. Er meinte in ihren Augen zu einer Engelsgestalt zu werden: und da er die leidenschaftliche Natur seiner Gefährtin immer mehr an sich fesselte, hörte er die seltsame, unpersönliche Stimme, die er als seine eigene erkannte, die die unheilbare Einsamkeit der Seele betonte. Wir können uns nicht geben, sagte sie: wir sind unser eigen. Das Ende dieser Reden war, daß Frau Sinico eines Abends, als sie eine ungewöhnliche Aufregung gezeigt hatte, leidenschaftlich seine Hand ergriff und an ihre Brust preßte.

Duffy war sehr überrascht. Ihre Auslegung seiner Worte enttäuschte ihn. Eine Woche lang besuchte er sie nicht; dann schrieb er ihr, bat sie um eine Begegnung. Da er nicht wünschte, daß ihre letzte Begegnung durch den Einfluß ihres profanierten Beichtstuhls gestört wurde, trafen sie sich in einem kleinen Kuchenladen in der Nähe des Parkgate. Es war kaltes Herbstwetter, aber trotz der Kälte gingen sie ungefähr drei Stunden lang die Wege des Parks auf und ab. Sie vereinbarten, ihren Verkehr abubrechen: jede Fessel, sagte er, ist mit Schmerz verbunden. Als sie den Park verließen, gingen sie schweigend auf die Tram zu; aber hier fing sie so heftig an zu zittern, daß er ihr, da er eine Nervenkrise fürchtete, schnell adieu sagte und sie verließ. Einige Tage später erhielt er ein Paket, das seine Bücher und Noten enthielt.

Vier Jahre vergingen. Herr Duffy hatte sein gleichmäßiges Leben wieder aufgenommen. Sein Zimmer legte immer noch Zeugnis ab von der Ordnung seines Geistes. Einige neue Noten füllten den Notenständer in dem unteren Zimmer, und auf seinem Bücherbrett standen zwei Bände Nietzsche:

Also sprach Zarathustra und *Die Fröhliche Wissenschaft*. Selten nur machte er Notizen auf die Blätter, die in seinem Pulte lagen. Einer seiner Sätze, die er zwei Monate nach seiner letzten Begegnung mit Frau Sinico geschrieben hatte, lautete: Liebe zwischen Mann und Mann ist unmöglich, weil der geschlechtliche Verkehr verboten ist, und Freundschaft zwischen Mann und Frau ist unmöglich, weil geschlechtlicher Verkehr nicht zu vermeiden ist. Er besuchte kein Konzert mehr, um sie nicht zu treffen. Sein Vater starb; der jüngere Teilhaber der Bank trat aus. Und immer noch fuhr er jeden Morgen mit der Tram in die Stadt und kam jeden Abend zu Fuß aus der Stadt zurück, nachdem er bescheiden in der George's Street gegessen und als Nach-tisch die Abendzeitung gelesen hatte.

Eines Abends, als er grade ein Stück Corned beef und Kaps in den Mund stecken wollte, hielt er in der Bewegung inne. Seine Augen starrten auf einen Artikel in der Abendzeitung, die er gegen die Wasserkaraffe gelehnt hatte. Er legte den Bissen wieder auf seinen Teller und las aufmerksam den Artikel. Dann trank er sein Glas Wasser, schob den Teller beiseite, faltete die Zeitung vor sich zwischen den Ellbogen und las den Artikel immer wieder. Der Kaps lagerte auf dem Teller weißes Fett ab. Die Kellnerin kam zu ihm und fragte, ob das Essen nicht richtig gar sei. Er sagte, es wäre sehr gut, und aß mit Anstrengung einige Mundvoll. Dann bezahlte er und ging hinaus.

Schnell ging er durch das Novemberzwielicht, regelmäßig tappte sein starker Haselnußstock auf den Boden, der Rand der gelben *Mail* guckte aus einer Seitentasche seines starken, enganliegenden Mantels. Auf dem einsamen Weg, der vom Parkgate nach Chapelizod führte, verlangsamte er seinen Schritt. Sein Stock stieß weniger kräftig auf den Boden, und sein unregelmäßiger Atem, der fast wie Seufzen klang, verdichtete sich in der Winterluft. Als er seine Woh-

nung erreichte, ging er sofort in sein Schlafzimmer, nahm die Zeitung aus der Tasche und las den Artikel In dem schwachen Licht, das durch das Fenster fiel, noch einmal. Er las ihn nicht laut, aber er bewegte seine Lippen wie ein Priester es tut, wenn er die Gebete *Secreto* liest. Der Artikel aber lautete folgendermaßen:

*Tod einer Frau auf der Sidney Parade,
Ein schwerer Unglücks fall.*

Heute untersuchte im City of Dublin Hospital der Deputy Coroner (Herr Leverett war abwesend) die Leiche der Frau Emily Sinico, vierundvierzig Jahre alt, die gestern abend auf der Sydney Parade Station zu Tode kam. Die Untersuchung ergab, daß die Verstorbene in dem Augenblick, als sie das Geleise überqueren wollte, von der Maschine des Personenzuges zehn Uhr von Kingstown erfaßt wurde, wobei sie am Kopf und der rechten Körperseite Verletzungen davontrug, die den Tod herbeiführten.

James Lennon, der Lokomotivführer, sagte aus, er sei seit fünfzehn Jahren bei der Eisenbahngesellschaft bedienstet. Auf den Pfiff des Schaffners hätte er den Zug in Bewegung gesetzt, ihn aber ein oder zwei Sekunden später zum Stehen gebracht, als er lautes Schreien gehört hätte. Der Zug wäre langsam gefahren.

Der Gepäckträger P. Dunne sagte aus, er hätte in dem Augenblick, als sich der Zug in Bewegung setzte, beobachtet, wie eine Frau das Geleise zu überschreiten versucht hätte. Er wäre auf sie zugelaufen und hätte geschrien, sie wäre aber, noch ehe er sie hätte erreichen können, vom Puffer der Maschine erfaßt und zu Boden geschleudert worden.

Ein Geschworener: Sie sahen also, wie die Dame fiel?

Zeuge: ja.

Der Polizeisergeant Croly sagte aus, bei seiner Ankunft

hätte die Verstorbene tot auf dem Bahnsteig gelegen. Er hätte dann die Leiche in den Wartesaal bringen lassen und gewartet, bis der Krankenwagen kam.

Polizist 57 E bestätigte das.

Dr. Halpin, Assistenzarzt am City of Dublin Hospital, sagte aus, die Verstorbene hätte einen doppelten Rippenbruch und schwere Quetschungen an der rechten Schulter davongetragen. Die rechte Kopfseite wäre infolge des Falles stark verletzt worden. Die Verletzungen wären aber nicht derartig, daß sie bei einem normalen Menschen zum Tode geführt hätten. Seiner Meinung nach wäre der Tod wahrscheinlich infolge des Schrecks und plötzlichen Aussetzens der Herztätigkeit eingetreten.

H. B. Patterson Finlay sprach im Namen der Eisenbahngesellschaft sein tiefes Bedauern über den Unfall aus. Die Gesellschaft hätte immer alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß das Publikum die Geleise nur an den Übergängen überschritte, sie hätte auf jedem Bahnhof Warnungstafeln und bei Straßenübergängen besonders konstruierte, automatische Schranken angebracht. Die Verstorbene hätte die Geleise sehr oft abends von einem Bahnsteig zum andern überschritten, und angesichts gewisser anderer Umstände des Falles glaube er nicht, daß die Eisenbahnbeamten irgendwelche Schuld träfe.

Kapitän Sinico, aus Leoville, Sydney Parade, Ehemann der Verstorbenen, sagte auch aus. Er bekundete, daß die Verstorbene seine Frau sei. Er wäre am Tage des Unfalls nicht in Dublin gewesen, da er erst heute morgen von Rotterdam zurückgekommen wäre. Sie wären zweiundzwanzig Jahre verheiratet gewesen und hätten bis vor ungefähr zwei Jahren glücklich gelebt, seit welcher Zeit seine Frau zu trinken angefangen hätte.

Fräulein Mary Sinico sagte, in letzter Zeit wäre ihre Mutter abends oft ausgegangen und hätte Spirituosen gekauft. Sie,

die Zeugin, habe oft versucht, ihrer Mutter vernünftig zuzureden, und sie veranlaßt, einem Temperenzverein beizutreten. Sie wäre erst eine Stunde nach dem Unglück nach Hause gekommen.

Der Beamte erließ ein Urteil, das mit der Aussage des Arztes in Übereinstimmung war, und sprach Lennon von aller Schuld frei.

Der Deputy Coroner sagte, es handele sich um einen sehr schweren Unglücksfall, und bekundete Kapitän Sinico und seiner Tochter tiefes Beileid. Er machte es der Eisenbahngesellschaft zur strengsten Pflicht, ausreichende Maßnahmen zu treffen, die in Zukunft derartige Unfälle unmöglich machten. Irgendwelche Schuld träfe niemanden.

Duffy blickte von der Zeitung auf und sah aus seinem Fenster hinaus in die freudlose Abendlandschaft. Ruhig lag der Fluß neben der unbenutzten Destillerie, und dann und wann erschien in einem Hause der Lucan road ein Licht. Welches Ende! Der ganze Bericht über ihren Tod empörte ihn, wie ihn auch der Gedanke, daß er je mit ihr über das gesprochen hatte, was er für heilig hielt, empörte. Die abgegriffenen Sätze, die leeren Beileidsworte, die vorsichtigen Worte eines Reporters, den man gewonnen hatte, die Einzelheiten eines gewöhnlichen, gemeinen Todes zu verschweigen, schlugen ihm auf den Magen. Sie hatte nicht nur sich selbst erniedrigt; sie hatte auch ihn erniedrigt. Er sah den schmutzigen Verlauf ihres gemeinen und ekelhaften Lasters. Seiner Seele Gefährtin! Er dachte an die schwankenden, elenden Weiber, die mit Kannen und Flaschen in die Wirtschaften kamen und sie sich vom Kellner füllen ließen. Lieber Gott, welches Ende! Augenscheinlich war sie dem Leben nicht gewachsen gewesen, hatte keinerlei Willensstärke, war eine leichte Beute von Gewohnheiten, war eines dieser Wracks, auf denen die Zivilisation aufgebaut ist. Aber daß

sie so tief hatte sinken können! War es denn möglich, daß er sich so sehr in ihr getäuscht hatte? Er dachte an ihren leidenschaftlichen Ausbruch an jenem Abend und legte ihn unbarmherziger aus, als er es je getan hatte. Es fiel ihm jetzt nicht mehr schwer, den Schritt, den er getan hatte, zu billigen.

Als das Licht schwand und seine Gedanken zu wandern anfangen, meinte er, ihre Hand berühre die seine. Zuerst war ihm dies alles auf den Magen geschlagen, jetzt riß es an seinen Nerven. Schnell zog er seinen Mantel an, setzte den Hut auf und ging hinaus. Auf der Schwelle schlug ihm die kalte Luft entgegen, kroch hinein in die Ärmel seines Mantels. Als er das Wirtshaus an der Chapelizod Bridge erreichte, ging er hinein und bestellte einen heißen Punsch. Überfreundlich bediente ihn der Wirt, wagte es aber nicht, ein Gespräch anzufangen. In der Wirtschaft saßen fünf oder sechs Arbeiter, sprachen über den Wert eines Herrengutes in der Grafschaft Kildare. Dann und wann tranken sie aus ihren großen Literkrügen und rauchten, spuckten oft auf den Boden und schoben mit den schweren Stiefeln das Sägemehl über ihren Auswurf. Duffy saß auf seinem Stuhl und sah hin zu ihnen, hörte sie nicht, sah sie nicht. Bald gingen sie hinaus, und er bestellte noch einen Punsch. Lange saß er dahinter. Das Lokal war sehr ruhig. Der Wirt flätzte sich über die Theke, las den *Herold* und gähnte. Dann und wann hörte man draußen eine Tram über die einsame Straße sausen.

Während er so dasaß, sein Leben mit ihr noch einmal durchlebte und abwechselnd die beiden Bilder heraufbeschwor, in denen er sie jetzt sah, kam es ihm zum Bewußtsein, daß sie tot war, daß sie aufgehört hatte zu existieren, daß sie Erinnerung geworden war. Er fing an, sich unbehaglich zu fühlen. Er fragte sich, was anders er hätte tun können. Eine Komödie der Täuschung hätte er mit ihr nicht spielen kön-

nen; offen mit ihr leben, hätte er auch nicht gekonnt. Er hatte getan, was ihm das Beste schien. Wie konnte man ihn tadeln? Jetzt, wo sie nicht mehr war, begriff er, wie einsam ihr Leben gewesen sein mußte, als sie Abend für Abend allein in dem Zimmer saß. Auch sein Leben würde einsam sein, bis auch er starb, aufhörte zu existieren, Erinnerung wurde, – wenn sich überhaupt jemand seiner erinnerte.

Es war neun vorbei, als er das Lokal verließ. Die Nacht war kalt und düster. Durch das erste Tor ging er in den Park, ging weiter unter den schwächtigen Bäumen. Er ging durch die kahlen Alleen, durch die sie vor vier Jahren gegangen waren. Sie schien ihm in der Dunkelheit nahe zu sein. Manchmal glaubte er ihre Stimme zu fühlen, die sein Ohr berührte, oder glaubte, ihre Hand berühre die seine. Er blieb stehen, lauschte. Warum hatte er sie zum Tode verurteilt? Er fühlte, wie sein moralisches Wesen in Stücke brach.

Als er den Gipfel des Magazine Hill erreichte, blieb er stehen, sah den Fluß hinab nach Dublin, dessen Lichter rötlich und freundlich in der kalten Nacht brannten. Er sah den Abhang hinunter, an dessen Fuß, im Schatten der Parkmauer, einige menschliche Gestalten lagen. Die teuflische und heimliche Liebe füllte ihn mit Verzweiflung. Er verwünschte die Gradlinigkeit seines Lebens; er fühlte, daß er am Feste des Lebens nicht hatte teilnehmen dürfen. Ein menschliches Wesen hatte ihn scheinbar geliebt, und er hatte ihr Leben und Glück versagt: er hatte sie zu Schande und schmachvollem Tod verurteilt. Er wußte, daß die Kreaturen, die da unten neben der Mauer lagen, ihn beobachteten und wünschten, er möchte doch gehen. Keiner wollte ihn; er durfte nicht teilnehmen am Feste des Lebens. Er wandte seinen Blick nach dem grau leuchtenden Fluß, der sich auf Dublin zu dahinwand. Jenseits des Flusses sah er einen Güterzug, der hartnäckig und eifrig aus der Kingsbridge

Station durch die Dunkelheit kroch, wie ein Wurm mit feurigem Kopf. Langsam fuhr er dahin, bis er ihn nicht mehr sah; aber immer noch hörte er in seinen Ohren das eifrige Dröhnen der Maschine, das die Silben ihres Namens wiederholte.

Er ging denselben Weg zurück, den er gekommen war, und der Rhythmus der Maschine dröhnte in seinen Ohren. Er begann die Realität dessen zu bezweifeln, was die Erinnerung ihm erzählte. Er blieb unter einem Baum stehen und ließ den Rhythmus verklingen. Er fühlte sie nicht mehr neben sich in der Dunkelheit, ihre Stimme traf sein Ohr nicht mehr. Lauschend wartete er einige Minuten. Er hörte nichts: die Nacht war ganz still. Wieder lauschte er: ganz still. Da fühlte er seine Einsamkeit.

Efeutag im Komitee-Sitzungszimmer

Der alte Jack kratzte mit einem Stück Karton die Schröben zusammen und legte sie dann vorsichtig auf den oben weiß werdenden Haufen Kohlen. Als dieser so mit einer dünnen Schicht bedeckt war, verschwand sein Gesicht in der Dunkelheit, doch als er anfang, das Feuer wieder anzufachen, stieg sein zusammengekauerter Schatten an der gegenüberliegenden Wand empor und sein Gesicht tauchte langsam wieder ins Licht. Es war das Gesicht eines alten Mannes, war sehr knochig und haarig. Die feuchten, blauen Augen blinzelten ins Feuer, und manchmal öffnete sich der feuchte Mund, kaute ein- oder zweimal mechanisch, wenn er sich wieder schloß. Als die Schröben Feuer gefangen hatten, stellte er das Stück Karton an die Wand, seufzte und sagte:

»So, jetzt ist's besser, Herr O'Connor.«

O'Connor, ein junger Mann mit grauem Haar, dessen Gesicht viele Pusteln und Pickel entstellten, hatte gerade den Tabak für eine Zigarette in einen regelrechten Zylinder geformt, zerstörte aber nachdenklich sein Kunstwerk, als er angeredet wurde. Dann rollte er wieder nachdenklich seinen Tabak, überlegte einen Augenblick und entschloß sich dann, das Papier anzufeuchten.

»Hat Herr Tierney gesagt, wann er zurückkommt?« fragte er in heiserem Falsett.

»Hat er nicht gesagt.«

O'Connor steckte seine Zigarette in den Mund und fing an, in seinen Taschen zu suchen. Er nahm einen Pack dünner Karten hervor.

»Ich hole Ihnen ein Streichholz«, sagte der alte Mann.

»Nicht nötig, geht schon so«, sagte O'Connor.

Er nahm eine von den Karten und las, was darauf gedruckt stand:

*Städtische Wahlen.
Bezirk der Royal Exchange.*

Richard T. Tierney, P. L. G. bittet höflichst um Ihre Stimme und Ihren Einfluß bei den kommenden Wahlen im Bezirk der Royal Exchange.

O'Connor war von Tierneys Agenten engagiert worden, in einem Teil des Bezirks Reklame zu machen; da aber das Wetter rauh war und seine Stiefel die Feuchtigkeit durchließen, saß er einen großen Teil des Tages im Komitee-Sitzungszimmer in der Wicklow Street mit Jack, dem alten Hausmeister, zusammen am Feuer. Seit der kurze Tag dunkel geworden war, hatten sie hier so gegessen. Es war der 6. Oktober, draußen war es trübe und kalt.

O'Connor riß einen Streifen von der Karte, zündete ihn an und steckte seine Zigarette an. Während er das tat, beleuchtete die Flamme ein Blatt dunklen, glänzenden Efeus im Rockaufschlag. Der alte Mann beobachtete ihn aufmerksam, nahm dann das Stück Karton wieder zur Hand und fachte langsam das Feuer wieder an, während sein Gefährte rauchte.

»Ach, ja«, sagte er dann weiter, »man weiß wirklich nicht, wie man die Kinder erziehen soll. Wer hätte geglaubt, daß er mal so würde! Ich hab ihn zu den Christian Brothers geschickt, hab für ihn getan, was ich konnte, und jetzt säuft er rum. Ich wollte was Anständiges aus ihm machen.« Müde stellte er den Karton wieder fort.

»Wäre ich kein alter Mann, brächte Ich ihm die Flötentöne schon bei. Den Rücken haute ich ihm bunt und blau, bis ich nicht mehr könnte – wie ich das früher oft getan habe. Die Mutter, verstehen Sie, die verwöhnt ihn was ...«

»Und das grade verdirbt die Kinder«, sagte O'Connor.

»Ganz gewiß«, sagte der alte Mann. »Und wenig Dank erntet man obendrein, nur Unverschämtheit. Er behandelt mich wie ein Stück Vieh, wenn er nur merkt, daß ich einen kleinen weghabe. Was soll aus der Welt werden, wenn ein Sohn so mit seinem Vater spricht?«

»Wie alt ist er?« sagte O'Connor.

»Neunzehn«, sagte der alte Mann.

»Warum tun Sie ihn denn nicht an die Arbeit?«

»Hab ich das nicht getan, seit der versoffene Kerl von der Schule ist? Ich Sorge nicht mehr für dich, hab ich ihm gesagt. Mußt dir Arbeit suchen. Wenn er Arbeit hat, wird's noch schlimmer, dann versäuft er alles.«

Mitleidig schüttelte O'Connor den Kopf, und der alte Mann schwieg, sah ins Feuer. Jemand öffnete die Zimmertür und rief:

»Hallo! Ist das hier eine Freimaurerversammlung?«

»Wer ist da?« sagte der alte Mann.

»Was macht ihr denn im Dunkeln?« fragte eine Stimme.

»Bist du es, Hynes?« fragte O'Connor.

»Ja. Was macht ihr denn im Dunkeln?« sagte Hynes und trat in den Lichtkreis des Feuers.

Er war ein großer, schlanker, junger Mann mit hellbraunem Schnurrbart. Drohend hingen kleine Regentropfen am Rande seines Hutes, den Kragen seines kurzen Mantels hatte er hochgeschlagen.

»Nun, Mat«, sagte er zu O'Connor, »wie geht's?«

O'Connor schüttelte den Kopf. Der alte Mann verließ den Ofen, tastete sich durchs Zimmer und kam dann mit zwei Kerzenleuchtern zurück, die er einen nach dem andern ans Feuer hielt und dann auf den Tisch stellte. Ein leerer Raum wurde sichtbar, und das Feuer verlor auf einmal seine lustige Farbe. Die Wände des Zimmers waren kahl, bis auf den Abdruck einer Wahlrede. In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Tisch, auf dem Papiere aufgehäuft lagen.

Hynes lehnte sich gegen das Kaminsims und fragte:

»Hat er euch schon bezahlt?«

»Noch nicht«, sagte O'Connor. »Hoffentlich läßt er uns heute abend nicht drauf sitzen.«

Hynes lachte.

»Na, er bezahlt euch schon. Nur keine Angst«, sagte er.

»Hoffentlich läßt er sich nicht lumpen, ist ja 'ne rein geschäftliche Sache«, sagte O'Connor.

»Was machst du denn, Jack?« sagte Hynes spöttisch zu dem alten Mann.

Der alte Mann kehrte an seinen Platz neben dem Feuer zurück und sagte:

»Er hat's ja, ganz gewiß. Nicht wie der andere Kunde.«

»Welcher andere Kunde?« fragte Hynes.

»Colgan«, sagte der alte Mann verächtlich.

»Sagst du das, weil Colgan Arbeiter ist? Welches ist denn der Unterschied zwischen einem alten, ehrlichen Maurer und einem Kneipwirt – was? Hat denn der Arbeiter nicht genau das gleiche Recht, in der Stadtverwaltung zu sitzen wie jeder andere auch – ja, und sogar mehr Recht als diese Schnorrer, die vor jedem, der einen Titel hat, den Hut ziehen? Stimmt das nicht, Mat?« sagte Hynes und wandte sich an O'Connor.

»Magst schon recht haben«, sagte O'Connor.

»Der eine ist ein durchaus ehrlicher Mann, ohne jeden Hintergedanken. Er geht hin und vertritt die Arbeiterklasse. Der Kerl, für den ihr arbeitet, will sich ja doch nur ein Pöstchen ergattern.«

»Natürlich müssen die Arbeiterklassen vertreten sein«, sagte der alte Mann.

»Der Arbeiter«, sagte Hynes, »bekommt nur Prügel und keinen Pfennig. Und doch bringt Arbeit alles hervor. Der Arbeiter trachtet nicht nach fetten Stellen für seine Söhne und Neffen und Vettern. Der Arbeiter zieht die Ehre

Dublins nicht in den Dreck, um einem deutschen Monarchen zu gefallen.«

»Wieso?« sagte der alte Mann.

»Wißt ihr denn nicht, daß sie Eduard Rex, wenn er nächstes Jahr hierher kommt, eine Willkommenadresse überreichen wollen?«

»Was haben wir nötig, vor einem fremden König Kotau zu machen?«

»Unser Mann wird nicht für die Adresse stimmen«, sagte O'Connor.

»Er gehört zu den Nationalisten.«

»So?« sagte Hynes. »Warte nur mal ab. Ich kenne ihn. Er ist der richtige Betupp-Tierney.«

»Lieber Gott, vielleicht hast du recht, Joe«, sagte O'Connor.

»Einerlei, wenn er uns nur den Zaster gibt.«

Die drei Männer schwiegen. Der alte Mann kratzte wieder die Schröben zusammen. Hynes nahm seinen Hut ab, schwenkte ihn und schlug dann seinen Mantelkragen runter, und als er das tat, wurde auf dem Aufschlag ein Efeublatt sichtbar.

»Wenn dieser Mann noch lebte«, sagte er und zeigte auf das Blatt, »sprächen wir sicher nicht über eine Willkommenadresse.«

»Das ist wahr«, sagte O'Connor.

»Ja, Herrgott, das waren gesegnete Zeiten«, sagte der alte Mann. »Das war damals ein Leben!«

Wieder wurde es still im Zimmer. Dann stieß ein kleiner Mann mit schnüffelnder Nase und sehr kalten Ohren hastig die Tür auf. Schnell ging er hinüber ans Feuer, rieb sich die Hände, als wollte er einen Funken aus ihnen reiben.

»Kein Geld, Jungens«, sagte er.

»Setzen Sie sich hierhin, Herr Henchy«, sagte der alte Mann und bot ihm seinen Stuhl an.

»Nein, bleiben Sie sitzen, Jack, bleiben Sie sitzen«, sagte Henchy.

Er nickte Hynes kurz zu und setzte sich auf den Stuhl, den der alte Mann frei machte.

»Haben Sie die Aungier Street erledigt?« fragte er O'Connor.

»Ja«, sagte O'Connor und suchte in seinen Taschen die Notizen.

»Sind Sie bei Grimes gewesen?«

»Ja,«

»Und? Wie steht's mit ihm?«

»Er wollte nichts versprechen. Er sagte: Ich sage keinem, wie ich wähle. Aber ich denke, er ist uns sicher.«

»Wieso?«

»Er fragte, wer auf der Liste stände; und ich habe es ihm gesagt. Ich erwähnte Pater Burkes Namen. Ich glaube, er ist uns sicher.«

Henchy schnüffelte und rieb sich in rasender Eile über dem Feuer die Hände. Dann sagte er:

»Um Gottes willen, Jack, holen Sie ein paar Kohlen. Es müssen doch noch welche da sein.«

Der alte Mann verließ das Zimmer.

»Es ist nichts zu machen«, sagte Henchy und schüttelte den Kopf. »Ich hab den Saukerl gefragt, aber er sagte: Ja, ja, Herr Henchy, wenn ich sehe, daß die Sache ordentlich flutscht, vergesse ich Sie bestimmt nicht. Dieser elende Kunde! Na ja, wie sollte der auch anders sein?«

»Hab ich's dir nicht gesagt, Mat?« sagte Hynes.

»Betupp-Tierney.«

»Ein Betupper wie kein zweiter«, sagte Henchy.

»Er hat nicht umsonst so kleine Schweinsaugen. Der Deubel hole seine Seele! Könnte der nicht einfach bezahlen, wie's sich gehört, anstatt zu sagen: Nun, Herr Henchy, muß erst mal mit Herrn Fanning sprechen ... Hat mich schon 'nen Haufen Geld gekostet ... Dieser kleine Lausekerl! Der hat wohl die Zeit ganz vergessen, als sein alter Vater den

Trödellden in der Mary's Lane hatte.«

»Ist das denn Tatsache?« sagte O'Connor.

»Natürlich«, sagte Henchy. »Hast du das denn noch nicht gehört? Sonntag morgens, ehe die Kneipen offen waren, gingen die Leute hin und kauften eine Weste oder Buchse – ja wohl! Und der kleine, alte Vater des Betuppers hatte immer eine kleine schwarze Betupp-Pulle in der Ecke. Versteht ihr nun? So ist's. Da hat er das Licht der Welt erblickt.«

Der alte Mann kam mit ein paar Stücken Kohle zurück, die er hier und da auf das Feuer legte.

»Das ist 'ne nette Kiste«, sagte O'Connor. »Wie kann er erwarten, daß wir für ihn arbeiten, wenn er nicht berappen will.«

»Ich kann nichts dran machen«, sagte Henchy.

»Wenn ich nach Hause komme, steht sicher der Gerichtsvollzieher im Flur.«

Hynes lachte, schob sich mit Hilfe seiner Schultern vom Kaminsims und wollte gehen.

»Es wird alles besser, wenn King Eddie kommt«, sagte er.

»Na, Jungens, ich hau mal ab. Treffen uns später wieder. Tag, Tag!«

Langsam verließ er das Zimmer. Weder Henchy noch der alte Mann sagten etwas, aber grade als die Tür zuschlug, rief O'Connor, der traurig ins Feuer gestarrt hatte, plötzlich:

»Tag, Joe.«

Henchy wartete einige Augenblicke und nickte dann in der Richtung der Tür.

»Sag mal«, sagte er über das Feuer hinweg, »was führt unsern Freund hierher? Was will er?«

»Ach, der arme Joe!« sagte O'Connor und warf den Zigarettenstummel ins Feuer, »es geht ihm dreckig, genau wie uns auch.«

Henchy schnüffelte tüchtig und spuckte so reichlich, daß er fast das Feuer auslöschte, das zischend protestierte.

»Ich will dir mal ganz offen meine private Meinung sagen«, sagte er, »ich glaube, er ist aus dem anderen Lager, Er ist Golgans Spion, wenn du es wissen willst. Geh mal eben rein, horche und erfahre, wie der Karren läuft. Keiner hat Verdacht. Verstanden?«

»Ne, der Joe ist 'ne ehrliche Haut«, sagte O'Connor.

»Sein Vater war ein anständiger, achtbarer Mann«, gab Henchy zu. »Der arme, alte Larry Hynes! Hat manchen Schlag in seinem Leben getan! Aber ich fürchte sehr, daß unser Freund nicht so ganz echt ist. Verflucht noch mal, daß es einem mal dreckig geht, das kann ich verstehen, daß aber einer schnorrt, das geht mir über den Horizont. Ist kein Mann, ist ein Schlappschwanz.«

»Wenn er herkommt, soll er's schon merken«, sagte der alte Mann. »Er soll für seine eigene Partei arbeiten und hier nicht herumspionieren.«

»Ich weiß nicht«, sagte O'Connor zweifelnd, während er Zigarettenpapier und Tabak hervorholte. »Ich glaube, Joe Hynes ist 'ne ehrliche Haut. Ist auch ein tüchtiger Kerl mit der Feder. Erinnerst du noch die Sache, die er mal schrieb ...?«

»Einige von diesen hillsiders und fenians sind nach meiner Meinung ein bißchen zu tüchtig«, sagte Henchy. »Weißt du was offen gesagt meine private Meinung über einige dieser kleinen Schäker ist? Ich glaube, die Hälfte von ihnen wird vom Schloß bezahlt.«

»Das weiß niemand genau«, sagte der alte Mann.

»Aber ich weiß das ganz genau«, sagte Henchy.

»Sie arbeiten alle für das Schloß. Ich sage nicht, daß Hynes ... Nein, verdammt, ich glaube, er steht ein bißchen höher ... Aber da ist ein gewisser kleiner Adeliger mit einem schelen Auge – kennst ja den Patrioten, auf den ich anspiele, was?«

O'Connor nickte.

»Ein direkter Nachkomme des Major Sirr, wenn du's wissen willst. O ein echter Patriot! Das ist ein Kerl, würde sein Land für vier pence verkaufen – ja, und noch dazu niederknien und dem allmächtigen Christus danken, daß er ein Land hatte, das er verkaufen konnte.«

Es wurde an der Tür geklopft.

»Herein«, sagte Henchy.

In der Tür erschien ein Mann, der an einen armen Geistlichen oder armen Schauspieler erinnerte. Sein kurzer Leib steckte in einem schwarzen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, und man konnte unmöglich sagen, ob er den Kragen eines Geistlichen oder den eines Laien trug, weil der Kragen seines schäbigen Gehrocks, in dessen blanken Knöpfen sich das Kerzenlicht spiegelte, hochgeschlagen war. Er trug einen runden Hut aus hartem, schwarzem Filz. Sein Gesicht, in dem Regentropfen glänzten, erinnerte bis auf die Stellen, an denen zwei rosige Flecken die Backenknochen anzeigten, an feuchten, gelben Käse. Er öffnete plötzlich seinen sehr breiten Mund, um seiner Enttäuschung Ausdruck zu verleihen, riß aber gleichzeitig seine sehr hellblauen Augen auf, um Vergnügen und Überraschung zum Ausdruck zu bringen.

»Sieh da, Pater Keon«, sagte Henchy und sprang von seinem Stuhl auf. »Sind Sie's? Treten Sie näher.«

»Nein, nein, nein«, sagte Pater Keon schnell und stülpte dabei die Lippen vor, als spräche er zu einem Kinde.

»Wollen Sie nicht reinkommen und Platz nehmen?«

»Nein, nein, nein!«, sagte Pater Keon mit leiser, nachsichtiger, samtweicher Stimme. »Ich will nicht stören. Wollte mal sehen, ob Herr Fanning ...«

»Er ist drüben im Black Eagle«, sagte Henchy, »Aber treten Sie doch näher und nehmen Sie einen Augenblick Platz.«

»Nein, nein, danke. War nur was Geschäftliches«, sagte Pater Keon. »Danke, wirklich.«

Er verließ den Türrahmen, und Henchy, der einen der Kerzenleuchter ergriff, ging an die Tür, ihm die Treppe hinab zu leuchten.

»Aber bemühen Sie sich doch nicht, bitte!«

»Nein, die Treppe ist so dunkel.«

»Nein, nein, ich kann schon sehen ... danke wirklich.«

»Geht's so?«

»Ganz gut, danke ... Danke!«

Henchy kam mit dem Leuchter zurück und stellte ihn auf den Tisch. Er setzte sich wieder ans Feuer. Einige Augenblicke herrschte Schweigen.

»Hör mal, John«, sagte O'Connor, der sich wieder mit einer Karte seine Zigarette ansteckte.

»Hm?«

»Was ist er eigentlich?«

»Frag mich was Leichteres«, sagte Henchy.

»Fanning und er scheinen mir sehr dick miteinander. Sie sind oft bei Kavanagh zusammen. Ist er überhaupt Priester?«

»Mmja, ich glaube ... Ich glaube, er ist ein sogenanntes schwarzes Schaf. Viele haben wir ja nicht von dieser Sorte, Gott sei Dank! aber ein paar gibt's doch ... Irgendwie ist er ein unglücklicher Kerl ...«

»Und wie schlägt er sich durch?« fragte O'Connor.

»Das ist wieder ein Geheimnis.«

»Ist er an irgendeiner Kapelle oder Kirche oder Institut oder ...«

»Nein«, sagte Henchy, »ich glaube, er reist auf eigene Rechnung. Gott verzeihe mir«, fügte er hinzu, »ich dachte, er wäre das Dutzend Flaschen Stout.«

»Ist denn überhaupt noch irgendwelche Hoffnung auf was Trinkbares?« fragte O'Connor.

»Ich bin auch wie ausgedörrt«, sagte der alte Mann.

»Hab den Saukerl doch dreimal drum gebeten«, sagte Hen-

chy, »ein Dutzend Flaschen Stout reinzuschicken. Eben hab ich's ihm noch mal gesagt, aber er lehnte in Hemdsärmeln an der Theke und schwätzte mit dem Alderman Cowley.«

»Warum hast du ihn nicht dran erinnert?« sagte O'Connor.

»Na, ich konnte doch nicht dazwischenreden, als er mit Alderman Cowley sprach. Ich wartete, bis ich seinen Blick erwischte und sagte: Was ich Ihnen vorhin sagte ... Wird besorgt, Herr Henchy, sagte er. Sollst mal sehen, der kleine Dicketuer hat's ganz und gar vergessen.«

»Da stimmt was nicht«, sagte O'Connor gedankenvoll.

»Gestern traf ich die drei an der Ecke der Suffolk Street, redeten wie toll.«

»Ich glaube, ich weiß schon, was die vorhaben«, sagte Henchy.

»Man muß heute den Stadtvätern Geld schulden, wenn man Oberbürgermeister werden will. Dann machen sie einen schon zum Oberbürgermeister. Bei Gott! Ich denke ernstlich daran, auch mal Stadtvater zu werden. Was meinst du? Wäre das kein Pöstchen für mich?«

O'Connor lachte.

»Soweit es sich darum handelt, Geld schuldig zu sein ...«

»Fahre dann aus dem Mansion House«, sagte Henchy, »mit dem Hermelinpelz um, und Jack steht hinter mir in gepudelter Perücke, was?«

»Und mich machst du dann zum Privatsekretär, John.«

»Ja. Und der Pater Keon soll mein Privatkanoniker werden. Das wird gemütlich.«

»Wahrhaftig, Herr Henchy«, sagte der alte Mann, »Sie paßten besser dazu als mancher von ihnen. Hab neulich mal mit dem alten Keegan, dem Portier, gesprochen. Und wie gefällt dir dein neuer Herr, Pat? sage ich zu ihm. Ist jetzt nicht viel los, sage ich. Los! sagt er. Der lebt reineweg von der Luft. Und wißt ihr, was er mir sagte? Na, Gott, das habe ich einfach nicht geglaubt.«

»Was?« sagten Henchy und O'Connor.

»Er sagte mir: Was denkst du über einen Oberbürgermeister von Dublin, der sich zum Mittagessen ein Pfund Kotelettes holen läßt? Ist das etwa ein Leben auf großem Fuße? sagte er. Red' nicht, sage ich. Ein Pfund Kotelettes, sagt er, wird ins Mansion House gebracht. Na, sage ich, was für Leute haben wir heute an der Spitze.«

Als er so weit gekommen war, wurde an die Tür geklopft, und ein Junge streckte den Kopf herein.

»Was willst du?« sagte der alte Mann.

»Aus dem Black Eagle«, sagte der Junge, der schwer an etwas trug und einen Korb auf den Boden stellte, wobei es klapperte, als wenn Flaschen aneinander stießen.

Der alte Mann half dem Jungen, die Flaschen aus dem Korbe packen und auf den Tisch stellen und zählte sie dann. Nachdem das geschehen war, nahm der Junge den Korb an den Arm und fragte:

»Keine Flaschen?«

»Was für Flaschen?« sagte der alte Mann.

»Warte, bis wir diese ausgetrunken haben«, sagte Henchy.

»Ich sollte nach Flaschen fragen.«

»Komm morgen wieder«, sagte der alte Mann.

»Hör mal, Junge«, sagte Henchy, »lauf mal eben rüber zu Farrell und frag, ob er uns einen Korkenzieher leihen will ... brauchst nur zu sagen für Herrn Henchy. Sage ihm, wir brauchten ihn nur einen Augenblick. Laß den Korb solange hier.«

Der Junge ging raus, und Henchy rieb sich lustig die Hände und sagte:

»Na ja, schließlich ist er doch nicht so schlecht. Er hält wenigstens sein Wort.«

»Es sind keine Gläser da«, sagte der alte Mann.

»Deswegen laß dir keine grauen Haare wachsen, Jack«, sagte Henchy. »Schon viele anständige Leute haben vor uns aus der Flasche getrunken.«

»Auf alle Fälle ist das besser als nichts«, sagte O'Connor.
»So schlimm ist er wirklich nicht«, sagte Henchy, »aber Fanning hat ihn in der Hand. In seiner Weise meint er's wirklich gut.«

Der Junge kam mit dem Korkenzieher. Der alte Mann öffnete drei Flaschen und gab den Korkenzieher zurück, als Henchy zu dem Jungen sagte:

»Willst du mal trinken, Junge?«

»Gerne«, sagte der Junge.

Knurrend Öffnete der alte Mann noch eine Flasche und reichte sie dem Jungen.

»Wie alt bist du?« fragte er.

»Siebzehn«, sagte der Junge.

Da der alte Mann weiter nichts sagte, nahm der Junge die Flasche und sagte: »Auf Herrn Henchys Wohl«, trank den Inhalt, stellte die Flasche wieder auf den Tisch und wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab. Dann nahm er den Korkenzieher und ging schief zur Tür hinaus, murmelte irgendwelchen Gruß.

»So fängt's an«, sagte der alte Mann.

»Der schmale Pfad der Tugend«, sagte Henchy.

Der alte Mann reichte die drei Flaschen rum, die er geöffnet hatte, und die Männer tranken gleichzeitig aus ihnen. Nachdem sie getrunken hatten, stellte jeder seine Flasche in Reichweite auf den Kamin und atmete tief und befriedigt.

»Ja, ich hab heute ordentlich was geschafft«, sagte Henchy nach einer Pause.

»Was, John?«

»Ja. In der Dawson Street hab ich einen oder zwei ganz sichere Brüder aufgetan, Crofton und ich. Unter uns, Crofton (er ist natürlich ein anständiger Kerl), aber als Wahlagent ist er verdammt nichts wert. Kann kein Wort rauskriegen. Steht da und gafft die Leute an, das Reden muß ich besorgen.«

In diesem Augenblick traten zwei Männer in das Zimmer. Der eine von ihnen war sehr dick, und es sah aus, als wolle sein blauer Sergeanzug von seinen Hängeschultern runterfallen. Er hatte ein dickes Gesicht, das im Ausdruck einem jungen Ochsengesicht glich, starre, blaue Augen und einen angegrauten Schnurrbart. Der andere Mann, der viel jünger und dünner war, hatte ein schmales, glattrasiertes Gesicht. Er trug einen sehr hohen Doppelkragen und einen Steifen mit breiter Krempe.

»Hallo, Crofton«, sagte Henchy zu dem Dicken. »Wenn man vom Teufel redet ...«

»Wo habt ihr das Gesöff her?« fragte der junge Mann. »Hat die Kuh gekalbt?«

»Natürlich sieht Lyons zuerst das Getränk«, sagte O'Connor lachend.

»So macht ihr also Reklame«, sagte Lyons, »und Crofton und ich rennen draußen in der Kälte und dem Regen rum und suchen Stimmen.«

»Na, verflucht noch mal«, sagte Henchy. »Ich krieg doch mehr Stimmen in fünf Minuten zusammen als ihr beide in einer Woche.«

»Mach zwei Flaschen auf, Jack«, sagte O'Connor.

»Womit?« sagte der alte Mann, »ist ja kein Korkenzieher da.«

»Wartet mal, wartet mal«, sagte Henchy, der schnell aufstand. »Habt ihr das schon mal gesehen?«

Er nahm zwei Flaschen vom Tisch, trug sie ans Feuer und stellte sie auf den Kamineinsatz. Dann setzte er sich wieder neben das Feuer und nahm einen Schluck aus seiner Flasche. Lyons setzte sich auf den Tischrand, schob den Hut in den Nacken und baumelte mit den Beinen.

»Welches ist meine Flasche?« fragte er.

»Die, Junge«, sagte Henchy.

Crofton setzte sich auf eine Kiste und starrte auf die andere

Flasche auf dem Kamineinsatz. Aus zwei Gründen war er still. Der erste Grund, der an sich genügte, war, daß er nichts zu sagen hatte, der zweite, daß er seine Gefährten für seiner nicht ebenbürtig hielt. Er war Wahlagent für den Konservativen Wilkins gewesen; als aber die Konservativen ihren Kandidaten zurückgezogen und, das kleinere von zwei Übeln wählend, dem nationalistischen Kandidaten ihre Hilfe gegeben hatten, war er engagiert worden, für Tierney zu arbeiten. Nach einigen Minuten hörte man ein apologetisches »Pok«, als der Kork aus Lyons Flasche flog. Lyons rutschte vom Tisch, ging ans Feuer, nahm seine Flasche und trug sie auf den Tisch.

»Ich erzählte ihnen grade«, sagte Henchy, »daß wir heute ziemlich viel Stimmen reinholten.«

»Wen denn?« fragte Lyons.

»Nun, erst mal Parkes und dann Atkinson und dann noch Ward aus der Dawson Street. Ist ein feiner, alter Kerl, dazu ein waschechter Bourgeois, ein alter Konservativer. Aber ist denn Ihr Kandidat nicht Nationalist? sagte er. Er ist ein anständiger Mann, sagte ich. Er ist für alles zu haben, was seinem Lande Nutzen bringt. Er ist ein großer Steuerzahler, sagte ich. Er hat ausgedehnten Hausbesitz in der Stadt und drei Lokale, und liegt es da denn nicht in seinem eigenen Interesse, die Steuer zu drücken? Er ist ein prominenter und geachteter Bürger, sagte ich, sitzt in der Armenverwaltung und er gehört zu keiner Partei, ob sie nun gut, schlecht oder gleichgültig ist. So muß man mit den Leuten reden.«

»Und wie ist es mit der Adresse an den König?« sagte Lyons, der, als er getrunken hatte, mit den Lippen schmatzte.

»Hört mal«, sagte Henchy, »Was wir in diesem Lande gebrauchen, ist, wie ich auch dem alten Ward sagte, Kapital. Das Kommen des Königs nach hier bedeutet Hereinströmen

des Geldes in dieses Land. Die Bürger von Dublin werden den Nutzen davon haben. Seht euch nur mal die Fabriken an den Kais an! Liegen still. Denkt mal an das Geld, was im Lande wäre, wenn wir nur die alten Industrien wieder in Gang brächten, die Mühlen, die Werften und Fabriken. Wir brauchen Kapital.«

»Aber hör mal, John«, sagte O'Connor, »warum sollten wir den König von England willkommen heißen? Hat nicht Parnell selbst ...«

»Parnell«, sagte Henchy, »ist tot. Ich sehe die Sache so: Jetzt ist dieser Bursche auf den Thron gekommen, nachdem ihn seine Mutter so lange davon ferngehalten hat, bis er graue Haare hatte. Er ist ein Mann von Welt und meint es gut mit uns. Er ist ein netter, feiner, anständiger Kerl, wenn ihr's wissen wollt, und redet und macht verdammt keinen Blödsinn. Er sagt sich ganz richtig: Die Alte hat diese wilden Irländer nie besucht. Bei Gott, Ich fahre selbst mal hin und besehe sie mir mal. Und wollen wir denn den Mann beleidigen, wenn er uns in aller Freundschaft besucht? Nun? Habe ich nicht recht, Crofton?«

Crofton nickte.

»Aber schließlich«, sagte Lyons polemisch, »ist das Leben König Eduards ja nicht grade ...«

»Laß die Vergangenheit ruhen«, sagte Henchy. »Ich persönlich bewundere den Mann. Er ist genau so ein Allerweltskerl wie du und ich. Trinkt gerne sein Glas Grog, macht sich vielleicht auch gerne Spaß und ist ein guter Sportsmann. Verdammt noch mal, können wir Iren denn kein fair play spielen?«

»Das ist ja alles ganz schön und gut«, sagte Lyons. »Aber betrachtet jetzt mal den Fall Parnell.«

»Na, du lieber Gott«, sagte Henchy, »wo liegt denn die Analogie zwischen diesen beiden Fällen?«

»Ich meine«, sagte Lyons, »das wir unsere Ideale haben.

Warum sollten wir denn so einen Mann willkommen heißen? Glaubt ihr denn jetzt noch, daß Parnell, nach dem, was er tat, dazu geeignet war, unser Führer zu sein? Und warum sollten wir das denn bezüglich Eduards VII. glauben?»

»Heute ist Parnells Todestag«, sagte O'Connor, »und wir wollen uns doch nicht in die Wolle kriegen. Wir alle achten ihn jetzt, nachdem er tot und von uns gegangen ist, sogar die Konservativen«, fügte er hinzu und wandte sich dabei an Crofton.

Pok! Der widerspenstige Korken flog aus Croftons Flasche. Crofton stand von seiner Kiste auf und ging ans Feuer, Als er mit seiner Beute zurückkam, sagte er mit tiefer Stimme:

»Unsere Seite des Hauses achtet ihn, weil er ein Gentleman war.«

»Sie haben recht, Crofton«, sagte Henchy wild. »Er war der einzige, der diesen Affenkasten in Ordnung halten konnte. Nieder ihr Hunde! Legt euch, ihr Köter! So behandelte er sie. Komm rein Joe! Komm rein!« rief er, als er Hynes in der Tür stehen sah.

Hynes kam langsam herein.

»Mach noch 'ne Flasche Stout auf, Jack«, sagte Henchy.

»Ach, da fällt mir ein, daß kein Korkenzieher da ist. Reich sie mir mal rüber, ich stelle sie auf das Feuer.«

Der alte Mann reichte ihm eine Flasche und er stellte sie auf den Kamineinsatz.

»Setz dich, Joe«, sagte O'Connor, »wir reden grade über den Führer.«

»Ja! Ja!« sagte Henchy.

Hynes setzte sich auf die Tischkante neben Lyons, sagte aber nichts.

»Einer wenigstens«, sagte Henchy, »hat ihn nicht verleugnet. Bei Gott, dich meine ich, Joe.«

»Ja, wahrhaftig, du hast treu zu ihm gehalten.«
 »Joe«, sagte O'Connor plötzlich, »deklamier doch mal, was du geschrieben hast – weißt ja, was ich meine. Hast du es bei dir?«
 »Ja«, sagte Henchy. »Deklamier das mal. Hast du das mal gehört, Crofton? Höre mal zu, einfach wundervoll.«
 »Los«, sagte O'Connor. »Los gestochen, Joe.«
 Hynes schien sich nicht gleich dessen, worauf sie anspielten, zu erinnern; nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er:
 »Ach so, das meint ihr wohl: ... das ist schon so alt!«
 »Raus damit, Mensch«, sagte O'Connor.
 »Psst! Psst«, sagte Henchy. »Los, Joe.«
 Hynes zögerte noch ein wenig. Dann nahm er, während alle schwiegen, den Hut ab, legte ihn auf den Tisch und stand auf. Es sah aus, als rezitierte er im Geiste das Gedicht. Nach ziemlich langer Pause sagte er dann:

Parnells Tod.
 6. Oktober

Er räusperte sich ein- oder zweimal und dann deklamierte er:

*Tot ist er. Unser ungekrönter König ist nun tot.
 O Erin, trauere mit Kummer und mit Weh,
 Denn tot ist der, den die gemeine Bande
 Moderner Hypokriten niederschlug.*

*Er liegt erschlagen von den feigen Hunden,
 Die er zu Ruhm erhoben hatte aus dem Schlamm;
 Und Erins Hoffnungen und Erins Träume
 Verbrennen auf dem Scheiterhaufen mit dem König.*

*In Häusern, Hütten und Palästen,
 Wo nur ein irisch Herz lebendig schlug,*

*In Weh ist es gebeugt – denn der ist fort,
Der herrlich sein Geschick geschmiedet hätte.*

*Zu Ruhm hätt' er sein Er in schnell geführt,
Die grüne Flagge ruhmreich aufgerollt,
Und seine Dichter, Krieger, großen Männer
Erhöhet vor den Völkern dieser Welt.*

*Er träumte (ach! ein Traum war's nur)
Von Freiheit: aber während er sich mühte,
Herabzuholen das Idol, riß ihn Verrat
Von dem, was er von ganzem Herzen liebte.*

*Schand' treff' die feigen, die gemeinen Hände,
Die ihren Herren schlugen und mit einem Kuß
Ihn jämmerlich verrieten jener feigen Bande
Schmeichelnder Priester, die ihn niemals liebten.*

*Ewige Schmach und Schande soll vernichten,
Das Andenken an die, die je versuchten,
Den hohen Namen zu besudeln, zu beschmieren
Des Mannes, der in seinem Stolz sie stets verachtet.*

*Er fiel wie nur die Mächt'gen fallen,
Edel und unerschrocken bis zuletzt,
Und jetzt vereinet ihn der Tod
Mit Erins Helden der Vergangenheit.*

*Kein Laut des Streites störe seinen Schlaf!
Er ruhet ruhig: denn kein Menschenherz,
Kein hoher Ehrgeiz treibt ihn jetzt,
Des Ruhmes höchsten Gipfel zu erreichen.*

*Sie hatten ihren Willen: fällten ihn.
Doch Erin, lausche, denn sein Geist*

*Erhebt vielleicht steh wie der Phönix aus der Asche,
Wenn anbricht neuen Tages Dämmerung.*

*Des Tags, der uns der Freiheit Herrschaft bringt.
Und an dem Tag mag Erin wohl,
Wenn es der Freunde Becher hebt,
In diesen einen Tropfen Wermuth mischen:
Erinnerung an Parnell.*

Hynes setzte sich wieder auf den Tisch. Als er geendet hatte, herrschte Schweigen, dann brach der Beifall los: sogar Lyons klatschte.

Der Applaus hielt einige Zeit an. Als er verstummte, tranken alle Zuhörer schweigend aus ihren Flaschen.

Pok! Der Korken flog aus Hynes Flasche, aber Hynes blieb errötend und barhaupt auf dem Tisch sitzen. Er schien die Aufforderung nicht gehört zu haben.

»He, Joe!« sagte O'Connor und nahm sein Zigarettenpapier und seinen Tabaksbeutel heraus, um seine Erregung besser zu verbergen.

»Was meinst du dazu, Crofton?« schrie Henchy. »Ist das nicht herrlich? Was?«

Crofton sagte, es wäre ein sehr schönes Gedicht.

Eine Mutter

Ungefähr einen Monat lang war Holohan, Hilfssekretär der *Eir Abu* Gesellschaft, mit Händen und Taschen voll schmutziger Papiere kreuz und quer durch Dublin gelaufen und hatte versucht, eine Reihe Konzerte zu arrangieren. Er hatte ein lahmes Bein, und deswegen nannten ihn seine Freunde Hümpel-Holohan. Dauernd lief er hin und her, stand stundenlang an Straßenecken, besprach die Sache und machte sich Notizen; aber schließlich organisierte Frau Kearney das Ganze.

Aus Ärger war Fräulein Devlin Frau Kearney geworden. Sie war in einem vornehmen Kloster erzogen worden, wo sie Französisch und Musik gelernt hatte. Da sie von Natur aus blaß und von wenig anschmiegendem Wesen war, hatte sie in der Schule nur wenig Freundinnen. Als sie das heiratsfähige Alter erreicht hatte, wurde sie in viele Häuser geschickt, wo ihr Spiel und elfenbeinernes Wesen viel bewundert wurden. Sie saß im frostigen Kreise ihrer Talente, wartete auf einen Verehrer, der ihn bräche und ihr ein glänzendes Leben anböte. Aber die jungen Herren, denen sie begegnete, waren alltäglich, und sie ermutigte sie nicht, versuchte nur, ihre romantischen Träume dadurch zu befriedigen, daß sie heimlich viel Konfekt aß. Als sie sich aber der Grenze näherte und Ihre Freundinnen über sie zu reden anfangen, brachte sie sie zum Schweigen, indem sie einen Herrn Kearney heiratete, der auf dem Ormond Kai ein Schuhgeschäft hatte. Er war viel älter als sie. Seine Worte, die ernst waren, blieben stockend in seinem großen, braunen Bart hängen.

Nach dem ersten Jahre des Ehelebens merkte Frau Kearney,

daß ein solcher Mann besser zu gebrauchen war als eine romantische Person, aber deshalb legte sie ihre romantischen Ideen doch nicht ab. Er war nüchtern, sparsam und fromm; jeden ersten Freitag trat er an den Altar, manchmal mit ihr zusammen, öfters allein. Aber nie wurde sie schwach in ihrem Glauben und war ihm ein gutes Weib. Bei einer Gesellschaft in einem fremden Hause brauchte sie nur ganz leicht die Augenbraue zu heben, sofort stand er auf und verabschiedete sich, und wenn ihn sein Husten quälte, legte sie ihm die Daunendecke über die Füße und bereitete ihm einen starken Rumpunsch. Er seinerseits war ein Muster-vater. Jede Woche zahlte er eine kleine Summe bei einer Gesellschaft ein und sicherte so für jede seiner beiden Töchter eine Mitgift von hundert Pfund, die in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahr zahlbar war. Er schickte die ältere Tochter Kathleen in ein gutes Kloster, wo sie Französisch und Musik lernte, und ließ sie dann das Konservatorium besuchen. Jedes Jahr, im Monat Juli, fand Frau Kearney Gelegenheit zu einer Freundin zu sagen:

»Mein guter Mann schickt uns für ein paar Wochen nach Skerries.«

Skerries war es aber nicht, sondern Howth oder Greystones.

Als man anfang, von der irischen Renaissance zu reden, beschloß Frau Kearney, aus dem Namen ihrer Tochter Vorteil zu ziehen, und holte eine irische Lehrerin ins Haus.

Kathleen und ihre Schwester schickten an ihre Freundinnen irische Ansichtskarten, und diese Freundinnen schickten andere irische Ansichtskarten zurück. An besonderen Sonntagen, wenn Kearney mit seiner Familie in die zeitweilig als Kathedrale benutzte Kirche ging, versammelte sich gewöhnlich nach der Messe eine kleine Menge Leute an der Ecke der Cathedral Street. Sie alle waren Freunde der Kearneys – musikalische Freunde oder nationalistische

Freunde; und wenn sie allen Tratsch durchgehechelt hatten, reichten sie einander die Hände, lachten darüber, daß sich so viele Hände kreuzten, und verabschiedeten sich mit irischem Gruß. Bald hörte man den Namen von Fräulein Kathleen Kearney oft im Munde der Leute. Die Leute sagten, sie musiziere gut, wäre ein sehr nettes Mädchen und außerdem Anhängerin der Sprachbewegung. Hiermit war Frau Kearney sehr zufrieden. Deshalb war sie auch nicht überrascht, als eines Tages Holohan zu ihr kam und vorschlug, ihre Tochter solle bei einer Reihe von vier großen Konzerten, die seine Gesellschaft in den Ancient Concert Rooms geben wolle, die Begleitung übernehmen. Sie führte ihn in den Salon, bat ihn, Platz zu nehmen, und holte die Karaffe und die silberne Keksdose. Sie ließ sich alles genauestens berichten, alle Einzelheiten des Unternehmens, riet zu und riet ab: und schließlich wurde ein Kontrakt aufgesetzt, nach dem Kathleen für ihre Bemühungen als Begleiterin in den vier großen Konzerten acht Guineas erhalten sollte.

Da Holohan in so delikaten Dingen wie Abfassung eines Prospektes und Anordnung der Nummern eines Programms ein Neuling war, half ihm Frau Kearney. Sie hatte Takt. Sie wußte, daß der erste Tenor nicht gerne nach der komischen Nummer von Herrn Meady kam. Um die Zuhörerschaft dauernd zu unterhalten, setzte sie die zweifelhaften Nummern zwischen die alten Lieblingsstücke. Holohan besuchte sie jeden Tag, um sie über irgendeinen Punkt um Rat zu fragen. Sie war immer freundlich und ratbereit – kurzum, vertraulich. Sie schob ihm die Karaffe zu und sagte:

»Bedienen Sie sich, Herr Holohan.«

Und während er sich bediente, sagte sie:

»Haben Sie keine Angst! Haben Sie davor keine Angst!«

Alles ging glatt. Frau Kearney kaufte bei Brown Thomas eine reizende rosarote Charmeuse, die vorne in Kathleens

Kleid eingesetzt werden sollte. Sie kostete nicht wenig; aber es gibt Gelegenheiten, bei denen eine kleine Ausgabe gerechtfertigt ist. Sie nahm ein Dutzend Karten zu zwei Shilling für das letzte Konzert und schickte sie an die Freunde, von denen man sonst nicht annehmen durfte, daß sie kamen. Sie vergaß nichts, und dank ihr wurde alles, was getan werden mußte, getan.

Die Konzerte sollten am Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag stattfinden. Als Frau Kearney mit ihrer Tochter am Mittwochabend in die Ancient Concert Rooms kam, gefiel ihr, was sie sah, durchaus nicht.

Ein paar junge Männer, die hellblaue Abzeichen an ihren Rücken trugen, standen müßig im Vestibül; keiner von ihnen war im Abendanzug. Sie ging mit ihrer Tochter an ihnen vorbei, und ein schneller Blick durch die offene Tür der Halle belehrte sie über die Ursache der Muße der Helfer. Zuerst fragte sie sich, ob sie sich in der Zeit geirrt habe. Nein, es war zwanzig Minuten vor acht.

Im Ankleideraum hinter der Bühne wurde sie dem Sekretär der Gesellschaft, Herrn Fitzpatrick, vorgestellt. Sie lächelte und schüttelte ihm die Hand. Er war ein kleiner Mann mit weißem, leerem Gesicht. Sie bemerkte, daß er seinen weißen, braunen Hut sorglos schief auf dem Kopf trug und breit sprach. Er hielt ein Programm in der Hand, und während er mit ihr sprach, zerkaute er ein Ende desselben zu feuchtem Brei. Er schien Enttäuschungen leicht zu tragen. Holohan kam alle paar Minuten mit Berichten von der Kasse ins Ankleidezimmer. Nervös sprachen die Künstler untereinander, sahen von Zeit zu Zeit in den Spiegel und rollten ihre Noten zusammen und wieder auseinander. Als es ungefähr halb neun war, fingen die paar Leute im Saal an, ihrem Wunsch nach Unterhaltung Ausdruck zu verleihen. Fitzpatrick kam herein, lächelte leer in das Zimmer und sagte:

»Nun, meine Damen und Herrn, ich glaube, das Spiel muß beginnen.«

Frau Kearney belohnte seine sehr breite Endsilbe mit einem schnellen Verachtungsblick und sagte dann ermutigend zu ihrer Tochter:

»Bist du fertig, meine Liebe?«

Als sich die Gelegenheit dazu bot, rief sie Holohan beiseite und bat ihn, ihr zu sagen, was das zu bedeuten habe. Holohan wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Er sagte, das Komitee hätte dadurch, daß es vier Konzerte arrangiert hätte, einen Fehler begangen, vier wären zuviel.

»Und die Künstler!« sagte Frau Kearney. »Natürlich tun sie ihr bestes, aber sie sind wirklich nicht viel wert.«

Holohan gab zu, daß die Künstler nicht viel wert wären, aber das Komitee, sagte er, hätte beschlossen, die drei ersten Konzerte laufen zu lassen wie sie wollten und alle Kanonen für Samstagabend zu reservieren. Frau Kearney sagte nichts; als aber auf der Bühne eine mittelmäßige Nummer auf die andere folgte, und die wenigen Leute im Saale immer weniger wurden, fing sie an zu bedauern, daß sie sich für ein solches Konzert in Unkosten gestürzt hatte. Etwas in all diesem gefiel ihr nicht, und Fitzpatricks leeres Lächeln reizte sie sehr. Sie sagte aber nichts und wartete das Ende ab. Das Konzert war kurz vor zehn zu Ende, und jeder ging schnell nach Hause.

Am Donnerstagabend war das Konzert besser besucht, aber Frau Kearney sah gleich, daß die Besucher alle Freikarten hatten. Das Publikum benahm sich ungebührlich, als wäre das Konzert nur eine Probe gewesen. Fitzpatrick schien sich zu freuen; es kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, daß Frau Kearney sein Benehmen mit Ärger bemerkte. Er stand am Rande des Vorhangs, streckte von Zeit zu Zeit den Kopf vor und wechselte mit zwei Freunden in der Ecke des Balkons ein Lächeln. Im Laufe des Abends erfuhr Frau Kearney,

daß das Freitagskonzert abgesagt werden und das Komitee Himmel und Erde in Bewegung setzen sollte, für Samstagabend für ein volles Haus zu sorgen. Als sie das hörte, suchte sie Holohan. Sie schnappte ihn grade noch, als er schnell mit einem Glas Limonade für eine junge Dame nach draußen humpelte, und fragte ihn, ob das wahr wäre.

Ja, es wäre wahr.

»Aber das ändert natürlich nichts an dem Kontrakt«, sagte sie. »Der Kontrakt lautet auf vier Konzerte.«

Aber Holohan schien es eilig zu haben, er riet ihr, mit Fitzpatrick zu sprechen. Frau Kearney fing jetzt an, unruhig zu werden. Sie rief Fitzpatrick von seinem Vorhang weg und sagte ihm, ihre Tochter hätte für vier Konzerte unterzeichnet, sie müsse natürlich nach den kontraktlichen Abmachungen die ursprünglich festgesetzte Summe erhalten, ganz einerlei, ob die Gesellschaft die vier Konzerte gäbe oder nicht. Fitzpatrick, der nicht gleich im Bilde war, schien unfähig, die Schwierigkeit zu lösen, und sagte, er wolle die Sache dem Komitee unterbreiten. Frau Kearney flackerte der Ärger über die Backen und sie mußte sich gewaltig beherrschen, um nicht zu fragen:

»Und wer, bitte, ist denn das Komitee?«

Aber sie wußte, daß das nicht ladylike war: so schwieg sie denn.

Am Freitagmorgen in der Frühe wurden Jungens mit Haufen von Programmen in die Hauptstraßen Dublins geschickt.

Besonders aufgemachte Annoncen erschienen in den Abendzeitungen und erinnerten das musikliebende Publikum an den besonderen Genuß, der seiner am kommenden Abend wartete. Frau Kearney war wieder einigermaßen beruhigt, hielt es aber doch für angebracht, ihrem Mann einen Teil ihrer Vermutungen mitzuteilen. Er hörte genau zu und

sagte, es wäre vielleicht besser, wenn er sie am Samstagabend begleite. Sie war damit einverstanden. Sie respektierte ihren Mann genau so wie sie das General Post-Office respektierte, als etwas Großes, Sicheres, Festes. Und wenn sie auch die geringe Zahl seiner Talente kannte, schätzte sie doch seinen abstrakten Wert als Mann. Sie war froh, daß er vorgeschlagen hatte, sie zu begleiten. Sie überlegte ihre Pläne.

Der Abend des großen Konzertes kam. Frau Kearney erschien dreiviertel Stunden vor Beginn des Konzertes mit ihrem Mann und ihrer Tochter in den Ancient Concert Rooms. Unglücklicherweise war es ein regnerischer Abend. Frau Kearney gab die Kleider und Noten ihrer Tochter ihrem Mann in Verwahr, ging dann durch das ganze Gebäude und suchte Holohan und Fitzpatrick. Sie konnte keinen von beiden finden. Sie fragte die Helfer, ob ein Mitglied des Komitees im Saale wäre, und nach allerlei Schereereien brachte schließlich ein Helfer eine kleine Dame mit Namen Fräulein Beirne herbei, der Frau Kearney erklärte, sie möchte einen der Sekretäre sprechen. Fräulein Beirne erwartete sie jede Minute und fragte, ob sie nicht helfen könne. Frau Kearney sah forschend in das ältliche Gesicht, dem ein Ausdruck des Vertrauens und der Begeisterung eine gewisse Spannung verlieh, und antwortete: »Nein, danke.« Die kleine Dame hoffte auf ein gut besetztes Haus. Sie sah hinaus in den Regen, bis die Melancholie der nassen Straße alles Vertrauen und alle Begeisterung aus ihren verzerrten Zügen wischte.

Dann seufzte sie leicht und sagte:

»Ach ja! Wir haben, bei Gott, unser Bestes getan.«

Frau Kearney mußte wieder in das Ankleidezimmer. Die Künstler kamen an. Der Baß und der zweite Tenor waren schon da. Duggan, der Bassist, war ein schlanker, junger Mann mit dünnem, schwarzem Schnurrbart. Er war der

Sohn eines Portiers in einem Bureau in der City und hatte als Junge in dessen widertönender Halle lange Baßtöne gesungen. Aus dieser niederen Sphäre hatte er sich emporgearbeitet, bis er ein erstklassiger Künstler geworden war. In der Oper war er schon aufgetreten. Als eines Abends ein Opernsänger krank geworden war, hatte er die Rolle des Königs in der Oper *Maritana* im Queen's Theater übernommen. Er sang mit viel Gefühl und Kraft und wurde von der Galerie warm begrüßt. Aber leider verdarb er den guten Eindruck dadurch, daß er sich aus Gedankenlosigkeit ein- oder zweimal mit der behandschuhten Hand die Nase wischte. Er war bescheiden und sprach wenig. Er sagte so leise »Sie«, daß es niemand merkte und seiner Stimme wegen trank er nie starke Getränke, nur Milch. Bell, der zweite Tenor, war ein hellhaariger kleiner Mann, der sich jedes Jahr um den Feis-Ceoil-Preis bewarb. Bei seinem vierten Versuch war ihm eine Bronzemedaille zugesprochen worden. Er war ungeheuer nervös und ungeheuer eifersüchtig auf andere Tenöre und verbarg seine nervöse Eifersucht hinter sprudelnder Freundlichkeit.

Er legte Wert darauf, daß man wußte, welche Qual für ihn ein Konzert war. Deshalb sagte er, als er Duggan sah und auf ihn zugegangen war:

»Machen Sie auch mit?«

»Ja«, sagte Duggan.

Bell lachte seinen Leidensgefährten an, streckte die Hand aus und sagte:

»Schlagen Sie ein!«

Frau Kearney ging an diesen beiden jungen Männern vorbei bis dicht an den Vorhang, um einen Blick in den Saal zu werfen. Schnell füllten sich die Plätze und im Auditorium herrschte vielversprechende Bewegung. Sie kam zurück und sprach heimlich mit ihrem Mann. Ihre Unterhaltung drehte sich augenscheinlich um Kathleen, denn beide sahen oft zu

ihr hin, während sie mit einer ihrer nationalistischen Freundinnen, Fräulein Healy, der Kontrealistin plauderte. Eine unbekannte Dame mit blassem Gesicht ging allein durch den Saal. Mit frechen Augen folgten die Frauen dem verschossenen, blassen Kleide, das straff um einen mageren Körper saß. Jemand sagte, es wäre Frau Glynn, die Sopranistin.

»Ich möchte nur wissen, wo sie die ausgegraben haben«, sagte Kathleen zu Fräulein Healy. »Von der hab' ich bis heute nie was gehört.«

Fräulein Healy mußte lächeln. In diesem Augenblick humpelte Holohan in den Ankleideraum, und die beiden jungen Damen fragten ihn, wer die unbekannte Dame wäre. Holohan sagte, es wäre Frau Glynn aus London.

Frau Glynn ging in eine Ecke des Zimmers, hielt eine Notenrolle steif vor sich hin und änderte von Zeit zu Zeit die Richtung ihrer erschreckten Blicke. Das Dunkel legte sich schützend um ihr verblaßtes Kleid, fiel aber rachsüchtig in die kleine Grube hinter ihrem Schlüsselbein. Der Lärm im Saal wurde hörbarer. Der erste Tenor und der Bariton kamen zusammen an. Sie waren beide gut angezogen, kräftig, selbstzufrieden und brachten einen Hauch von Reichtum in die Gesellschaft.

Frau Kearney führte ihre Tochter hinüber zu ihnen und plauderte liebenswürdig mit ihnen. Sie wollte mit ihnen auf gutem Fuße stehen, aber während sie sich bemühte, höflich zu sein, folgten ihre Augen Holohan, der humpelnd umherirrte. Sobald sie konnte, entschuldigte sie sich und ging hinter ihm her, nach draußen.

»Herr Holohan, ich muß Sie einen Augenblick sprechen«, sagte sie.

Sie gingen hinunter in einen stillen Teil des Korridors. Frau Kearney fragte ihn, wann ihre Tochter bezahlt würde. Holohan sagte, das sei Fitzpatricks Sache. Frau Kearney

sagte, Fitzpatrick ginge sie gar nichts an. Ihre Tochter hätte einen Vertrag über acht Guineas unterzeichnet und die müßten bezahlt werden. Holohan sagte, das alles ginge ihn nichts an.

»Warum geht Sie das nichts an?« fragte Frau Kearney. »Haben Sie selbst ihr nicht den Kontrakt gebracht? Nun, wenn's Sie nichts angeht, mich geht's was an und ich passe schon auf.«

»Sie sollten lieber mit Herrn Fitzpatrick sprechen«, sagte Holohan zurückhaltend.

»Herr Fitzpatrick geht mich gar nichts an«, erwiderte Frau Kearney. »Ich habe meinen Kontrakt und ich werde dafür sorgen, daß er auch gehalten wird.«

Als sie in das Ankleidezimmer zurückkam, waren ihre Wangen leicht gerötet. Im Zimmer war's lebendig. Zwei Männer im Straßenanzug hatten von dem Platz neben dem Feuer Besitz ergriffen und plauderten familiär mit Fräulein Healy und dem Bariton. Es war der Herr vom *Freeman* und O'Madden Burke. Der *Freeman*-Reporter wollte nur eben sagen, daß er dem Konzert nicht beiwohnen könne, weil er über einen Vortrag berichten müsse, den ein amerikanischer Priester im Mansion House hielt. Er sagte, sie sollten den Bericht für ihn im *Freeman*-Bureau abgeben, er würde schon dafür sorgen, daß er reinkäme. Er war ein grauhaariger Mann mit angenehmer Stimme und sorgfältigen Manieren. Er hielt eine ausgegangene Zigarre in der Hand, und in seiner Nähe roch es nach Zigarren. Er hatte nicht beabsichtigt, auch nur einen Augenblick zu bleiben, weil Konzerte und Künstler ihn gehörig langweilten; aber er blieb doch, lehnte sich gegen den Kamin. Fräulein Healy stand vor ihm, plauderte und lachte. Er war alt genug, einen Grund für ihre Höflichkeit zu vermuten, aber im Geiste noch jung genug, darauf reinzufallen. Die Wärme, der Duft und die Farbe ihres Körpers sprachen zu seinen

Sinnen, Er war sich mit Freude bewußt, daß der Busen, den er sich langsam unter sich heben und senken sah, sich in dem Augenblick für ihn hob und senkte, daß das Lachen und der Duft und die willigen Blicke ihm galten. Als er nicht länger bleiben konnte, verabschiedete er sich voll Bedauern von ihr.

»O'Madden Burke wird den Artikel schreiben«, erklärte er Holohan, »und ich Sorge dafür, daß er reinkommt.«

»Vielen Dank, Herr Hendrick«, sagte Holohan.

»Dafür sorgen Sie, das weiß ich. Wollen Sie nicht etwas genießen, ehe Sie gehen?«

»Gerne«, sagte Hendrick.

Die beiden Männer gingen durch einige gewundene Gänge und eine dunkle Treppe hinauf und kamen in ein einsames Zimmer, wo einer der Helfer für ein paar Herren Flaschen entkorkte. Einer dieser Herren war O'Madden Burke, der das Zimmer instinktiv ausfindig gemacht hatte. Er war ein angenehmer, ältlicher Mann, der, wenn er stand, seinen imposanten Körper auf einen großen, seidenen Schirm stützte. Sein großsprecherischer, westlicher Name war der moralische Schirm, mit dem er das feine Problem seiner Finanzen stützte. Er war allgemein geachtet.

Während Holohan den Herrn vom *Freeman* unterhielt, sprach Frau Kearney so lebhaft mit ihrem Mann, daß er sie bitten mußte, ihre Stimme zu dämpfen. Die Unterhaltung der andern im Ankleidezimmer war gezwungen. Bell, die erste Nummer, stand fertig da mit seinen Noten, aber die Begleiterin rührte sich nicht. Augenscheinlich stimmte etwas nicht. Kearney sah starr vor sich hin, strich sich den Bart, während Frau Kearney mit unterdrücktem Eifer Kathleen etwas ins Ohr sagte. Aus dem Saale schallte ungeduldiger Lärm, Klatschen und Getrappel. Der erste Tenor, der Bariton und Fräulein Healy standen zusammen, warteten ruhig, aber Bells Nerven waren sehr aufgeregt,

weil er fürchtete, die Zuhörerschaft könne glauben, er habe sich verspätet.

Holohan und O'Madden Burke kamen in das Zimmer. Sofort bemerkte Holohan das Schweigen. Er ging zu Frau Kearney hinüber und sprach ernst mit ihr. Während sie sprachen, wurde der Lärm im Saal lauter. Holohan wurde sehr rot und aufgeregt. Er sprach viel, aber Frau Kearney sagte kurz und in Zwischenräumen:

»Sie tritt nicht auf. Erst muß sie ihre acht Guineas haben.« Holohan zeigte verzweifelt nach dem Saal, wo die Zuhörerschaft klatschte und trampelte. Er wandte sich an Kearney und Kathleen. Aber Kearney strich sich immer nur den Bart, und Kathleen sah auf den Boden, bewegte die Spitze ihres neuen Schuhs, ihre Schuld wäre es nicht. Frau Kearney wiederholte:

»Ohne ihr Geld tritt sie nicht auf.«

Nach einem lebhaften Wortgefecht humpelte Holohan eilig hinaus. Der Raum war still. Als das krampfhaftes Schweigen etwas peinlich geworden war, sagte Fräulein Healy zu dem Bariton:

»Haben Sie diese Woche Frau Pat Campbell gesehen?«

Der Bariton hatte sie nicht gesehen, aber man hatte ihm erzählt, sie wäre glänzend gewesen. Die Unterhaltung stockte wieder. Der erste Tenor beugte den Kopf und fing an, die Glieder der goldenen Kette zu zählen, die sich über seine Weste spannte, wobei er lächelte und ein paar Töne summete, um die Wirkung auf den Frontalsinus zu beobachten.

Von Zeit zu Zeit sah jeder nach Frau Kearney.

Der Lärm im Zuhörerraum war Krach geworden, als Fitzpatrick ins Zimmer platzte; atemlos folgte ihm Holohan. Das Klatschen und Getrampel im Saal wurde durch Gepfeife unterbrochen. Fitzpatrick hielt ein paar Banknoten in der Hand. Vier zählte er Frau Kearney in die Hand und

sagte, die andere Hälfte bekäme sie in der Pause. Frau Kearney sagte:

»Vier Shilling fehlen.«

Aber Kathleen raffte das Kleid zusammen und sagte zu der ersten Nummer, die wie Espenlaub zitterte: »Nun los, Herr Bell.«

Der Sänger und die Begleiterin gingen zusammen hinaus. Der Lärm im Saal erstarb. Erst eine Pause von einigen Sekunden, dann hörte man das Piano. Der erste Teil des Konzertes war bis auf Frau Glynns Nummer erfolgreich. Die arme Dame sang das *Killarney* mit hohler, körperloser Stimme, mit all dem altmodischen Manierismus in Intonation und Aussprache, was nach ihrer Meinung ihrem Gesang Eleganz verlieh. Sie sah aus, als wäre sie aus einer alten Bühnengarderobe auferstanden, und die Galerie lachte über ihre hohen, jammernden Töne. Aber der erste Tenor und die Kontrealtistin rissen das Haus mit. Kathleen gab eine Reihe irländischer Melodien zu, die tüchtig beklatscht wurden. Der erste Teil schloß mit einer patriotischen Rezeitation durch eine junge Dame, die Amateurvorstellungen arrangierte. Sie wurde gebührend beklatscht; und als sie fertig war, verließen die Herren während der Pause zufrieden den Saal.

Während dieser ganzen Zeit war der Ankleideraum in heller Aufregung. In der einen Ecke standen Holohan, Fitzpatrick, Fräulein Beirne, zwei Helfer, der Bariton, der Baß und O'Madden Burke. O'Madden Burke sagte, es wäre das skandalöseste Benehmen, das er je erlebt hätte. Mit Fräulein Kathleen Kearneys musikalischer Karriere wäre es nach diesem Vorfall in Dublin vorbei, sagte er. Der Bariton wurde gefragt, was er über Frau Kearneys Benehmen dächte. Er wolle sich lieber nicht äußern. Er hätte sein Geld bekommen und wolle mit allen in Frieden leben. Aber, so sagte er, Frau Kearney hätte wohl Rücksicht auf die Künst-

ler nehmen können. Die Helfer und die Sekretärin debatierten heftig, was geschehen sollte, wenn die Pause käme. »Ich bin der Meinung von Fräulein Beirne«, sagte O'Madden Burke. »Ihr nichts bezahlen.«

In einer anderen Ecke des Zimmers standen Frau Kearney und ihr Mann, Bell, Fräulein Healy und die junge Dame, die das patriotische Gedicht deklamieren sollte. Frau Kearney sagte, das Komitee hätte sie skandalös behandelt. Sie hätte weder Mühe noch Ausgaben gescheut, und so würde sie nun belohnt. Man dünkte, man hätte es nur mit einem Mädchen zu tun, mit dem man machen könne, was man wolle. Aber sie wolle ihnen schon zeigen, daß man sich verrechnet hätte. Wäre sie ein Mann, hätte man es nicht gewagt, sie so zu behandeln. Aber sie wolle schon dafür sorgen, daß ihre Tochter zu ihrem Recht käme: sie ließe sich nicht zum Narren halten. Wenn sie nicht bis auf den letzten Heller bezahlt würde, würde sie Krach in Dublin schlagen.

Natürlich täte es ihr der Künstler wegen leid. Aber was sollte sie denn sonst machen?

Sie wandte sich an den zweiten Tenor, der sagte, nach seiner Meinung hätte man sie nicht gut behandelt. Dann wandte sie sich an Fräulein Healy. Fräulein Healy hätte sich gerne auf die andere Seite geschlagen, aber sie tat es doch nicht, weil sie mit Kathleen sehr befreundet war und die Kearneys sie oft eingeladen hatten.

Sobald der erste Teil zu Ende war, gingen Fitzpatrick und Holohan hinüber zu Frau Kearney und sagten ihr, die andern vier Guineas würden nach der Komiteesitzung am kommenden Donnerstag bezahlt, und sollte ihre Tochter im zweiten Teil nicht spielen, würde das Komitee den Vertrag als gebrochen ansehen, und in diesem Falle würde nichts bezahlt.

»Ich weiß nichts von einem Komitee«, sagte Frau Kearney

ärgerlich. »Meine Tochter hat ihren Kontrakt. Entweder werden ihr vier Pfund acht ausgezahlt oder sie setzt keinen Fuß auf die Bühne.«

»Ich bin über Sie überrascht, Frau Kearney«, sagte Holohan. »Ich habe nie geglaubt, daß Sie uns so behandeln könnten.«

»Und wie behandeln Sie mich?« fragte Frau Kearney. Ärger glühte rot in ihrem Gesicht, und sie sah aus, als wollte sie jemanden mit ihren Händen angreifen. »Ich verlange mein Recht«, sagte sie.

»Sie sollten sich doch ein wenig anständiger benehmen«, sagte Holohan.

»So, wirklich? ... Und wenn ich frage, wann meine Tochter bezahlt werden soll, kann ich keine höfliche Antwort erhalten.«

Sie warf den Kopf nach hinten und sagte dann hochmütig:

»Sie müssen mit dem Sekretär sprechen. Das ist nicht meine Sache. Ich bin ein feiner Kerl, halli, hallo!«

»Ich habe geglaubt, Sie wären Dame«, sagte Holohan und ließ sie einfach stehen.

Hierauf wurde Frau Kearneys Betragen von allen Seiten verurteilt, jeder billigte, was das Komitee getan hatte. Sie stand an der Tür, außer sich vor Wut, überlegte mit Mann und Tochter, gestikulierte mit ihnen. Sie wartete, bis der zweite Teil begann, in der Hoffnung, die Sekretäre würden zu ihr kommen. Aber Fräulein Healy hatte sich freundlicherweise bereit erklärt, eine oder zwei Begleitungen zu spielen. Frau Kearney mußte auf die Seite treten, um den Bariton und seine Begleiterin auf die Bühne gehen zu lassen. Einen Augenblick stand sie still wie ein zorniges Steinbild, und als die ersten Töne des Liedes ihr Ohr trafen, nahm sie den Mantel ihrer Tochter und sagte zu ihrem Mann:

»Besorge ein Cab.«

Er ging sofort hinaus. Frau Kearney schlang den Mantel um ihre Tochter und folgte ihm. Als sie durch die Tür ging, blieb sie stehen und sah Holohan ins Gesicht.

»Mit Ihnen bin ich noch nicht fertig«, sagte sie.

»Aber ich mit Ihnen«, sagte Holohan.

Kathleen folgte bescheiden ihrer Mutter. Holohan begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um sich abzukühlen, denn er fühlte, daß ihm die Haut glühte.

»Das ist 'ne nette Dame«, sagte er, »wirklich 'ne nette Dame!«

»Sie haben gehandelt, wie es sich gehörte«, sagte O'Madden Burke, der sich zustimmend auf seinen Schirm stützte.

Gnade

Zwei Herren, die grade in der Toilette waren, versuchten, ihn aufzuheben: aber er war ganz hilflos. Zusammengerollt lag er unten an der Treppe, die er runtergefallen war. Es gelang ihnen, ihn umzudrehen. Sein Hut war ein paar Meter weitergerollt, und seine Kleider waren mit dem Schmutz und dem Dreck des Bodens bedeckt, auf dem er mit dem Gesicht nach unten gelegen hatte. Seine Augen waren geschlossen, er atmete grunzend. Aus der Mundecke sickerte ein dünner Blutstrich.

Diese beiden Herren und einer der Kellner trugen ihn die Treppe hinauf und legten ihn auf den Boden der Bar.

In zwei Minuten war er von einem Kreise von Männern umgeben. Der Besitzer der Bar fragte jeden, wer er wäre und wer mit ihm zusammen gewesen wäre. Keiner wußte, wer er war, aber einer der Kellner sagte, er hätte dem Herrn ein kleines Glas Rum gebracht.

»War er allein?« fragte der Besitzer.

»Nein, Herr. Zwei Herren waren mit ihm.«

»Und wo sind sie?«

Das wußte niemand; eine Stimme sagte:

»Macht ihm mal Luft. Er ist ohnmächtig geworden.«

Der Kreis der Zuschauer weitete sich elastisch und schloß sich wieder. Ein dunkler, runder Blutfleck hatte sich neben dem Kopf des Mannes auf dem mit Fliesen bedeckten Fußboden gebildet. Der Besitzer, den das grau-blasser Gesicht des Mannes beunruhigte, schickte nach einem Polizisten. Sein Kragen wurde aufgemacht und sein Schlips losgebunden. Einen Augenblick öffnete er die Augen, seufzte und schloß sie dann wieder. Einer der Herren, die ihn die

Treppe raufgetragen hatten, hielt einen verbeulten Zylinder in der Hand. Der Besitzer fragte verschiedentlich, ob keiner wüßte, wer der verletzte Mann wäre oder wohin seine Freunde gegangen wären. Die Tür der Bar öffnete sich, und ein riesengroßer Polizist trat ein. Eine Menge, die ihm die Gasse hinunter gefolgt war, sammelte sich draußen vor der Tür, versuchte, durch die Glasscheiben ins Innere zu blicken.

Der Besitzer erzählte gleich, was er wußte. Der Polizist, ein junger Mann mit groben, unbeweglichen Gesichtszügen, hörte zu. Langsam bewegte er den Kopf von rechts nach links und vom Besitzer zu dem Mann auf dem Boden, als fürchte er, das Opfer einer Täuschung zu werden. Dann zog er seinen Handschuh aus, holte ein kleines Buch aus dem Rock, leckte an einem Bleistift und machte sich fertig, seinen Bericht zu schreiben. Argwöhnisch fragte er in Provinz-dialekt:

»Wer ist der Mann? Wie heißt er, wo wohnt er?«

Ein junger Mann im Radfahreranzug drängte sich durch den Kreis der Zuschauer. Schnell kniete er neben dem Verletzten nieder und rief nach Wasser. Der Polizist kniete auch nieder, wollte helfen.

Der junge Mann wusch das Blut vom Munde des verletzten Mannes und rief dann nach etwas Branntwein. Mit gebieterischer Stimme wiederholte der Polizist den Befehl, bis ein Kellner schnell mit dem Glase kam. Der Branntwein wurde dem Manne mit Gewalt eingeflößt. Nach einigen Minuten öffnete er die Augen und blickte um sich. Er sah auf den Kreis der Gesichter und begreifend versuchte er dann, auf die Beine zu kommen.

»Geht's jetzt wieder besser?« fragte der Mann im Radfahreranzug.

»Psa! ist nichts«, sagte der Verletzte und versuchte, aufzustehen.

Man half ihm auf die Füße. Der Besitzer sagte etwas über ein Hospital, und jeder der Zuschauer gab Ratschläge. Der verbeulte Zylinder wurde dem Manne aufgesetzt. Der Polizist fragte:

»Wo wohnen Sie?«

Ohne zu antworten, begann der Mann die Enden seines Schnurrbartes zu zwirbeln. Er nahm seinen Unfall nicht wichtig.

»Ist weiter nichts«, sagte er, »ein kleiner Unfall.«

Er sprach sehr undeutlich.

»Wo wohnen Sie?« wiederholte der Polizist.

Der Mann sagte, man solle ihm ein Cab besorgen. Während dies beredet wurde, kam von dem hinteren Ende der Bar ein großer, lebhafter Mann mit heller Gesichtsfarbe, der einen gelben Ulster trug, heran. Als er das Schauspiel sah, rief er:

»Hallo! Tom, alter Bruder! Was ist denn passiert?«

»Psa, nichts«, sagte der Mann.

Der eben Gekommene betrachtete die jämmerliche Gestalt vor sich, wandte sich dann an den Polizisten und sagte:

»Ist schon gut, Herr Wachtmeister. Ich bringe Ihn nach Hause.«

Der Polizist berührte seinen Helm und antwortete:

»Gut, Herr Power!«

»Nun komm, Tom«, sagte Power und faßte seinen Freund am Arm. »Keine Knochen kaputt, was? Kannst du gehen?«

Der junge Mann im Radfahreranzug nahm den Mann am andern Arm, und die Menge teilte sich.

»Wie kommst du denn in diesen Zustand?« fragte Power.

»Der Herr ist die Treppe runtergefallen«, sagte der junge Mann.

»Ich anke Ihnen schön, Herr«, sagte der Verletzte.

»Keine Ursache.«

»Ollen ir nen leinen ...?«

»Jetzt nicht, jetzt nicht.«

Die drei Männer verließen die Bar, und die Menge ergoß sich durch die Tür auf die Gasse. Der Besitzer führte den Polizisten an die Treppe, damit er den Schauplatz des Unfalles inspizierte. Sie waren beide der Meinung, daß der Herr einen Fehltritt getan haben müßte. Die Kunden kehrten an die Theke zurück, und ein Kellner machte sich daran, die Blutspuren vom Boden zu entfernen.

Als sie in die Grafton Street kamen, piff Power nach einem Wagen. Der Verletzte sagte wieder so gut er konnte:

»Anke Ihnen auch chön, Herr. Hoffentlich ehen wir uns mal. Eiße Kernan.«

Der Schock und der jetzt beginnende Schmerz hatten ihn teilweise nüchtern gemacht.

»Keine Ursache«, sagte der junge Mann.

Sie schüttelten einander die Hände. Kernan wurde auf den Wagen gehoben, und während Power dem Kutscher seine Anweisungen gab, drückte er dem jungen Mann seine Dankbarkeit aus und bedauerte, daß sie nicht zusammen einen Kleinen trinken könnten.

»Ein anderes Mal«, sagte der junge Mann.

Der Wagen fuhr in der Richtung auf die Westmoreland Street davon. Als er am Ballast Office vorbeifuhr, zeigte die Uhr halb zehn. Ein scharfer Ostwind traf sie, blies von der Flußmündung her. Kernan schauderte vor Kälte zusammen. Sein Freund bat ihn, ihm zu erzählen, wie sich der Unfall ereignet hätte.

»Ann ich nicht«, antwortete er, »eine Sunge ist aputt.«

»Zeig mal.«

Der andere beugte sich über den Raum zwischen den Sitzen im Wagen und sah Kernan in den Mund, konnte aber nichts sehen. Er strich ein Zündholz an, und es in der hohlen

Hand schützend, sah er noch einmal in den Mund, den Kernan gehorsam öffnete. Bei der schaukelnden Bewegung des Wagens war das Streichholz dem offenen Munde bald näher, bald ferner. Die Unterzähne und das Zahnfleisch waren mit geronnenem Blut bedeckt, und ein winziges Stückchen Zunge schien abgebissen zu sein. Das Streichholz wurde ausgeblasen.

»Das ist scheußlich«, sagte Power.

»Psa, ist nichts«, sagte Kernan, der den Mund schloß und den Kragen seines schmierigen Mantels hochschlug.

Kernan war Reisender der alten Schule, die an die Würde ihres Berufes glaubte. Nie hatte man ihn in der Stadt ohne einigermaßen anständigen Zylinder und ohne Gamaschen gesehen. Mit diesen beiden Kleidungsstücken, sagte er, könne ein Mann überall bestehen. Er setzte die Tradition seines Napoleon, des großen Blackwhite fort, dessen Erinnerung er zuweilen durch Legende und Mimikry heraufbeschwor. Moderne Geschäftsmethoden gestatteten ihm nur ein kleines Bureau in der Crowe Street, auf dessen Fensterblende der Name seiner Firma mit der Adresse London E. C. geschrieben stand. Auf dem Kaminsims dieses kleinen Bureaus stand ein kleines bleiernes Bataillon von Teebüchsen, und auf dem Tisch vor dem Fenster standen vier oder fünf Porzellanschalen, die gewöhnlich mit einer schwarzen Flüssigkeit halb gefüllt waren. Aus diesen Schalen probierte Kernan Tee. Er nahm einen Mundvoll, zog ihn hoch, sättigte seinen Gaumen damit und spuckte ihn dann in den Feuerrost. Dann machte er eine Pause, um zu urteilen.

Power, ein viel jüngerer Mann, war im Royal Irish Constabulary Office im Dubliner Schloß beschäftigt. Die Kurve seines sozialen Aufstiegs schnitt die Kurve des Abstieges seines Freundes, aber Kernans Abstieg wurde durch die Tatsache gemildert, daß gewisse der Freunde,

die ihn zur Zeit seines größten Erfolges gekannt hatten, ihn immer noch als Charakter hochschätzten. Power war einer dieser Freunde. Seine unerklärlichen Schulden waren in seinem Kreise ein Gegenstand des Spottes. Er war ein gutmütiger, junger Mann.

Der Wagen hielt vor einem kleinen Hause in der Glasnevin Road, und man half Kernan ins Haus. Seine Frau brachte ihn zu Bett, während Power unten in der Küche saß und die Kinder fragte, in welcher Schule sie wären und aus welchem Buche sie lernten. Die Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, die sich der Hilflosigkeit ihres Vaters und der Abwesenheit ihrer Mutter bewußt waren, fingen allerlei derbe Späße mit ihm an. Er war über ihr Benehmen und ihre Sprechweise überrascht, und seine Stirne bewölkte sich. Nach einiger Zeit kam Frau Kernan in die Küche und rief:

»Nein so was! Eines Tages liegt er tot da, ganz gewiß, das kommt dabei raus. Seit Freitag trinkt er.«

Power legte Wert darauf, ihr zu erklären, daß er nicht verantwortlich, daß er rein zufällig hinzugekommen sei. Frau Kernan, die sich der guten Dienste Powers während ihrer häuslichen Streitigkeiten ebensogut erinnerte wie seiner vielen, kleinen, aber sehr opportunen Darlehen, sagte:

»Oh, das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Herr Power. Ich weiß, daß Sie sein Freund und nicht so sind, wie einige der andern, mit denen er verkehrt. Sie sind nett mit ihm, solange er Geld in der Tasche hat und seine Frau und Familie zu Hause sitzen läßt. Nette Freunde! Ich möchte nur wissen, mit wem er heute abend zusammen war.«

Power schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Es tut mir leid«, fuhr sie fort, »daß ich nichts im Hause habe, das ich Ihnen anbieten könnte. Aber wenn Sie eine Minute warten wollen, schicke ich schnell rüber zu Forgarty an der Ecke.«

Power stand auf.

»Wir warteten auf ihn, daß er mit dem Gelde nach Hause käme. Er scheint nie daran zu denken, daß er ein Heim hat.«

»Na, Frau Kernan«, sagte Power, »jetzt wollen wir einen andern Menschen aus ihm machen. Ich will mal mit Martin sprechen. Er ist der richtige Mann. An einem der nächsten Abende kommen wir mal rein und besprechen die Sache.« Sie begleitete ihn an die Tür. Der Kutscher ging auf dem Trottoir auf und ab und schwang die Arme, um sich zu wärmen.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie ihn nach Hause gebracht haben«, sagte sie.

»Ist doch selbstverständlich«, sagte Power.

Er kletterte auf den Wagen. Als er abfuhr, grüßte er sie lustig.

»Einen neuen Menschen machen wir aus ihm«, sagte er, »Guten Abend, Frau Kernan.«

Frau Kernans verwirrte Augen folgten dem Wagen, bis er außer Sicht war. Dann wandte sie sich ab, ging ins Haus und leerte ihres Mannes Taschen.

Sie war eine tätige, praktische Frau in mittleren Jahren. Vor nicht langer Zeit hatte sie ihre silberne Hochzeit gefeiert und die Intimität zwischen sich und ihrem Gatten durch einen Walzer erneuert, den Power begleitete. In den Tagen ihrer ersten Liebe hatte sie in Kernan eine nicht ungalante Erscheinung gesehen: und immer noch lief sie an die Tür der Kapelle, wenn eine Trauung war, und wenn sie das Brautpaar sah, dachte sie mit lebhaftem Vergnügen daran, wie sie damals die Star of the Sea Church in Sandy-mount verließ, wie sie am Arme eines jovialen, gutgenährten Mannes ging, der einen feinen Gehrock und lavendelfarbene Hosen trug und auf dem andern Arm anmutig

einen Zylinder balancierte. Nach drei Wochen fand sie das Leben einer verheirateten Frau langweilig, und später, als sie anfang, es unerträglich zu finden, war sie Mutter geworden. Die Rolle als Mutter bot ihr keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, und fünfundzwanzig Jahre lang hatte sie ihrem Mann klug und weise das Haus geführt. Ihre beiden ältesten Söhne waren ins öffentliche Leben getreten. Der eine war in einer Tuchhandlung in Glasgow und der andere bei einem Teehändler in Belfast. Sie waren gute Söhne, schrieben regelmäßig und schickten manchmal Geld nach Hause. Die andern Kinder gingen noch zur Schule.

Am nächsten Tage schickte Kernan einen Brief in sein Bureau und blieb zu Bett. Sie machte ihm Bouillon und schalt ihn gründlich aus. Sie nahm seine häufigen Exzesse hin, wie sie das Klima hinnahm, pflegte ihn schuldigst, wenn er krank war, und versuchte immer, ihn dazu zu bringen, sein Frühstück zu essen. Es gab schlimmere Ehemänner. Seit die Knaben erwachsen waren, war er nie heftig gewesen, und sie wußte, daß er bis ans Ende der Thomas Street und wieder zurück lief, um selbst einen kleinen Auftrag reinzuholen.

Zwei Abende später besuchten ihn seine Freunde. Sie führte sie in sein Schlafzimmer, dessen Luft einen ganz persönlichen Duft hatte, und bot ihnen Stühle neben dem Feuer an. Kernans Zunge, in der er gelegentlich stechenden Schmerz verspürte, was Ihn während des Tages etwas reizbar gemacht hatte, wurde höflicher. Mit Kissen gestützt, saß er im Bett, und seine leicht geröteten, geschwellenen Backen sahen aus wie warme Schröben. Er entschuldigte sich bei seinen Gästen wegen der Unordnung des Zimmers, wobei er sie ein wenig stolz, mit dem Stolz des Älteren, ansah. Er ahnte gar nicht, daß er das Opfer eines Komplotts war, das seine Freunde Cunningham, M'Coy und Power Frau Kernan im Wohnzimmer verraten hatten. Die Idee stammte

von Power, ihre Ausführung war Cunningham anvertraut worden. Kernan stammte aus protestantischer Familie, und obwohl er zur Zeit seiner Heirat zum katholischen Glauben übergetreten war, war er doch seit zwanzig Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen. Außerdem versetzte er dem Katholizismus gerne Seitenhiebe.

Cunningham war für so was der richtige Mann. Er war Powers älterer Kollege. Sein eigenes häusliches Leben war nicht sehr glücklich. Man empfand große Sympathie für ihn, denn es war bekannt, daß er eine unmögliche Frau, eine unheilbare Säuferin, geheiratet hatte. Sechsmal hatte er ihr die Wohnung eingerichtet; und jedesmal hatte sie die Möbel wieder versetzt.

Jeder empfand Achtung für den armen Martin Cunningham. Er war ein durchaus verständiger Mann, war einflußreich und intelligent. Die Schärfe seiner Menschenkenntnis, seine natürliche Schlaueit, die durch lange Beschäftigung mit Gerichtsfällen besonders gepflegt worden war, war durch kurzes Untertauchen in die Wasser allgemeiner Philosophie gemildert worden. Er war gut informiert. Seine Freunde beugten sich vor seinen Ansichten und waren der Meinung, sein Gesicht gliche dem Shakespeares.

Als man Frau Kernan in das Komplott eingeweiht hatte, hatte sie gesagt:

»Ich lege das alles in Ihre Hände, Herr Cunningham.«

Nach fünfundzwanzigjähriger Ehe hatte sie nur noch wenig Illusionen. Religion war für sie eine Gewohnheit, und sie war der Ansicht, daß ein Mann im Alter ihres Gatten sich vor dem Tod nicht mehr viel ändern würde. Sie war versucht, in seinem Unfall eine besondere Fügung zu erblicken, und hätte sie nicht gefürchtet, man könne sie für blutdürstig halten, hätte sie den Herren gesagt, es schade Kernans Zunge gar nichts, wenn sie etwas kürzer geworden wäre.

Auf jeden Fall war Cunningham ein fähiger Mann; und Religion war Religion. Vielleicht wirkte der Plan Gutes, Böses jedenfalls nicht. Ihr Glaube war nicht überschwenglich. Sie glaubte fest an das Heilige Herz als an die allgemein nützlichste katholische Frömmigkeit und das erprobteste der Sakramente. Ihr Glaube wurde durch ihre Küche begrenzt, aber wenn man es von ihr verlangte, konnte sie auch an die banshee und den Heiligen Geist glauben.

Die Herren sprachen zuerst über den Unfall. Cunningham sagte, er kenne einen ähnlichen Fall. Ein siebzigjähriger Mann hätte sich in einem epileptischen Anfall ein Stück von der Zunge gebissen, und die Zunge wäre nachgewachsen, so daß niemand eine Spur des Bisses hätte sehen können.

»Nun, ich bin noch keine siebzig«, sagte der Kranke.

»Gott sei Dank«, sagte Cunningham.

»Sie tut dir jetzt doch nicht mehr weh?« fragte M'Coy.

M'Coy war früher mal ein ziemlich bekannter Tenor gewesen. Seine Frau, die Sopranistin gewesen war, gab heute noch Kindern billige Klavierstunden. Die Linie seines Lebens war nicht die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten gewesen, und manchmal hatte er sich nur durch allerlei Behelfe über Wasser gehalten. Er war bei der Midland Railway Schreiber gewesen, hatte für die *Irish Times* und *The Freeman's Journal* Annoncen reingeholt, für eine Kohlenfirma auf Kommission gereist, war Privatdetektiv, Schreiber im Bureau des Sub-Sheriffs gewesen und war kürzlich Sekretär des City Coroner geworden. Sein neuer Beruf ließ ihn sich beruflich für Kernans Fall interessieren.

»Schmerzen? Nicht viel«, antwortete Kernan. »Fühlt sich so elend. Habe ein Gefühl, als wenn ich kotzen müßte.«

»Das kommt vom Saufen«, sagte Cunningham fest.

»Nein«, sagte Kernan. »Ich glaube, ich habe mich auf dem Wagen erkältet. Dauernd kommt mir was hoch, Schleim oder ...«

»Mucus«, sagte M'Coy.

»Kommt dauernd von unten rauf, Schweinerei.«

»Ja, ja«, sagte M'Coy, »das ist der Thorax.«

Er sah auffordernd hinüber zu Cunningham und Power. Cunningham nickte schnell mit dem Kopf, und Power sagte:

»Na, Ende gut, alles gut.«

»Ich bin dir sehr verbunden, alter Freund«, sagte der Kranke.

Power bewegte die Hand.

»Die beiden andern, mit denen ich ...«

»Mit wem warst du?« fragte Cunningham.

»Einem Kerl, seinen Namen weiß ich nicht mehr. Verflucht, wie hieß er doch? Kleiner Kerl mit gelb-rotem Haar ...«

»Und wer sonst noch?«

»Harford.«

»Hm«, sagte Cunningham.

Wenn Cunningham diese Bemerkung machte, waren die Leute still. Es war bekannt, daß der Sprecher geheime Informationsquellen hatte. In diesem Falle hatte der Einsilbige eine moralische Absicht. Harford gehörte manchmal zu einer kleinen Schar, die sonntags, kurz nach Mittag, die Stadt verließ, um so schnell wie möglich in einem Wirtshaus der Umgegend der Stadt anzukommen, wo sich ihre Mitglieder als solide Reisende qualifizierten. Aber seine Mitreisenden hatten seine Herkunft nie vergessen wollen. Er hatte als dunkler Finanzmann angefangen, indem er Arbeitern gegen Wucherzinsen kleine Geldbeträge lieh. Später war er der Kompagnon eines sehr dicken, kurzen Herrn mit Namen Goldberg in der Liffey Loan Bank geworden. Wenn er auch nie mehr als den jüdischen Moral-

codex angenommen hatte, sprachen seine katholischen Freunde, wenn sie persönlich oder durch einen anderen unter seinen Machenschaften gelitten hatten, von ihm bitter als einem irischen Juden, einem ungebildeten Menschen und sahen, daß die göttliche Mißbilligung des Wuchers sich in der Person seines idiotischen Sohnes offenbarte. Manchmal erinnerten sie sich auch seiner guten Seiten.

»Möchte nur wissen, wohin er ging«, sagte Kernan. Er wünschte, daß die Einzelheiten des Zwischenfalles unbekannt blieben. Er wünschte, daß seine Freunde glauben sollten, er und Harford hätten sich durch irgendein Mißverständnis verfehlt. Seine Freunde, die genau die Gewohnheiten Harfords kannten, waren still. Power sagte wieder:

»Ende gut, alles gut.«

Kernan schlug gleich ein anderes Thema an.

»War ein netter junger Mann, der Mediziner«, sagte er.

»Wäre der nicht gewesen ...«

»Ja, wäre der nicht gewesen«, sagte Power, »hätte es dich leicht acht Tage kosten können, von Geldstrafe wäre keine Rede gewesen.«

»Ja, ja«, sagte Kernan, der versuchte, sich zu erinnern.

»Ich erinnere mich jetzt, daß ein Polizist kam. Schien ein netter, junger Mann zu sein. Wie kam das eigentlich alles?«

»Das kam alles, weil du rundherum voll warst, Tom«, sagte Cunningham ernst.

»Stimmt«, sagte Kernan ebenfalls ernst.

»Ich vermute, daß du den Polizisten wegschicktest, Jack«, sagte M'Coy.

Power hatte es nicht gern, daß er ihn beim Vornamen nannte. Er war nicht engherzig, aber er konnte es nicht vergessen, daß M'Coy kürzlich einen Kreuzzug auf Koffer und Reisetaschen unternommen hatte, um Frau M'Coy in den Stand zu setzen, imaginäre Engagements im Lande zu halten. Die Gemeinheit dieses ganzen Spiels ärgerte ihn

mehr als die Tatsache, daß er ihr Opfer geworden war. Er antwortete deshalb auf die Frage, als wenn Kernan sie gestellt hätte.

Die Erzählung empörte Kernan sehr. Er war sich durchaus seiner Pflichten als Bürger bewußt, wollte mit seiner Stadt in gegenseitig anständigen Beziehungen leben und ärgerte sich über jede Beleidigung, die ihm von denen angetan wurde, die er Lummel vom Lande nannte.

»Bezahlen wir dafür unsere Steuern?« fragte er. »Um diese dummen Kerle zu ernähren und zu kleiden ... weiter sind sie doch nichts.«

Cunningham lachte. Nur während seiner Dienststunden war er Schloßbeamter.

»Wie könnten sie denn anders sein, Tom?« sagte er. Er sprach jetzt breiten Provinzdialekt und sagte befehlend:

»65, schnapp deinen Kaps.«

Jeder lachte. M'Coy, der durch irgendeine Tür in die Unterhaltung herein wollte, behauptete, er hätte die Geschichte noch nie gehört. Cunningham sagte:

»So soll's, verstehst du, so soll's in dem Depot hergehen, wo diese verflucht großen Landjungs, diese Tölpel, gedrillt werden. Der Sergeant läßt sie in einer Reihe an der Wand antreten und ihre Schüsseln hinhalten.«

Er illustrierte die Geschichte durch groteske Handbewegungen.

»Zu Mittag, verstehst du. Dann hat er einen Mordskessel mit Kaps vor sich auf dem Tisch und einen Mordslöffel wie eine Schaufel. Er nimmt 'ne Ladung Kaps auf den Löffel und feuert sie durch die Bude, und die armen Teufel müssen versuchen, sie mit ihren Näpfen aufzufangen: 65, schnapp deinen Kaps.«

Wieder lachten alle: aber Kernan war immer noch etwas empört. Er sprach davon, an die Zeitungen einen Brief zu schreiben.

»Diese Hanaken kommen hierher«, sagte er, »und glauben, sie könnten die Leute regieren. Ich brauch dir ja nicht zu erzählen, Martin, was das für Leute sind.«

Cunningham nickte zustimmend.

»Es ist genau wie alles andere in der Welt«, sagte er. »Es gibt Gute und Schlechte.«

»O ja, gute gibt's, das gebe ich zu«, sagte Kernan befriedigt.

»Es ist besser, mit ihnen nichts zu tun zu haben«, sagte M'Coy. »Das ist meine Meinung.«

Frau Kernan kam ins Zimmer, stellte ein Tablett auf den Tisch und sagte:

»Bedienen Sie sich, meine Herren.«

Power stand auf, ihr behilflich zu sein, und bot ihr seinen Stuhl an. Sie lehnte ab und sagte, sie wäre unten am Bügeln; nachdem sie hinter Powers Rücken Cunningham zugewandt hatte, schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen. Ihr Mann rief ihr zu:

»Hast du denn nichts für mich, mein Täubchen?«

»Oh! Du! Du kannst mich gefälligst ...!« sagte Frau Kernan scharf.

Ihr Mann rief hinter ihr her:

»Nichts für dein armes Männchen?«

Er machte ein so komisches Gesicht, und seine Stimme klang so spaßig, daß die Verteilung der Flaschen Stout unter allgemeiner Fröhlichkeit stattfand.

Die Herren tranken aus ihren Gläsern, stellten die Gläser wieder auf den Tisch und pausten. Dann wandte sich Cunningham an Power und sagte so nebenbei:

»Donnerstag abend sagtest du doch, Jack?«

»Donnerstag, ja«, sagte Power.

»Gut also«, sagte Cunningham sofort.

»Wir können uns bei M'Auley treffen«, sagte M'Coy. »Das ist der geeignetste Ort.«

»Aber wir müssen rechtzeitig da sein«, sagte Power ernst,
»denn es wird sicher brechend voll.«

»Wir können uns um halb acht treffen«, sagte M'Coy.

»Gut also«, sagte Cunningham.

»Also halb acht bei M'Auley.«

Es folgte ein kurzes Schweigen. Kernan wartete ab, ob seine Freunde ihn ins Vertrauen zögen. Dann fragte er:

»Was ist denn los?«

»Oh, nichts«, sagte Cunningham. »Nur 'ne kleine Sache, die wir für Donnerstag verabreden.«

»Die Oper?« sagte Kernan.

»Nein, nein«, sagte Cunningham ausweichend, »es ist 'ne ... kleine geistige Angelegenheit.«

»So«, sagte Kernan.

Wieder herrschte Schweigen. Dann platzte Power raus:

»Um dir die Wahrheit zu sagen, Tom, wir wollen an einer Andachtsübung teilnehmen.«

»Ja, das ist es«, sagte Cunningham, »Jack und ich und M'Coy, wir wollen den alten Adam mal innerlich säubern.«

Er sagte die Metapher mit einer gewissen einfachen Energie und fuhr dann, durch seine eigene Stimme ermutigt, fort:

»Siehst du, wir können das ruhig zugeben; wie wir hier sind, sind wir 'ne nette Sammlung von Schuften. Ich sage, wie wir hier sind!« fügte er mit barscher Milde hinzu und wandte sich an Power. »Das wollen wir doch eingestehen.«

»Ich gestehe es ein«, sagte Power.

»Und ich gestehe es auch ein«, sagte M'Coy.

»So wollen wir denn gemeinsam den alten Adam innerlich säubern«, sagte Cunningham.

Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen. Er wandte sich schnell an den Kranken und sagte:

»Weißt du, Tom, was mir da grade einfällt? Du solltest mitkommen, dann wären's grade vier.«

»Gute Idee«, sagte Power. »Wir vier zusammen.«

Kernan war still. Der Vorschlag sagte ihm nicht viel, doch begriff er gleich, daß irgendwelche geistige Mitwirkung sich seiner annehmen wollte, und da glaubte er, es seiner Würde schuldig zu sein, den Nacken steif zu halten. Lange Zeit nahm er an der Unterhaltung nicht teil, sondern hörte mit einer Miene ruhiger Feindschaft zu, während seine Freunde über die Jesuiten sprachen.

»Ich habe über die Jesuiten keine so schlechte Meinung«, sagte er, indem er sich schließlich doch am Gespräch beteiligte. »Sie sind ein gebildeter Orden. Ich glaube auch, daß sie es ehrlich meinen.«

»Sie sind der größte Orden in der Kirche, Tom«, sagte Cunningham begeistert. »Der Ordensgeneral der Jesuiten kommt gleich hinter dem Papst.«

»Dagegen ist nichts zu sagen«, meinte M'Coy; »wenn man etwas ordentlich erledigt haben will, muß man sich an einen Jesuiten wenden. Die Brüder haben Einfluß. Ich will euch mal einen Fall erzählen ...«

»Die Jesuiten sind eine großartige Körperschaft«, sagte Power.

»Es ist was Seltsames«, sagte Cunningham, »mit dem Jesuitenorden. Jeder andere kirchliche Orden mußte mal reformiert werden, aber der Jesuitenorden wurde nie reformiert. Er ist immer derselbe geblieben.«

»Wirklich?« fragte M'Coy.

»Tatsache«, sagte Cunningham. »Das ist historisch.«

»Und dann auch ihre Kirche«, sagte Power.

»Und ihre Kongregation.«

»Die Jesuiten sorgen für die oberen Klassen«, sagte M'Coy.

»Natürlich«, sagte Power.

»Ja«, sagte Kernan. »Deshalb mag ich sie gern. Einige dieser weltlichen, dummen, aufgeblasenen Priester sind ...«

»Sie sind alle nette Leute«, sagte Cunningham, »jeder in seiner eigenen Weise. Die irische Priesterschaft wird in der ganzen Welt geehrt.«

»Ganz gewiß«, sagte Power.

»Nicht wie einige der anderen Priesterschaften auf dem Kontinent«, sagte M'Coy, »die des Namens unwürdig sind.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Kernan nachgiebig.

»Natürlich habe ich recht«, sagte Cunningham. »Ich bin doch wahrhaftig lange genug auf der Welt und habe so viel von ihr gesehen, daß ich wohl über einen Charakter urteilen kann.«

Die Herren tranken wieder, indem einer dem Beispiel des andern folgte. Kernan schien etwas zu überlegen. Die Worte hatten Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte eine hohe Meinung von Cunningham als Charakterbeurteiler und Physiognomiker. Er bat um genauere Angaben.

»Nun, es ist eine einfache Andachtsübung«, sagte Cunningham. »Pater Purdon hält sie ab. Für Geschäftsleute, verstehst du.«

»Er wird ja nicht zu streng mit uns sein, Tom«, sagte Power überredend.

»Pater Purdon? Pater Purdon?« sagte der Kranke.

»Na, den mußt du doch kennen«, sagte Cunningham entschlossen.

»Netter, lieber Kerl. Ist ein Mann von Welt, genau wie wir.«

»Ah ... ja. Ich glaube, ich kenne ihn. Ziemlich rotes Gesicht, groß!«

»Das ist er!«

»Und sag mal, Martin ... predigt er gut?«

»Na ... 'ne Predigt ist das ja eigentlich nicht. So 'ne Art

freundschaftliche Unterhaltung, so allgemein verständlich.«

Kernan überlegte.

M'Coy sagte: »Pater Tom Burke, der verstand's.«

»Ja, Pater Tom Burke«, sagte Cunningham, »der war der geborene Redner. Hast du den mal gehört, Tom?«

»Und ob ich den gehört habe!« sagte der Kranke gereizt.

»Gewiß! Gehört hab' ich ihn ...«

»Und doch wird gesagt, er wäre eigentlich kein Theologe gewesen«, sagte Cunningham.

»Wirklich?« sagte M'Coy.

»Natürlich nichts Verkehrtes, er soll nur manchmal was gepredigt haben, was nicht ganz orthodox war.«

»Ja ... er war ein herrlicher Mann«, sagte M'Coy.

»Einmal habe Ich ihn gehört«, fuhr Kernan fort. »Worüber er predigte, habe ich vergessen. Crofton und ich saßen hinten Im Parterre ... na, im ...«

»Schiff«, sagte Cunningham.

»Ja, ganz hinten, in der Nähe der Tür. Ich hab vergessen worüber ... Richtig, über den Papst, den letzten Papst. Das weiß ich noch genau. Auf mein Wort, er war herrlich, der Stil seiner Rede. Und seine Stimme! Lieber Gott! Hatte der eine Stimme! *Den Gefangenen des Vatikans* nannte er ihn. Ich weiß noch, daß Crofton mir beim Hinausgehen sagte ...«

»Crofton ist doch Orangist, was?« sagte Power.

»Natürlich«, sagte Kernan, »und ein verdammt anständiger Orangist dazu. Wir gingen zusammen zu Butler in der Moore Street – wahrhaftig, ich war ganz gerührt, wenn ich die Wahrheit sagen will, und ich weiß auch noch genau, was er sagte:

Kernan, sagte er, wir beten vor verschiedenen Altären, sagte er, aber unser Glaube ist derselbe. Fand das richtig, konnte nichts dagegen sagen.«

»Ist viel Wahres dran«, sagte Power. »Waren immer viele Protestanten in der Kapelle, wenn Pater Tom predigte.«

»Es ist kein großer Unterschied zwischen uns«, sagte M'Coy.

»Wir beide glauben an ...«

Er zögerte einen Augenblick.

»... an den Erlöser. Sie glauben nur nicht an den Papst und die Mutter Gottes.«

»Aber natürlich ist unsere Religion«, sagte Cunningham mit ruhigem Nachdruck, »*die* Religion, der alte, ursprüngliche Glaube.«

»Daran ist nicht zu zweifeln«, sagte Kernan warm.

Frau Kernan kam an die Tür des Schlafzimmers und sagte:

»Hier kommt Besuch für dich!«

»Wer ist es?«

»Herr Fogarty.«

»Treten Sie ein! Treten Sie ein!«

Ein blasses, ovales Gesicht kam ins Licht. Der Bogen seines hellen, krausen Schnurrbarts wiederholte sich in den hellen Augenbrauen, die sich über lustig erstaunten Augen wölbten. Fogarty war ein bescheidener Krämer. In einem konzessionierten Haus in der City hatte er Pleite gemacht, weil seine finanzielle Lage ihn gezwungen hatte, mit zweitklassigen Destillatoren und Brauern in Verbindung zu treten. Er hatte auf der Glasnevin Road einen kleinen Laden aufgemacht und schmeichelte sich, sein Benehmen würde ihn bei den Hausfrauen des Bezirks beliebt machen. Er gab sich mit einer gewissen Anmut, scherzte mit kleinen Kindern und sprach sehr gewählt. Er war nicht ohne Bildung. Fogarty brachte ein Geschenk mit, eine halbe Pinte Whisky Special. Er erkundigte sich höflich nach Kernan, stellte sein Geschenk auf den Tisch und setzte sich ungeniert zu den andern. Kernan würdigte das Geschenk um so mehr, als er wußte, daß zwischen ihm und Fogarty eine kleine Rechnung für Kolonialwaren noch nicht beglichen war. Er sagte:

»Dachte ich mir doch, alter Freund. Jack, mach doch mal auf.«

Power half wieder. Gläser wurden gesäubert und fünf kleine Maß Whisky eingegossen. Dieser neue Einfluß belebte die Unterhaltung. Fogarty, der auf der Stuhlkante saß, war besonders interessiert.

»Papst Leo XIII.«, sagte Cunningham, »war eine der Leuchten seiner Zeit. Sein großer Gedanke war, wie ihr wohl wißt, die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche. Das war das Ziel seines Lebens.«

»Ich habe oft gehört, er wäre einer der klügsten Männer In Europa gewesen«, sagte Power. »Ich meine, abgesehen davon, daß er Papst war.«

»Das war er«, sagte Cunningham, »wenn nicht der Klügste. Sein Motto als Papst war, *Lux auf Lux – Licht auf Licht!*«

»Nein, nein«, sagte Forgarty heftig. »Ich glaube, Sie irren sich da, es war *Lux in tenebris*, glaube ich, *Licht in der Finsternis*.«

»Ja, ja«, sagte M'Coy, »*Tenebrae*.«

»Gestatten Sie mal«, sagte Cunningham mit Nachdruck, »es war *Lux auf Lux*. Und das Motto seines Vorgängers Pius' IX. war *Crux auf Crux* – das heißt *Kreuz auf Kreuz* – um den Unterschied zwischen ihren beiden Pontifikaten zu zeigen.«

Die Folgerung wurde hingenommen. Cunningham fuhr fort.

»Papst Leo war, vergeßt das nicht, ein großer Gelehrter und Dichter.«

»Er hatte ein energisches Gesicht«, sagte Kernan.

»Ja«, sagte Cunningham, »er schrieb lateinische Gedichte.«

»Wirklich?« sagte Fogarty.

M'Coy schmeckte zufrieden an seinem Whisky und bewegte den Kopf in doppelter Absicht, wobei er sagte:

»Das ist kein Spaß, das sage ich Ihnen.«

»Das haben wir nicht gelernt, Tom«, sagte Power, der M'Coys Beispiel folgte, »als wir in die Klippschule gingen.«

»Manch braver Mann ging früher in die Klippschule mit einem Stück Torf unter'm Arm«, sagte Kernan kurz. »Das alte System war das beste: einfache, anständige Erziehung. Nichts von all dem modernen Plunder ...«

»Ganz recht«, sagte Power.

»Keine Überflüssigkeiten«, sagte Fogarty.

Er sagte das Wort ganz deutlich und trank dann ernst.

»Ich erinnere mich, gelesen zu haben«, sagte Cunningham, »daß eines von Papst Leos Gedichten über die Erfindung der Photographie handelte, lateinisch, natürlich.«

»Über Photographie!« rief Kernan aus.

»Ja«, sagte Cunningham.

Er trank auch aus seinem Glase.

»Nun«, sagte M'Coy, »ist die Photographie nicht was Wundervolles, wenn man richtig darüber nachdenkt?«

»Gewiß«, sagte Power, »große Geister können allerhand sehen.«

»Wie der Dichter sagt: *Große Geister sind dem Wahnsinn nahe*«, sagte Fogarty.

Kernan schien mit irgendwas beschäftigt. Er bemühte sich, sich auf die protestantische Theologie bezüglich einiger schwieriger Punkte zu besinnen und redete dann schließlich Cunningham an.

»Sage mal, Martin«, sagte er. »Waren nicht einige der Päpste, natürlich nicht der gegenwärtige oder sein Vorgänger, aber einige der alten Päpste nicht so – na, so ganz auf der Höhe?«

Es herrschte Schweigen.

Cunningham sagte: »Natürlich waren ein paar schlechte darunter ... Aber das Erstaunliche ist ... dies ... Keiner

von ihnen, nicht der schlimmste Säufer, nicht der allergrößte Halunke, keiner von ihnen predigte je *ex cathedra* ein falsches Wort. Na, ist das nicht erstaunlich?»

»Das ist es«, sagte Kernan.

»Ja, wenn der Papst *ex cathedra* spricht«, erklärte Fogarty, »ist er unfehlbar.«

»Ja«, sagte Cunningham.

»Ich weiß Bescheid über die Unfehlbarkeit des Papstes. Ich weiß noch, als ich noch jung war ... Oder war es ...?«

Fogarty unterbrach. Er nahm die Flasche und verhalf den andern zu ein wenig mehr. M'Coy, der sah, daß nicht genug für alle da war, schützte vor, er hätte sein erstes Glas noch nicht leergetrunken. Die andern nahmen unter Protest an. Die leichte Musik des in die Gläser fallenden Whiskys war ein angenehmes Zwischenspiel.

»Was wolltest du noch sagen, Tom?« fragte M'Coy.

»Die päpstliche Unfehlbarkeit«, sagte Cunningham »war sicher das größte Schauspiel in der ganzen Geschichte der Kirche.«

»Wieso denn, Martin?« fragte Power.

Cunningham hob zwei dicke Finger.

»In dem heiligen Kolleg der Kardinale, Erzbischöfe und Bischöfe waren zwei, die dagegen waren, während alle andern dafür waren. Das ganze Konklave war mit Ausnahme dieser beiden einmütig. Nein! Die wollten nichts davon wissen!«

»Ha!« sagte M'Coy.

»Und es waren ein deutscher Kardinal mit Namen Dolling ... oder Dowling ... oder«

»Dowling ist doch kein Deutsch, das fühlt ja ein Blinder«, sagte Power lachend.

»Dieser große deutsche Kardinal also, ganz einerlei wie er heißen mag, war der eine; und der andere war John MacHale.«

»Was?« rief Kernan. »Ist es John of Tuam?«

»Sind Sie auch sicher?« fragte zweifelnd Fogarty. »Ich dachte, es wäre irgendein Italiener oder Amerikaner.«

»John of Tuam«, wiederholte Cunningham, »war der Mann.«

Er trank, und die andern Herren folgten seinem Beispiel.

Dann faßte er zusammen:

»Sie waren also alle versammelt, alle Kardinale und Bischöfe und Erzbischöfe von allen Enden der Welt, und diese beiden kämpften wie wilde Teufel dagegen, bis schließlich der Papst selbst aufstand und *ex cathedra* die Unfehlbarkeit für ein Dogma der Kirche erklärte. Im selben Augenblick stand John MacHale, der immer wieder dagegen geredet hatte, auf und schrie mit Löwenstimme: *Credo!*«

»Ich glaube!« sagte Fogarty.

»*Credo!*« sagte Cunningham. »Das zeigte seinen Glauben. Er unterwarf sich in dem Augenblick, als der Papst sprach.«

»Und Dowling?« fragte M'Coy.

»Der deutsche Kardinal wollte sich nicht unterwerfen. Er verließ die Kirche.«

Cunninghams Worte hatten das große Bild der Kirche im Geiste seiner Zuhörer entstehen lassen. Seine tiefe, heisere Stimme hatte sie erbeben lassen, als sie die Worte Glauben und Unterwerfung äußerte. Als Frau Kernan, ihre Hände trocknend, ins Zimmer trat, kam sie in eine feierliche Gesellschaft.

Sie störte das Schweigen nicht, sondern lehnte sich über das Gestell am Fußende des Bettes.

»Ich habe John MacHale noch gesehen«, sagte Kernan, »und das vergesse ich nicht, solange ich lebe.«

Er wandte sich Bestätigung heischend seiner Frau zu. »Ich hab's dir doch oft erzählt?«

Frau Kern an nickte.

»Es war bei der Enthüllung des Sir John Gray-Denkmal. Edmund Dwyer Gray sprach, schwatzte drauflos, und der alte, ärgerlich aussehende Mann blickte ihn unter seinen buschigen Augenbrauen her an.«

Kernan runzelte die Brauen, senkte den Kopf wie ein wütender Stier, sah hin zu seiner Frau.

»Lieber Gott«, rief er aus und machte wieder sein natürliches Gesicht, »nie hab^s ich so ein Auge in eines Menschen Kopf gesehen. Als hätte er sagen wollen: *Dich hab ich in der Gewalt, mein Bürschchen*. Er hatte richtige Falken-
augen.«

»Keiner von den Grays taugte was«, sagte Power.

Wieder trat eine Pause ein. Power wandte sich an Frau Kernan und sagte mit schroffer Freundlichkeit:

»Ja, Frau Kernan, wir sind dabei, aus Ihrem Mann einen guten, frommen und gottesfürchtigen Katholiken zu machen.«

Mit einer Armbewegung umfaßte er die ganze Gesellschaft.

»Wir wollen alle in die Andachtsübung und unsere Sünden beichten – und der liebe Gott weiß, daß wir das sehr nötig haben.«

»Meinetwegen«, sagte Kernan und lächelte etwas nervös.

Frau Kernan hielt es für klüger, ihre Zufriedenheit zu verbergen. Deshalb sagte sie:

»Mir tut der Priester leid, der eure Beichte anhören muß.«

Kernans Gesichtsausdruck wurde ein anderer.

»Wenn sie ihm nicht gefällt«, sagte er barsch, »dann kann er ... Ich erzähle ihm meine kleine Sache und damit basta. So'n schlechter Mensch bin ich denn doch nicht ...«

Cunningham griff schnell ein.

»Wir alle schwören dem Teufel ab«, sagte er, »seinen Werken und seiner Pracht.«

»Hebe dich fort von mir, Satan«, sagte Fogarty lachend und sah die andern an.

Power sagte nichts. Er fühlte sich vollkommen in den Hintergrund geschoben. Aber ein lustiger Ausdruck huschte über sein Gesicht.

»Wir brauchen nur«, sagte Cunningham, »mit brennenden Kerzen in der Hand dazustehen und unser Taufgelübde zu erneuern.«

»Vergiß vor allem nicht die Kerze, Tom«, sagte M'Coy.

»Was?« sagte Kernan. »Muß ich eine Kerze haben?«

»Natürlich«, sagte Cunningham.

»Nein, verdammt noch mal«, sagte Kernan barsch, »das mach ich denn doch nicht mit. Alles andere, ja: Andachtsübung und Beichte und alles ... alles ... Aber Kerzen – nein – nein, verdammt noch mal, von Kerzen will ich nichts wissen.«

Mit komischem Ernst schüttelte er den Kopf.

»Hör doch mal«, sagte seine Frau.

»Von Kerzen will ich nichts wissen«, sagte Kernan, der merkte, daß er auf seine Zuhörer Eindruck gemacht hatte und den Kopf immer noch hin und her schüttelte. »Von dieser Laterna-magica-Geschichte will ich nichts wissen.« Alle lachten herzlich.

»Der ist der richtige Katholik für Sie«, sagte seine Frau.

»Keine Kerzen!« wiederholte Kernan hartnäckig. »Nichts zu machen.«

Der Transept der Jesuitenkirche In der Gardiner Street war fast besetzt; und immer noch kamen jeden Augenblick Herren durch die Seitentür herein und gingen, vom Laienbruder geführt, auf den Zehen die Seitenschiffe entlang, bis sie einen Sitzplatz fanden. Die Herren waren alle gut angezogen und bescheiden. Das Licht der Kirchenlampe fiel auf eine Versammlung schwarzer Kleider und weißer Kra-

gen, aus der sich hier und da Tweedanzüge abhoben, auf dunkel gefleckte grüne Marmorpfeiler und dunkle Ölbilder. Die Herren saßen in den Bänken, hatten die Hose leicht über die Knie hochgezogen und ihre Hüte in Sicherheit gebracht. Sie saßen kerzengrade und blickten feierlich auf den fernen Funken roten Lichtes, der vor dem Hochaltar hing.

In einer der Bänke in der Nähe der Kanzel saßen Cunningham und Kernan. In der Bank dahinter saß M'Coy alleine; und in der Bank hinter diesem saßen Power und Fogarty. Vergeblich hatte M'Coy versucht, in der Bank, in der die andern saßen, einen Platz zu finden, und als die Gesellschaft nun wie die Fünf auf dem Würfel saß, hatte er vergeblich versucht, lustige Bemerkungen zu machen. Als diese nicht gut aufgenommen wurden, hatte er geschwiegen. Sogar er war empfänglich für die Pracht der Umgebung und sogar er reagierte bald auf den religiösen Stimulus. Cunningham machte flüsternd Kernan aufmerksam auf Harford, den Geldverleiher, der in einiger Entfernung von ihnen saß, auf Fanning, den Wahlagenten und Bürgermeistermacher der Stadt, der direkt unter der Kanzel neben einem der kürzlich gewählten Stadtverordneten des Bezirks saß. Rechts saßen der alte Michael Grimes, Besitzer von drei Pfandhäusern, und Dan Hogans Neffe, der sich um eine Stelle in Town Clerk's office beworben hatte. Weiter nach vorn saß Hendrick, der Hauptberichterstatter von *Freeman's Journal*, und der arme O'Carroll, Kernans Freund, der früher mal in der Handelswelt eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Allmählich fühlte sich Kernan, der bekannte Gesicht um sich sah, heimischer. Sein Hut, den seine Frau wieder in Ordnung gebracht hatte, lag auf seinen Knien. Ein- oder zweimal zog er mit der einen Hand seine Manschetten runter, während er mit der andern leicht aber fest die Hutkrempe hielt.

Eine mächtige Gestalt, deren oberen Teil eine weiße Stola bedeckte, sah man beschwerlich auf die Kanzel steigen. Gleichzeitig stand die Gemeinde auf, holte Taschentücher hervor und kniete sorgfältig auf ihnen nieder. Kernan folgte dem allgemeinen Beispiel. Des Priesters Gestalt stand jetzt aufrecht auf der Kanzel, zwei Drittel seines Körpers, den ein massiges, rotes Gesicht krönte, erschienen über der Balustrade.

Pater Purdon kniete nieder, wandte sich dem roten Lichtfunken zu, und, die Hände vor das Gesicht schlagend, betete er. Nach kurzer Zeit nahm er die Hände vom Gesicht und stand auf. Die Gemeinde stand auch auf und setzte sich wieder auf die Bänke. Kernan legte seinen Hut wieder in die ursprüngliche Lage auf sein Knie und zeigte dem Prediger ein aufmerksames Gesicht. Mit einstudierter, weiter Geste schob der Prediger die beiden weiten Ärmel der Stola zurück und ließ seine Blicke langsam über die Reihen der Gesichter schweifen. Dann sagte er:

»Denn die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte. Deshalb machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.«

Pater Purdon erläuterte den Text mit tönender Sicherheit. In der ganzen Bibel wäre kein Text, dessen Auslegung so schwer wäre, sagte er. Es wäre ein Text, der dem flüchtigen Beobachter in Widerspruch zu stehen schiene mit der erhabenen Moral, die Jesus Christus sonst predigte. Aber, so sagte er zu seinen Zuhörern, der Text wäre ihm besonders für die als Richtschnur geeignet erschienen, deren Los es wäre, das Leben der Welt zu führen, dieses Leben aber nicht wie Weitlinge führen wollten. Es wäre ein Text für Kaufleute und Berufsmenschen. Jesus Christus, dem jeder Winkel unserer menschlichen Natur genau bekannt sei, wisse wohl, daß nicht alle Menschen zum religiösen Leben

berufen seien, daß der weit größte Teil in der Welt und in gewissem Maße auch für die Welt leben müsse: und in diesem Spruch wolle er ihnen ein Wort des Rates sagen, indem er ihnen als Beispiele religiösen Lebens grade die Verehrer des Mammons vor die Seele stellte, die von allen Menschen sich am wenigsten um religiöse Dinge kümmerten.

Er sagte seinen Zuhörern, er wäre heute abend nicht hier, ihnen Angst einzujagen oder sie auch nur bange zu machen; er wolle nur als Mann der Welt zu seinen Mitmenschen sprechen. Er wolle mit Geschäftsleuten sprechen und ganz geschäftlich mit ihnen reden. Er wäre ihr geistiger Buchhalter, wenn er die Metapher gebrauchen dürfte, sagte er, und er wünsche nur, daß jeder seiner Zuhörer seine Bücher, die Bücher seines geistigen Lebens, aufschlüge und nachsähe, ob sie genau mit dem Gewissen übereinstimmten.

Jesus Christus wäre kein harter Fronvogt. Er verstehe unsere kleinen Schwächen, verstehe die Schwachheit unserer armen, gefallenen Natur, verstehe die Versuchungen dieses Lebens. Wir alle hätten wohl dann und wann unsere Versuchungen gehabt: wir hätten wohl alle, wir hätten gewiß alle unsere Schwächen. Nur eins, so sagte er, müsse er von seinen Zuhörern verlangen. Und das wäre: Gott gegenüber offen und aufrichtig zu sein. Wenn ihre Rechnungen in jedem Punkte stimmten, sollten sie sagen:

Ich habe meine Rechnungen geprüft – alles stimmt.

Wenn aber, was wohl der Fall sein könnte, eine Abweichung vorhanden wäre, dann sollten sie die Wahrheit sagen, offen sein und ruhig bekennen: Ich habe meine Rechnungen geprüft. Ich finde dieses falsch und jenes falsch. Aber mit Gottes Gnade will ich dieses und jenes richtigstellen. Ich will meine Rechnung in Ordnung bringen.

Die Toten

Lilly, die Tochter des Hausmeisters, lief sich buchstäblich die Beine ab. Kaum hatte sie einen Herrn in die kleine Kammer hinter dem Kontor im Erdgeschoß gebracht und ihm geholfen, seinen Überzieher abzulegen, als die wimmernde Hausglocke schon wieder ertönte und sie über den kahlen Korridor rennen mußte, einen andern Gast hereinzulassen. Es war nur gut, daß sie nicht auch noch die Damen zu bedienen hatte. Aber Fräulein Kate und Fräulein Julia hatten das wohl bedacht und das Badezimmer oben als Garderobe für die Damen eingerichtet. Da oben schwatzten, lachten und lärmten Fräulein Kate und Fräulein Julia, gingen eine nach der andern an den Treppenkopf, sahen über das Geländer nach unten, riefen Lilly und fragten sie, wer gekommen wäre.

Der jährliche Ball der Fräulein Morkan war immer eine große Sache. Jeder, der sie kannte, kam, Familienangehörige, alte Familienfreunde, die Mitglieder von Julias Chor, einige von Kates Schülerinnen, die schon erwachsen waren, und sogar einige von Mary Janes Schülerinnen. Niemals war er mißglückt. Soweit man sich erinnern konnte, war er seit vielen Jahren immer glänzend verlaufen, seit Kate und Julia nach dem Tode ihres Bruders Pat das Haus in Stoney Batter verlassen und Mary Jane, ihre einzige Nichte, zu sich genommen hatten, daß sie mit ihnen zusammen in dem dunklen, hohen Hause auf Usher's Island wohnte, dessen oberer Teil sie von Fulham, dem Kornhändler im Erdgeschoß, gemietet hatten. Das war nun gut dreißig Jahre her. Mary Jane, die damals ein kleines Mädchen in kurzen Röcken war, war jetzt die Hauptstütze des

Haushaltes, denn sie spielte die Orgel in der Haddington Road. Sie hatte das Konservatorium absolviert und gab jedes Jahr im oberen Saal der Ancient Concert Rooms ein Schülerkonzert. Viele ihrer Schülerinnen stammten aus den besseren Familien an der Kingstown und Dalkey line. So alt ihre Tanten auch waren, sie leisteten doch noch was. Wenn Julia auch ganz grau war, war sie doch immer noch der führende Sopran in ›Adam und Eve‹, und Kate, die zu schwach war, um viel ›auszugehen, gab Anfängern auf dem alten Klavier im Hinterzimmer Musikunterricht. Lilly, die Tochter des Hausmeisters, tat für sie Dienstmägdchendienste. Obwohl sie bescheiden lebten, legten sie doch Wert auf gutes Essen; nur immer von allem das Beste: Lendenstücke, Tee zu drei Shilling und das beste Flaschenstout. Aber Lilly tat alles, was ihr gesagt wurde, tadellos und so, daß sie mit ihren drei Herrinnen gut auskam. Die waren Umstandskrämer, das war alles. Nur eins konnten sie nicht vertragen: Widerworte.

Natürlich hatten sie an einem solchen Abend allen Grund, aufgeregt zu sein. Und dann war es schon lange zehn Uhr vorbei, und von Gabriel und seiner Frau war noch immer nichts zu sehen. Außerdem hatten sie furchtbare Angst, daß Freddy Malins bezechet erscheinen würde. Um nichts in der Welt möchten sie, daß eine von Mary Janes Schülerinnen ihn in diesem Zustande sähe; und wenn er so war, war es oft sehr schwer, mit ihm fertig zu werden. Freddy Malins kam immer spät, aber sie fragten sich, weshalb Gabriel noch nicht da wäre: und deshalb liefen sie alle zwei Minuten ans Geländer, um Lilly zu fragen, ob Gabriel oder Freddy gekommen wären.

»O Herr Conroy«, sagte Lilly zu Gabriel, als sie ihm die Tür öffnete, »Fräulein Kate und Fräulein Julia dachten schon, Sie kämen überhaupt nicht. Guten Abend, Frau Conroy.«

»Das glaube ich gerne«, sagte Gabriel, »aber sie vergessen, daß meine Frau zum Anziehen drei Stunden gebraucht.« Er stand auf der Matte, kratzte den Schnee von den Galoschen; während die Knöpfe seines Mantels mit quiet-schendem Geräusch durch den schneegesteiften Fries glitten, strömte aus Falten und Spalten kalte, duftende Luft von draußen.

»Schneit's schon wieder, Herr Conroy?« fragte Lilly.

Sie war vor ihm her in die Kammer gegangen, um ihm beim Ablegen des Mantels behilflich zu sein. Gabriel lächelte, als sie seinen Namen dreisilbig aussprach, und sah hin zu ihr. Sie war ein schlankes, noch nicht erwachsenes Mädchen mit bleichem Gesicht und heufarbenem Haar. Das Gaslicht in der Kammer ließ sie noch bleicher aussehen. Gabriel hatte sie schon als Kind gekannt, als sie noch auf der untersten Treppenstufe saß und eine zerlumppte Puppe in Schlaf wiegte.

»Ja Lilly«, antwortete er, »und ich glaube, daß es die ganze Nacht weiterschneit.«

Er sah nach der Decke der Kammer, die vom Aufstampfen und Schlurren der Füße auf dem Fußboden oben bebte, lauschte einen Augenblick dem Klange des Klaviers und sah dann auf das Mädchen, das seinen Mantel am Ende eines Regals sorgfältig faltete.

»Hör mal Lilly«, sagte er freundlich, »gehst du noch zur Schule?«

»O nein, Herr«, antwortete sie. »Schon länger als ein Jahr bin ich aus der Schule.«

»Na«, sagte Gabriel lustig, »dann werden wir wohl bald mit dir und deinem Liebsten zur Hochzeit gehen, was?« Das Mädchen sah über die Schulter zu ihm hin und sagte mit großer Bitterkeit:

»Die Männer von heute sind alle Schwätzer und wollen von einem immer nur was haben.«

Gabriel errötete, als fühlte er, daß er sich vergriffen hätte, zog, ohne sie anzusehen, seine Galoschen aus und schlug eifrig mit seinem Muffler über die Lackschuhe.

Er war ein kräftiger, großer junger Mann. Die Röte seiner Wangen schoß ihm bis in die Stirn, wo sie sich in ein paar formlose, blaßrote Flecken auflöste. Und in seinem haarlosen Gesicht funkelten unruhig die geschliffenen Linsen und die glänzenden, goldenen Ränder der Brille, die seine schwachen, ruhelosen Augen schützten. Sein glänzendes, schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und in einer langen Welle hinter die Ohren gekämmt, wo es sich unter dem Streifen, der vom Hute herrührte, leicht kräuselte.

Als er Glanz auf seine Schuhe geschlagen hatte, stand er auf und zog seine Weste straffer über den dicken Leib. Dann nahm er schnell ein Geldstück aus der Tasche.

»So, Lilly«, sagte er und gab es ihr schnell in die Hand, »es ist doch Weihnachtszeit ... Na ... ein wenig ...«

Schnell ging er auf die Tür zu.

»Nein, Herr«, rief das Mädchen und folgte ihm. »Wirklich, Herr, das nehme ich nicht.«

»Weihnachtszeit! Weihnachtszeit!« sagte Gabriel, der fast nach der Treppe rannte und ihr Verzeihung bittend mit der Hand winkte.

Als das Mädchen sah, daß er die Treppe erreicht hatte, rief sie hinter ihm her:

»Dann schönen Dank, Herr!«

Er wartete vor der Tür des Salons, bis der Walzer zu Ende war, lauschte auf die Rösche, die gegen sie schlugen, und das Schlurren der Füße. Er war noch verwirrt durch des Mädchens bittere und plötzliche Antwort. Sie hatte einen Schatten auf ihn geworfen, den er dadurch zu verscheuchen suchte, daß er seine Manschetten und die Schleife seiner Krawatte in Ordnung brachte. Dann nahm er einen kleinen

Zettel aus der Weste und sah auf die Stichworte, die er sich für seine Rede aufgeschrieben hatte. Bezüglich der Verse aus Robert Browning war er sich nicht schlüssig, denn er fürchtete, sie wären für seine Zuhörer zu hoch. Ein ihnen bekanntes Zitat aus Shakespeare oder den Melodies wäre wohl angebrachter. Das gemeine Klappern der Absätze der Männer und das Schlurren ihrer Sohlen erinnerte ihn daran, daß ihr Bildungsgrad von dem seinen verschieden war. Er würde sich nur lächerlich machen, wenn er ihnen Poesie zitierte, die sie nicht verstehen konnten. Sie würden glauben, er wolle mit seiner höheren Bildung protzen. Er würde bei ihnen denselben Mißerfolg haben wie bei dem Mädchen in der Kammer. Er hatte den richtigen Ton nicht gefunden. Seine ganze Rede war von Anfang bis zu Ende ein einziger Fehler, ein vollkommener Mißgriff.

In diesem Augenblicke kamen seine Tanten und seine Frau aus der Damengarderobe. Seine Tanten waren zwei kleine einfach gekleidete, alte Frauen. Tante Julia war ungefähr einen Zoll größer. Ihr Haar, das den oberen Rand der Ohren bedeckte, war grau; und grau mit dunkleren Schattungen war auch ihr großes, welches Gesicht. Obgleich sie stark gebaut war und sich grade hielt, machte sie mit ihren langsamen Augen und dem offenen Munde den Eindruck einer Frau, die nicht wußte, wo sie war oder wohin sie ging. Tante Kate war lebhafter. Ihr Gesicht, das gesunder aussah als das der Schwester, war nur Runzeln und Falten, war wie ein verschrumpelter, roter Apfel, und ihr Haar, das ganz nach der alten Mode geflochten war, hatte eine reife Nußfarbe nicht verloren.

Beide küßten Gabriel herzlich. Er war ihr Lieblingsneffe, der Sohn ihrer verstorbenen älteren Schwester Ellen, die T. J. Conroy von den Port und Docks geheiratet hatte.

»Gretta erzählte mir, daß ihr heute abend nicht mit dem Wagen nach Monkstown zurückfahren wollt«, sagte Tante Kate.

»Nein«, sagte Gabriel, der sich seiner Frau zuwandte, »davon hatten wir letztes Jahr grade genug, was? Erinnerst du dich noch, Tante Kate, wie Gretta sich dabei erkältete? Die Wagenfenster ratterten den ganzen Weg, und hinter Merrion blies der Westwind rein. War wirklich herrlich! Gretta holte sich eine gräßliche Erkältung.«

Tante Kate zog streng die Brauen zusammen und nickte bei jedem Wort mit dem Kopf.

»Ganz recht, Gabriel, ganz recht«, sagte sie. »Man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Aber Gretta«, sagte Gabriel, »würde, wenn man sie gewähren ließe, durch den Schnee nach Hause laufen.«

Frau Conroy lachte.

»Hör nicht auf ihn, Tante Kate«, sagte sie. »Er ist wirklich ein gräßlicher Quälgeist. Tom muß abends seiner Augen wegen unbedingt einen grünen Lampenschirm haben, muß Stemmübungen machen, und Eva muß absolut den Haferbrei essen. Das arme Kind! Und sie kann das Zeug nicht mal sehen ... O ihr ahnt ja gar nicht, was ich jetzt tragen muß.«

Sie lachte hell auf und sah ihren Mann an, dessen bewundernden und glücklichen Augen von ihrer Kleidung zu ihrem Gesicht und Haar gewandert waren. Die beiden Tanten lachten auch herzlich, denn Gabriels Sorge war für sie dauernder Anlaß zum Scherz.

»Galoschen!« sagte Frau Conroy. »Das ist das Allerneuste. Wenn es fußnaß ist, muß ich meine Galoschen anziehen. Sogar heute abend sollte ich sie anziehen, aber Ich wollte nicht. Das nächste, was er mir kauft, ist ein Taucheranzug.«

Gabriel lachte nervös und machte sich, um sich zu beruhigen, an seiner Krawatte zu schaffen, während Tante Kate sich fast vor Lachen krümmte, so gut gefiel ihr der Spaß. Das Lächeln schwand bald von Tante Julias Antlitz, und

ihre freudlosen Augen richteten sich auf ihres Neffen Gesicht. Nach einer Weile fragte sie:

»Und was sind denn Galoschen, Gabriel?«

»Galoschen, Julia«, rief ihre Schwester. »Lieber Gott im Himmel, weißt du denn nicht, was Galoschen sind? Die trägt man doch über ... über den Schuhen, nicht wahr, Gretta?«

»Ja«, sagte Frau Conroy. »So Guttaperchadinger. Wir beide haben jetzt ein Paar. Gabriel sagt, auf dem Kontinent trüge sie jeder.«

»O auf dem Kontinent«, murmelte Tante Julia und nickte langsam mit dem Kopf.

Gabriel runzelte die Brauen und sagte, als wenn er leicht verstimmt wäre:

»Das ist doch weiter nichts Besonderes, aber Gretta findet es sehr spaßig und sagt, das Wort erinnere sie an die Neger-sänger.«

»Aber höre mal, Gabriel«, sagte Tante Kate mit frischem Takt, »ihr habt euch doch um ein Zimmer bemüht? Gretta sagte ...«

»O das Zimmer ist sehr nett«, erwiderte Gabriel. »Ich habe eins im Gresham genommen.«

»Gewiß«, sagte Tante Kate, »das ist das beste. Und die Kinder, Gretta, könnt ihr die so allein lassen?«

»Für eine Nacht«, sagte Frau Conroy. »Außerdem paßt Bessie auf.«

»Gewiß«, sagte Tante Kate, »das ist das beste. Und die Beruhigung, ein Mädchen zu haben, auf das man sich verlassen kann. Zum Beispiel die Lilly, ich weiß nicht, was seit einiger Zeit in die gefahren ist. Sie ist gar nicht mehr das Mädchen, das sie früher war.«

Gabriel wollte seine Tante hierüber fragen, aber sie brach plötzlich ab, um hinter ihrer Schwester herzusehen, die die Treppen hinuntergegangen war und den Hals über das Geländer streckte.

»Möchte doch wissen«, sagte sie fast mürrisch, »wohin Julia eigentlich will. Julia! Julia! Wo willst du denn hin?«

Julia, die eine Treppe halb hinuntergegangen war, kam zurück und sagte freundlich: »Freddy ist da.«

Zur selben Zeit verkündeten Händeklatschen und ein verzierter Schlußakkord des Pianisten, daß der Walzer zu Ende war. Die Salontür wurde von innen geöffnet, und einige Paare kamen heraus.

Tante Kate zog Gabriel schnell beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: »Lauf doch mal schnell runter, Gabriel, und sieh nach, ob alles in Ordnung ist und laß ihn nicht rauf, wenn er einen Schwips hat. Ich glaube bestimmt, daß er einen hat. Ganz bestimmt.«

Gabriel ging an die Treppe und horchte über das Gelände.

Er hörte zwei Personen in der Kammer sprechen. Dann erkannte er Freddy Malins Lachen. Geräuschlos ging er die Treppe hinunter.

»Es ist wirklich eine Beruhigung«, sagte Tante Kate zu Frau Conroy, »daß Gabriel hier ist. Ich fühle mich immer leichter, wenn er da ist ... Julia, Fräulein Daly und Fräulein Power nehmen doch sicher eine kleine Erfrischung. Vielen Dank für ihren herrlichen Walzer, Fräulein Daly. War wundervoll im Takt.«

Ein großer Mann mit runzeligem Gesicht, mit steifem, ergrautem Schnurrbart und dunkler Haut ging mit seiner Dame hinaus und sagte:

»Und dürften wir auch um eine Erfrischung bitten, Fräulein Morkan.«

»Julia«, sagte Tante Kate rasch, »und hier sind Herr Browne und Fräulein Furlong. Nimm sie zusammen mit Fräulein Daly und Fräulein Power mit.«

»Ich bin der Kavalier der Damen«, sagte Browne und stülpte die Lippen vor, bis sein Schnurrbart ganz stachelig

aussah, und lächelte mit all seinen Runzeln. »Sie wissen doch, Fräulein Morkan, weshalb sie mich alle so gerne haben ...«

Er beendete seinen Satz nicht, als er aber sah, daß Tante Kate außer Hörweite war, führte er die drei jungen Damen gleich in das hintere Zimmer. In der Mitte des Zimmers standen zwei viereckige Tische, die mit den Enden aneinandergestellt waren; Tante Julia und der Hausmeister legten grade ein großes Tischtuch darauf und strichen es glatt. Auf dem Büffet standen in Reih und Glied Schüsseln, Teller, Gläser, Bündel von Messern, Gabeln und Löffeln. Der Deckel des geschlossenen Klaviers diente auch als Büffet für den Aufschnitt und die süßen Speisen. An einem kleineren Büffet in einer Ecke standen zwei junge Herren und tranken Hopfenlikör.

Hierher führte Browne seine Schutzbefohlenen und lud sie scherzweise alle zu einem heißen, starken, gezuckerten Damenpunsch ein. Als sie sagten, daß sie nie was Starkes tranken, öffnete er für sie drei Flaschen Limonade. Dann bat er einen der jungen Herren mal etwas Platz zu machen, ergriff die Karaffe und goß sich ein ordentliches Glas Whisky ein. Die jungen Herren betrachteten ihn respektvoll, während er einen Probeschluck nahm.

»Gott helfe mir«, sagte er, »der Arzt hat mir's verordnet.«

Sein runzeliges Gesicht lächelte breiter, und die drei Damen lachten in wohlklingendem Echo zu seinem Scherz, bewegten die Körper hin und her, zuckten nervös mit den Schultern. Die Kühnste sagte: »Na, hören Sie mal, Herr Browne, ich will doch wetten, daß Ihnen der Arzt nie so was verordnet hat.«

Browne nahm wieder einen Schluck Whisky und sagte mit possenhafter Nachahmung:

»Ja, sehen Sie, ich bin wie die berühmte Frau Cassidy, die

doch gesagt haben soll: Nun, Mary Grimes, wenn ich es nicht nehme, zwingen Sie mich, es zu nehmen, denn ich fühle, daß ich es nötig habe.« Sein heißes Gesicht hatte sich ein wenig zu vertraut vorgebeugt, und er hatte in sehr gewöhnlichem Dubliner Akzent gesprochen, so daß die jungen Damen alle instinktiv seine Worte schweigend anhörten. Fräulein Furlong, eine von Mary Janes Schülerinnen, fragte Fräulein Daly nach dem Namen des schönen Walzers, den sie gespielt hatte; und als Browne sah, daß man ihn schnitt, wandte er sich sofort an die beiden jungen Herren, die mehr Verständnis für ihn hatten.

Eine junge Dame mit rotem Gesicht, die ein violett Kleid trug, kam in das Zimmer, klatschte aufgeregt in die Hände und rief:

»Quadrille! Quadrille!«

Dicht hinter ihr erschien Tante Kate und rief:

»Zwei Herren und drei Damen, Mary Jane.«

»O hier sind ja Herr Bergin und Herr Kerrigan«, sagte Mary Jane, »Herr Kerrigan, engagieren Sie doch Fräulein Power. Fräulein Furlong, darf ich für Sie Herrn Bergin als Partner aussuchen? Ja, so stimmt's.«

»Drei Damen, Mary Jane«, sagte Tante Kate.

Die beiden jungen Herren fragten die Damen, ob sie um die Ehre bitten dürften, und Mary Jane wandte sich an Fräulein Daly.

»O Fräulein Daly, Sie sind wirklich zu gut, nachdem Sie die beiden Tänze gespielt haben, aber wirklich, wir haben heute abend zu wenig Damen.«

»Aber bitte sehr, Fräulein Morkan.«

»Aber ich habe einen netten Partner für Sie, Herrn Bartell d'Arcy, den Tenor. Später soll er uns was vorsingen. Ganz Dublin reißt sich um ihn.«

»Herrliche Stimme, herrliche Stimme«, sagte Tante Kate.

Da das Piano schon zweimal das Vorspiel zu der ersten

Figur angefangen hatte, führte Mary Jane ihre Leute schnei! aus dem Zimmer. Sie waren kaum gegangen, als Tante Julia langsam ins Zimmer kam und sich nach etwas umsah.

»Was ist los, Julia?«, fragte Tante Kate ängstlich. »Wer ist es?«

Julia, die eine Säule Servietten hereinbrachte, wandte sich ihrer Schwester zu und sagte einfach, als hätte sie die Frage überrascht: »Es ist nur Freddy, Kate, und Gabriel ist bei ihm.«

Und wirklich, gleich hinter ihm kam Gabriel, der Freddy Malins über den Treppenabsatz lotste. Letzterer, ein junger Mann von ungefähr vierzig Jahren, war von Gabriels Größe und Gestalt und hatte sehr runde Schultern. Sein Gesicht war fleischig und blaß, nur die dicken, hängenden Ohrmuscheln und die weiten Nasenflügel hatten etwas Farbe. Er hatte grobe Gesichtszüge, eine plumpe Nase, eine konvexe, fliehende Stirn, wülstige, vorgestülpte Lippen. Seine schwerlidrigen Augen und das unordentliche, spärliche Haar ließen ihn schläfrig erscheinen. Er lachte laut und herzlich über eine Geschichte, die er Gabriel auf der Treppe erzählt hatte, und rieb sich dabei mit den Knöcheln der linken Faust das linke Auge.

»Guten Abend, Freddy«, sagte Tante Julia.

Freddy Malins bot den Damen Morkan einen guten Abend in einer Art, die man als frisch bezeichnen könnte, denn gewöhnlich stockte er beim Sprechen; als er dann sah, daß Browne ihn vom Büffet her angrinste, ging er auf ziemlich wackligen Beinen durch das Zimmer und fing an, leise die Geschichte zu wiederholen, die er Gabriel erzählt hatte.

»Ist wohl nicht so schlimm, was?« sagte Tante Kate zu Gabriel.

Gabriel hatte die Brauen gerunzelt, aber er hob sie schnell und sagte:

»O man merkt's kaum.«

»Es ist doch ein schrecklicher Junge«, sagte sie. »Und dabei hat er es seiner Mutter am Neujahrsabend versprochen. Aber komm mit in den Salon, Gabriel.«

Ehe sie mit Gabriel das Zimmer verließ, gab sie Browne ein Zeichen, indem sie die Brauen runzelte und warnend den Zeigefinger hin und her bewegte. Browne nickte und sagte zu Freddy Malins, als sie gegangen war:

»Also Teddy, jetzt will ich dir erst mal ein ordentliches Glas Limonade eingießen, damit du ein bißchen in Schuß kommst.«

Freddy Malins, der sich der Klimax seiner Geschichte näherte, winkte ungeduldig ab, aber Browne machte Freddy Malins zuerst auf eine Unordnung an seinem Anzug aufmerksam, goß dann ein Glas Limonade ein und reichte es ihm. Mechanisch nahm Freddy Malins linke Hand das Glas, während seine rechte Hand mechanisch mit der Instandsetzung seines Anzugs beschäftigt war. Browne, dessen Gesicht sich wieder vor Freude runzelte, goß sich selbst ein Glas Whisky ein, während Freddy Malins, ehe er noch die Klimax seiner Geschichte erreicht hatte, in lautes bronchitisches Gelächter ausbrach, sein überfließendes Glas unberührt hinstellte und anfang, mit den Knöcheln seiner linken Faust in seinem linken Auge hin und her zu reiben, wobei er die Worte seines letzten Satzes wiederholte, soweit sein Lachanfall ihm das gestattete.

Während Mary Jane dem stillen Salon ihr Konservatoriumsstück mit den vielen Läufen und schweren Stellen darin vorspielte, konnte Gabriel nicht zuhören. Er liebte Musik, aber das Stück, das sie spielte, hatte für ihn keine Melodie, und er bezweifelte, daß es für die andern Zuhörer eine Melodie hätte, obwohl sie Mary Jane gebeten hatten, etwas zu spielen. Vier junge Herren, die aus dem Erfahrungsraum gekommen und beim Klange des Pianos an

der Tür stehen geblieben waren, waren nach einigen Minuten paarweise leise fortgegangen. Die einzigen Personen, die der Musik zu folgen schienen, waren Mary Jane selbst – ihre Hände jagten über die Tastatur oder wurden in den Pausen gehoben wie die einer Priesterin in inbrünstigem, augenblicklichem Gebet – und Tante Kate, die neben ihr stand und die Seiten umblätterte.

Gabriels Augen, die der Fußboden blendete, der im Lichte des schweren Leuchters vor Bohnerwachs glitzerte, sah auf die Wand über dem Klavier. Hier hing ein Bild, das die Balkonszene in Romeo und Julia darstellte, und daneben ein Bild der beiden im Tower ermordeten Prinzen, das Tante Julia in ihren Mädchenjahren in roter, blauer und brauner Wolle gestickt hatte. Wahrscheinlich hatte man ihnen in der Schule, in die sie als Mädchen gingen, während eines Jahres diese Art Arbeit beigebracht. Als Geburtstagsgeschenk hatte ihm seine Mutter eine Weste aus rotem Tabinet mit kleinen Fuchsköpfen drauf gestickt, sie war mit braunem Satin gefüttert und hatte runde Brombeerknöpfe. Es war seltsam, daß seine Mutter kein musikalisches Talent gehabt hatte, obwohl Tante Kate immer sagte, sie wäre die Trägerin aller Klugheit in der Familie Morkan. Sowohl sie wie auch Julia waren immer ein wenig stolz auf ihre ernste und gesetzte Schwester gewesen. Ihre Photographie stand vor dem Spiegel. Sie hielt ein offenes Buch auf den Knien und zeigte Constantin, der einen Matrosenanzug trug und ihr zu Füßen lag, etwas darin. Sie hatte die Namen ihrer Söhne gewählt, denn sie hatte ein starkes Gefühl für die Würde des Familienlebens. Dank ihr war Constantin jetzt erster Pfarrer in Balbriggan und dank ihr hatte Gabriel an der Royal University sein Examen gemacht. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, als er sich ihres eigensinnigen Widerstandes gegen seine Heirat erinnerte. Einige verächtliche Sätze, die sie gebraucht hatte, rumorten immer noch in

seiner Erinnerung: sie hatte einmal von Greta als einer schlauen Bauerntine gesprochen und das war in Bezug auf Greta durchaus falsch.

Gretta hatte sie während ihrer letzten langen Krankheit in ihrem Hause in Monkstown gepflegt. Er wußte, daß Mary Jane gleich mit dem Stück zu Ende sein mußte, denn wieder spielte sie die Anfangsmelodie mit Läufen von Tonleitern nach jedem Takt, und während er auf das Ende wartete, erstarb der Groll in seinem Herzen. Das Stück endete mit einem Oktaventriller im Diskant und einer tiefen Schlußoktave im Baß. Starker Applaus begrüßte Mary Jane, als sie errötend und nervös die Noten zusammenrollend, aus dem Zimmer eilte. Am stärksten klatschten die vier jungen Herren in der Tür, die zu Beginn des Stückes in den Erfrischungsraum gegangen, dann aber zurückgekommen waren, als das Klavier verstummte. Lanciers wurden arrangiert. Gabriels Partnerin war Fräulein Ivors. Sie war eine gesprächige, junge Dame mit freiem Benehmen, hatte ein sommersprossiges Gesicht und vorstehende braune Augen. Ihr Kleid war nicht ausgeschnitten, und auf der großen Brosche, die vorne am Bördchen steckte, stand ein irischer Wahlspruch. Als sie ihren Platz eingenommen hatten, sagte sie plötzlich:

»Ich habe mit Ihnen noch ein Hühnchen zu rupfen.«

»Mit mir?« sagte Gabriel.

Sie nickte ernst mit dem Kopf.

»Was ist denn los?« fragte Gabriel, der über ihr feierliches Gebaren lächelte.

»Wer ist G. C.?« fragte Fräulein Ivors, die ihre Augen auf ihn richtete.

Gabriel errötete und wollte grade die Brauen runzeln, als wenn er nicht verstünde, als sie ganz offen sagte:

»O Sie Unschuldslamm! Ich habe herausgekriegt, daß Sie für den *Daily Express* schreiben. Schämen Sie sich denn nicht?«

»Warum sollte ich mich denn schämen?« fragte Gabriel, der mit den Augen zwinkerte und zu lächeln versuchte.

»Nun, ich schäme mich für Sie«, sagte Fräulein Ivors offen.

»Daß Sie für so 'ne Zeitung schreiben! Ich wußte gar nicht, daß Sie Engländer sind.«

Gabriel wurde verlegen. Es stimmte, daß er jeden Mittwoch einen literarischen Artikel für den *Daily Express* schrieb, für den er fünfzehn Shillinge bekam.

Aber deshalb war er noch lange kein Engländer. Die Bücher, die er zur Besprechung bekam, waren ihm fast willkommener als der lumpige Scheck. Gerne befühlte er die Einbände neugedruckter Bücher und gerne blätterte er in ihnen. Fast jeden Tag, wenn der Unterricht im Gymnasium zu Ende war, ging er die Kais hinunter zu den Antiquaren, zu Hickey auf der Bachelor's Walk, zu Webb oder Massey auf dem Aston Quai oder zu O'Clohissey in der Nebenstraße. Er wußte nicht, wie er ihrem Vorwurf begegnen sollte. Er wollte sagen, daß Literatur über Politik stände. Aber sie waren seit vielen Jahren befreundet, hatten denselben Bildungsgang durchgemacht, zuerst die Universität und waren jetzt beide Lehrer: ihr gegenüber konnte er keine großklingende Phrase riskieren. Er blinzelte weiter mit den Augen, versuchte weiter zu lächeln und murmelte dann unbeholfen, daß er nichts Politisches darin fände, wenn einer Rezensionen schriebe.

Als sie jetzt kreuzen mußten, war er immer noch verlegen und paßte nicht auf. Mit warmem Griff nahm Fräulein Ivors gleich seine Hand und sagte in weichem, freundlichem Ton:

»Natürlich habe ich nur gescherzt. Los, wir müssen jetzt auf die andere Seite.«

Als sie wieder zusammen waren, sprachen sie über die Universitätsfrage, und Gabriel fühlte sich behaglicher. Eine Freundin hätte ihr seine Besprechung von Brownings Ge-

dichten gezeigt. So wäre sie hinter das Geheimnis gekommen: aber die Besprechung gefiele ihr sehr.

Dann sagte sie plötzlich: »Hören Sie mal, Herr Conroy, kommen Sie diesen Sommer doch mit nach den Aran Isles? Wir wollen einen ganzen Monat da bleiben. Draußen im Atlantik wird es herrlich sein. Sie sollten wirklich mitkommen. Herr Clancy fährt mit und Herr Kilkelly und Kathleen Kearney auch. Es wäre auch für Gretta herrlich, wenn sie mitkäme. Sie stammt doch aus Connacht, nicht wahr?«

»Ihre Familie, ja«, sagte Gabriel kurz.

»Aber Sie kommen doch mit, was?« sagte Fräulein Ivors und legte ihre warme Hand eifrig auf seinen Arm.

»Leider habe ich mich schon verabredet«, sagte Gabriel, »nach ...«

»Wohin?« fragte Fräulein Ivors.

»Sie wissen doch, daß ich jedes Jahr mit ein paar Freunden eine Radtour mache und ...«

»Aber wohin denn?« fragte Fräulein Ivors.

»Gewöhnlich fahren wir nach Frankreich oder Belgien oder vielleicht auch Deutschland«, sagte Gabriel verlegen.

»Und weshalb fahren Sie nach Frankreich und Belgien«, sagte Fräulein Ivors, »anstatt Ihr Heimatland zu besuchen?«

»Nun«, sagte Gabriel, »zum Teil, um mit den Sprachen in Berührung zu bleiben, zum Teil, um eine Veränderung zu haben.«

»Und haben Sie nicht Ihre eigene Sprache – das Irische –, mit der Sie in Berührung bleiben sollten?« fragte Fräulein Ivors.

»Nun«, sagte Gabriel, »wenn Sie das meinen, Sie wissen ja, daß Irisch nicht meine Sprache ist.«

Ihre Nachbarn hatten sich umgedreht und lauschten dem Kreuzverhör. Nervös sah Gabriel nach rechts und links und

versuchte bei diesem Verhör, das ihm die Röte in die Stirn trieb, bei guter Laune zu bleiben.

»Und können Sie denn nicht Ihr eigenes Land besuchen«, fuhr Fräulein Ivors fort, »von dem Sie nichts kennen, Ihr eigenes Volk und Ihr Vaterland?«

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen«, entgegnete Gabriel, »mein Vaterland hängt mir zum Halse raus, ja zum Halse raus.«

»Warum?« fragte Fräulein Ivors.

Gabriel antwortete nichts, denn seine Entgegnung hatte ihn erhitzt.

»Warum?« wiederholte Fräulein Ivors.

Sie mußten jetzt einander den Besuch machen, und da er ihr nicht geantwortet hatte, sagte Fräulein Ivors warm:

»Darauf haben Sie natürlich keine Antwort.«

Gabriel versuchte, seiner Aufregung dadurch Herr zu werden, daß er sich mit großem Eifer am Tanze beteiligte. Er mied ihre Augen, denn er hatte einen unzufriedenen Ausdruck in ihrem Gesicht gesehen. Als sie aber einander in der engen Kette trafen, war er überrascht, als sie seine Hand fest drückte. Spöttisch sah sie ihn einen Augenblick unter den Brauen her an, bis er lächelte. Und als sich die Kette wieder in Bewegung setzen wollte, reckte sie sich auf die Zehen und flüsterte ihm ins Ohr: Engländer.

Als die Lanciers zu Ende waren, ging Gabriel in eine ferne Ecke des Zimmers, in der Freddy Malins Mutter saß. Sie war eine große, schwache, alte Frau mit weißem Haar. Sie stockte beim Sprechen genau wie ihr Sohn und stotterte leicht. Man hatte ihr gesagt, Freddy wäre da und alles wäre soweit in Ordnung. Gabriel fragte sie, ob sie eine gute Überfahrt gehabt hätte. Sie wohnte bei ihrer verheirateten Tochter in Glasgow und kam einmal im Jahre zu Besuch nach Dublin. Sie antwortete ruhig, die Überfahrt wäre sehr schön und der Kapitän ihr gegenüber sehr auf-

merksam gewesen. Sie erzählte auch von dem schönen Hause, das ihre Tochter in Glasgow bewohnte, und von allen Freunden, die sie dort hätten. Während ihre Zunge weiter taumelte, versuchte Gabriel jede Erinnerung an den unliebsamen Zwischenfall mit Fräulein Ivors aus seinem Geiste zu bannen. Natürlich war das Mädchen oder die Frau, oder was immer sie war, eine Enthusiastin, aber alles zu seiner Zeit. Vielleicht hätte er ihr doch nicht so antworten sollen. Aber sie hatte kein Recht, ihn in Gegenwart anderer, und sei es auch nur im Scherz, Engländer zu nennen. Sie hatte versucht, ihn vor den Leuten lächerlich zu machen, hatte gestichelt und ihn dabei mit Kaninchenaugen angestarrt. Er sah, wie seine Frau durch die tanzenden Paare auf ihn zukam. Als sie ihn erreicht hatte, sagte sie ihm ins Ohr: »Gabriel, Tante Kate möchte gerne wissen, ob du wie sonst die Gans zerlegen willst. Fräulein Daly schneidet den Schinken auf und ich übernehme den Pudding.«

»Gut«, sagte Gabriel.

»Zuerst schickt sie die Jungen rüber, sobald dieser Walzer zu Ende ist, so daß wir den Tisch für uns allein haben.«

»Hast du getanzt?« fragte Gabriel.

»Natürlich. Hast du mich nicht gesehen? Was hattest du denn für eine Auseinandersetzung mit Molly Ivors?«

»Eine Auseinandersetzung, wieso? Hat sie das behauptet?«

»So ähnlich. Ich versuche, Herrn d'Arcy zum Singen zu bewegen. Ich glaube, er ist furchtbar eingebildet.«

»Von Auseinandersetzung ist keine Rede«, sagte Gabriel verdrießlich, »ich sollte unbedingt mit nach dem Westen Irlands reisen und sagte, daß ich nicht wollte.«

Aufgeregt schlug seine Frau die Hände zusammen und tat einen kleinen Sprung.

»Tu's doch, Gabriel«, rief sie. »Galway sah' ich für mein Leben gern wieder.«

»Kannst ja mitfahren, wenn du willst«, sagte Gabriel kühl.

Sie sah ihn einen Augenblick an, wandte sich dann an Frau Malins und sagte:

»Ist das nicht ein lieber Mann, Frau Malins?«

Während sie sich ihren Weg durch das Zimmer zurückbahnte, fuhr Frau Malins, ohne auf diese Unterbrechung zu achten, fort, Gabriel zu erzählen, welch schöne Orte und Landschaften es in Schottland gäbe. Ihr Schwiegersohn führe jedes Jahr mit ihnen an die Seen, und sie gingen dann immer fischen. Ihr Schwiegersohn wäre ein glänzender Fischer. Eines Tages hätte er einen herrlichen, großen Fisch gefangen, und der Mann im Hotel hätte ihn ihnen zum Mittagessen zubereitet.

Gabriel hörte kaum, was sie sagte. Jetzt, wo das Essen näherrückte, dachte er wieder über seine Rede und sein Zitat nach. Als Gabriel Freddy Malins, der zu seiner Mutter wollte, durch das Zimmer kommen sah, machte er für ihn den Stuhl frei und zog sich in die Fensternische zurück. Das Zimmer war schon leerer geworden, und aus dem Hinterzimmer klang das Klappern der Teller und Messer herüber. Die, die noch im Salon blieben, schienen vom Tanzen müde und unterhielten sich ruhig in kleinen Gruppen. Gabriels warme, zitternde Finger trommelten an der kalten Fensterscheibe. Wie kalt mußte es draußen sein! Wie angenehm wäre es, jetzt allein herauszugehen, zuerst am Fluß entlang und dann durch den Park. Der Schnee lag auf den Zweigen der Bäume und setzte dem Wellington-Denkmal eine glänzende Mütze auf. Wieviel angenehmer wäre es da als hier an der Abendtafel.

Er ging noch einmal die Hauptpunkte seiner Rede durch: Irische Gastfreundschaft, traurige Erinnerungen, die drei Grazien, Paris, das Zitat aus Browning. Er wiederholte sich einen Satz, den er in der Besprechung geschrieben hatte:

Man fühlt, daß man gedankengequälter Musik lauscht. Fräulein Ivors hatte die Besprechung gelobt. War sie aufrichtig? Steckte wirklich irgendwelches Eigenleben hinter all ihrer Propaganda? Nie hatte, bis auf den heutigen Abend, irgendwelche Animosität zwischen ihnen bestanden. Der Gedanke, daß sie auch an der Abendtafel saß, ihn mit ihren kritischen, spöttischen Augen ansah, während er sprach, machte ihn nervös. Vielleicht freute sie sich gar, wenn er mit seiner Rede reinfiel. Da kam ihm ein Gedanke und gab ihm neuen Mut. Er würde in Anspielung auf Tante Kate und Tante Julia sagen: Meine Damen und Herren, die unter uns weilende, auf dem Abstieg befindliche Generation mag ihre Fehler gehabt haben, aber ich für mein Teil glaube, daß sie gewisse Qualitäten der Gastfreundschaft, des Humors, der Menschlichkeit hatte, die die neue und sehr ernste und übergebildete Generation, die jetzt um uns heranwächst, nicht zu haben scheint. Sehr gut: das war ein Stich für Fräulein Ivors. Was kümmerte es ihn, daß seine Tanten nur zwei alte, unwissende Frauen waren! Ein Murmeln im Zimmer erregte seine Aufmerksamkeit. Herr Browne kam von der Tür her, führte galant Tante Julia, die sich auf seinen Arm stützte, lächelte und den Kopf hängen ließ. Ein unregelmäßiges Applausfeuer begleitete sie bis ans Klavier und verstummte langsam, als Mary Jane sich auf den Stuhl setzte, und Tante Julia, die nicht mehr lächelte, sich halb umdrehte, damit sie ihre Stimme besser in das Zimmer schmettern könnte. Gabriel erkannte das Vorspiel. Es war das eines alten Liedes von Tante Julia – *Geschmückt zur Hochzeit*. Ihre Stimme, die im Ton stark und klar war, stimmte mit viel Geschick die Läufe an, die die Melodie verzieren, und wenn sie auch sehr schnell sang, überschlug sie auch nicht die kleinste Koloraturnote. Folgte man der Stimme, ohne dabei in das Gesicht der Sängerin zu sehen, fühlte und teilte man die Aufregung schnellen und sicheren Fluges.

Am Ende des Liedes applaudierten Gabriel und all die andern laut, und lauter Applaus dröhnte herein von der unsichtbaren Abendtafel. Er klang so ehrlich, daß sich leichte Röte in Tante Julias Gesicht schlich, als sie sich niederbeugte, das alte, in Leder gebundene Liederbuch, auf dessen Einband ihre Initialen standen, in den Notenständer zurückzustellen.

Freddy Malins, der, um sie besser zu hören, mit seitwärts geneigtem Kopf gelauscht hatte, klatschte noch, als alle andern schon aufgehört hatten, und sprach lebhaft mit seiner Mutter, die ernst und langsam zustimmend mit dem Kopfe nickte. Als er dann nicht mehr klatschen konnte, stand er plötzlich auf und eilte durch das Zimmer auf Tante Julia zu, ergriff ihre Hand, hielt sie mit beiden Händen, schüttelte sie, als ihm die Worte fehlten oder er des Stockens in der Stimme nicht Herr werden konnte.

»Grade erzählte ich meiner Mutter«, sagte er, »daß ich Sie noch nie, nie so gut hätte singen hören. Nein, noch nie war Ihre Stimme so gut wie heute abend. Nun! Glauben Sie mir das wohl? Es ist die Wahrheit. Auf mein Wort und meine Ehre, das ist die Wahrheit. Nie hörte ich Ihre Stimme so frisch klingen, so ... so klar, frisch, nie.«

Tante Julia lächelte breit und murmelte etwas über Komplimente, während sie ihre Hand aus seinem Griff löste. Browne streckte ihr die offene Hand entgegen und sagte wie ein Schaubudenbesitzer, der dem Publikum ein Wunderwesen vorführt, zu denen, die in seiner Nähe standen:

»Fräulein Julia Morkan, meine neueste Entdeckung.«

Hierüber lachte er herzlich, als sich Freddy Malins an ihn wandte und sagte:

»Nun, Browne, wirklich, könntest leicht eine schlechtere Entdeckung machen. Ich kann nur sagen, daß ich sie noch nie auch nur halb so gut habe singen hören, seit ich hier ins Haus komme. Und das ist die wahrste Wahrheit.«

»Ich auch nicht«, sagte Browne. »Ich meine, ihre Stimme ist bedeutend besser geworden.«

Tante Julia zuckte mit den Schultern und sagte mit bescheidenem Stolz:

»Vor dreißig Jahren soll ich eine gute Stimme gehabt haben.«

»Ich habe Julia oft genug gesagt«, sagte Tante Kate emphatisch, »daß sie in dem Chor gar nicht zur Geltung kommt. Aber sie wollte sich von mir nie was sagen lassen.«

Sie drehte sich um, als wolle sie an den gesunden Verstand der andern appellieren, ihr gegen ein widerspenstiges Kind zu helfen, während Tante Julia vor sich hin sah und ein vages Lächeln der Erinnerung über ihr Gesicht huschte.

»Nein«, fuhr Tante Kate fort, »von niemandem wollte sie sich was sagen lassen, auf niemanden wollte sie hören, quält sich da Tag und Nacht, Nacht und Tag in dem Chor ab. Sechs Uhr am Weihnachtsmorgen! Und das alles für was?«

»Nun, ist es nicht zur Ehre Gottes, Tante Kate?« fragte Mary Jane, die sich auf dem Klavierstuhl herumdrehte und lächelte.

Tante Kate wandte sich heftig gegen ihre Nichte und sagte:

»Über die Ehre Gottes, Mary Jane, weiß ich genau Bescheid, aber ich meine, es ist durchaus nicht ehrenvoll für den Papst, wenn er alle Frauen aus den Chören entfernt, die sich ihr Lebtage drin abgeplagt haben, und sie durch dumme Jungens ersetzt. Ich nehme an, es geschieht zum Besten der Kirche, wenn der Papst so handelt. Aber gerecht ist das nicht, Mary Jane, und richtig ist das auch nicht.«

Sie hatte sich in Aufregung geredet und hätte die Verteidigung ihrer Schwester weitergeführt, denn dies Thema regte sie immer wieder auf, hätte nicht Mary Jane, die sah, daß alle Tänzer zurückkamen, beruhigend eingegriffen:

»Höre mal, Tante Kate, du verletzest Herrn Browne, der andern Glaubens ist.«

Tante Kate wandte sich Browne zu, der bei dieser Anspielung auf seine Konfession grinste, und sagte schnell:

»Oh, ich bezweifle nicht, daß der Papst recht hat. Ich bin nur eine dumme, alte Frau und nie würde es mir einfallen, so was zu tun. Aber es gibt doch so was wie gewöhnliche, alltägliche Höflichkeit und Dankbarkeit. Und wäre ich an Julias Stelle, ich sagte das Pater Healy ins Gesicht ...«

»Und außerdem, Tante Kate«, sagte Mary Jane, »sind wir wirklich alle hungrig, und wenn wir hungrig sind, sind wir alle sehr streitsüchtig.«

»Und wenn wir durstig sind, sind wir auch streitsüchtig«, fügte Browne hinzu.

»Und deshalb wäre es wohl das Beste, wir gingen zu Tisch«, sagte Mary Jane, »und beenden die Diskussion hinterher.«

Auf dem Treppenabsatz vor dem Salon traf Gabriel seine Frau und Mary Jane, die versuchten, Fräulein Ivors zu überreden, zum Abendessen zu bleiben. Aber Fräulein Ivors, die ihren Hut aufgesetzt hatte und ihren Mantel zuknöpfte, wollte nicht bleiben. Sie wäre durchaus nicht hungrig und wäre schon länger geblieben als sie eigentlich wollte.

»Aber nur zehn Minuten, Molly«, sagte Frau Conroy. »Was macht das denn aus?«

»Nur eben einen Happen essen«, sagte Mary Jane, »nach all der Tanzerei.«

»Ich kann wirklich nicht«, sagte Fräulein Ivors.

»Ich fürchte, du hast dich gar nicht amüsiert«, sagte Mary Jane hoffnungslos.

»Ganz gehörig, das versichere ich dir«, sagte Fräulein Ivors, »aber jetzt müßt ihr mich wirklich gehen lassen.«

»Aber wie kommst du denn nach Hause?« fragte Frau Conroy.

»Es ist ja nur zwei Schritt den Kai rauf.«

Gabriel zögerte einen Augenblick, sagte dann:

»Wenn Sie gestatten, Fräulein Ivors, begleite ich Sie nach Hause, wenn Sie wirklich schon gehen müssen.«

Aber Fräulein Ivors trennte sich schnell von ihnen.

»Davon kann gar nicht Rede sein«, rief sie. »Nun geht doch um Gottes willen zum Essen und kümmert euch nicht um mich. Ich kann schon für mich selber sorgen.«

»Du bist doch ein komisches Mädchen, Molly«, sagte Frau Conroy offen.

»*Beannachtlibh*«, rief lachend Fräulein Ivors, als sie die Treppe hinunterlief.

Mary Jane sah hinter ihr her, ein mürrisch erstaunter Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, während Frau Conroy sich über das Geländer beugte und auf die Haustüre hörte. Gabriel fragte sich, ob er der Grund ihres plötzlichen Aufbruchs wäre. Aber sie schien gar nicht ärgerlich: lachend war sie fortgegangen. Wie abwesend sah er die Treppe hinunter.

In diesem Augenblick watschelte Tante Kate aus dem Esszimmer, rang fast verzweifelt die Hände.

»Wo ist denn Gabriel?« rief sie. »Wo, um Gottes willen, ist denn Gabriel? Drinnen wartet alles ungeduldig und keiner ist da, der die Gans zerlegt.«

»Hier bin ich, Tante Kate«, rief Gabriel plötzlich munter, »und ich bin bereit, eine ganze Herde Gänse zu zerlegen, wenn's nötig ist.«

Eine fette, braune Gans stand an dem einen Ende des Tisches und am andern lag auf einem Lager aus gefältem Papier, das mit Petersilienzweiglein bestreut war, ein großer Schinken, dessen äußere Haut entfernt und der mit Brotkrumen überstreut war, der Schinkenknochen war mit einer sauberen Papierkrause umwickelt, um den Schinken lag gewürztes Rindfleisch. Zwischen diesen wetteifernden

Enden standen in parallelen Reihen Nebenschüsseln: zwei kleine Kirchen aus gelbem und rotem Gelee, eine flache Schüssel mit Blöcken Blancmanger und roter Marmelade, eine große, grüne, blattförmige Schüssel mit einem stielförmigen Griff, auf der Dolden von Purpurtrauben und geschälte Mandeln lagen, eine Pendantschüssel, auf der ein ordentliches Viereck Smyrnafeigen lag, eine Schüssel Custard, der mit geriebenem Muskat bestreut war, eine kleine Schale mit Schokolade und Süßigkeiten, die in Gold- und Silberpapier eingewickelt waren, und eine große Glasvase, in der einige große Selleriestangen standen. In der Mitte des Tisches standen als Schildwachen neben einer Fruchtschale, die eine Pyramide aus Orangen und amerikanischen Äpfeln trug, zwei untersetzte, altmodische Karaffen aus geschliffenem Glas, von denen die eine Portwein, die andere dunkeln Sherry enthielt. Auf dem geschlossenen Klavier stand wartend ein Pudding auf einer großen, gelben Schüssel, und hinter ihm standen drei Batterien Flaschen mit Stout, Ale und Mineralwasser, die nach den Farben ihrer Uniformen aufgestellt waren, die beiden ersteren schwarz mit braunen und roten Schildchen, die dritte und kleinste Batterie weiß mit grünen Querbinden. Kühn setzte sich Gabriel an das Kopfende des Tisches, prüfte die Schneide des Tranchiermessers und steckte eine Gabel fest in die Gans. Er fühlte sich jetzt ganz sicher, denn er war ein erfahrener Zerleger und saß sehr gerne am Kopfende eines reich gedeckten Tisches.

»Fräulein Furlong, was darf ich Ihnen geben?« fragte er.

»Einen Flügel oder eine Scheibe von der Brust?«

»Bitte eine kleine Scheibe von der Brust.«

»Und Ihnen, Fräulein Higgins?«

»O irgendwas, Herr Conroy.«

Während Gabriel und Fräulein Daly die Teller mit Gans und Schinken und gewürztem Rindfleisch weiterreichten,

ging Lilly mit einer Schüssel heißer, mehligter Kartoffeln, die in eine weiße Serviette gehüllt waren, von einem Gast zum andern. Diese Idee stammte von Mary Jane, und sie hatte auch Apfelsauce für die Gans vorgeschlagen, aber Tante Kate hatte gesagt, daß eine einfach geröstete Gans ohne irgendwelche Apfelsauce ihr immer genügt hätte und sie hoffte nur, daß sie nie Schlechteres zu essen bekäme. Mary Jane bediente ihre Schülerinnen und achtete darauf, daß sie die besten Scheiben bekamen, und Tante Kate und Tante Julia holten vom Klavier Flaschen mit Stout und Ale für die Herren und Flaschen mit Mineralwasser für die Damen und öffneten sie. Es herrschte ziemliches Durcheinander mit Gelächter und Lärm, lauten Befehlen und Gegenbefehlen, Messer und Gabeln klapperten, Korke knallten, Glasstopfen klirrten. Gabriel begann die zweite Portion aufzuschneiden, sobald die erste beendet war, und dachte gar nicht an sich. Jeder protestierte laut, so daß er als Kompromiß einen langen Schluck Stout nahm, denn das Zerlegen war nicht so einfach gewesen. Mary Jane setzte sich ruhig an Ihr Essen, aber Tante Kate und Tante Julia watschelten immer noch um den Tisch, traten einander in die Hacken, standen einander im Wege, gaben einander Befehle, auf die sie nicht hörten. Browne bat sie, sich doch zu setzen und zu essen, und das gleiche tat auch Gabriel, aber sie sagten, es eile gar nicht, und schließlich stand Freddy Malins auf, nahm sich Tante Kate und drückte sie unter allgemeinem Gelächter nieder auf den Stuhl.

Als jeder gut versorgt war, sagte Gabriel lächelnd:

»Wenn nun noch jemand etwas von dem will, was das gewöhnliche Volk Fülle nennt, dann soll er oder sie es sagen.«

Ein Chor von Stimmen forderte ihn auf, jetzt endlich mal selbst anzufangen, und Lilly kam mit drei Kartoffeln, die sie für ihn verwahrt hatte.

»Schön«, sagte Gabriel liebenswürdig und nahm einen vorbereitenden Schluck, »vergessen Sie bitte für einige Minuten, meine Damen und Herren, daß ich da bin.«

Er fing an zu essen und nahm nicht teil an der Unterhaltung, mit der die Gesellschaft das Abräumen des Geschirrs durch Lilly übertönte. Der Gegenstand des Gesprächs war die Operntruppe, die im Theatre Royal auftrat. Bartell d'Arcy, der Tenor, ein junger Mann mit dunkler Gesichtsfarbe und nettem Schnurrbart, lobte die erste Kontrealistin der Truppe sehr, aber Fräulein Furlong meinte, die Art ihrer Wiedergabe wäre ziemlich vulgär. Freddy Malins sagte, im zweiten Teil der Gaiety Pantomime sänge ein Negerhäuptling, der über eine der schönsten Tenorstimmen verfügte, die er je gehört hätte.

»Haben Sie ihn gehört?« fragte er Bartell d'Arcy über den Tisch.

»Nein«, antwortete Bartell d'Arcy gleichgültig.

»Ich möchte gerne«, erklärte Freddy Malins, »Ihre Ansicht über ihn hören. Ich meine, daß er eine herrliche Stimme hat.«

»Nur Teddy findet natürlich das wirklich Gute«, sagte Browne familiär zu der Tischgesellschaft.

»Und warum sollte der denn nicht auch eine gute Stimme haben?« fragte Freddy Malins scharf. »Etwa nur, weil er schwarz ist?«

Niemand antwortete, und Mary Jane brachte die Gesellschaft wieder auf die richtige Oper. Eine ihrer Schülerinnen hatte ihr ein Freibillett für *Mignon* geschenkt. Natürlich wäre sie sehr schön, sagte sie, aber sie hätte dabei an die arme Georgina Burns denken müssen. Browne konnte noch weiter zurückgehen, auf die alten italienischen Truppen, die früher nach Dublin kamen – Tietjens, Ilma de Murzka, Campanini, der berühmte Trebelli Giuglini, Ravelli, Aramburo. Das waren die Zeiten, sagte er, in denen man so was

wie Gesang in Dublin hören konnte. Er erzählte auch wie dicht besetzt Abend für Abend die Galerie des Royal war, wie an einem Abend ein italienischer Tenor fünfmal das »*Let me like a soldier fall*« wiederholt hatte, wobei er jedesmal ein hohes C sang, und wie die jungen Burschen von der Galerie manchmal in ihrer Begeisterung vom Wagen einer großen *prima donna* die Pferde spannten und sie durch die Straßen bis vor ihr Hotel zogen. Warum sie denn jetzt nie mehr die alten, großen Opern spielten, fragte er, *Dinorah*, *Lucrezia Borgia*? Weil man keine Stimmen mehr finden könnte, die sie sängen, das wäre der Grund.

»Nun«, sagte Bartell d'Arcy, »ich bin der Meinung, daß es heute noch ebenso gute Sänger gibt wie damals.«

»Wo sind sie?« fragte Browne herausfordernd.

»In London, Paris, Mailand«, sagte Bartell d'Arcy warm.

»Ich glaube, Caruso zum Beispiel ist genau so gut, wenn nicht besser als einer von denen, die Sie genannt haben.«

»Mag sein«, sagte Browne. »Aber ich sage Ihnen, daß ich das stark bezweifle.«

»O für mein Leben gern möchte ich Caruso singen hören«, sagte Mary Jane.

»Für mich«, sagte Tante Kate, die grade einen Knochen absuchte, »gab es nur einen Tenor. Der mir gefiel, meine ich. Aber ich glaube, keiner von Ihnen hat je von ihm gehört.«

»Wann war es, Fräulein Morkan«, fragte Bartell d'Arcy höflich.

»Sein Name«, sagte Tante Kate, »war Parkinson. Ich hörte ihn, als er in der Blüte war, und ich glaube, er hatte damals die reinste Tenorstimme, die je aus eines Mannes Kehle erklang.«

»Seltsam«, sagte Bartell d'Arcy. »Nie habe ich von Ihm auch nur gehört.«

»Ja, ja, Fräulein Morkan hat recht«, sagte Browne. »Ich

erinnere, von dem echten Parkinson gehört zu haben, aber das ist schon lange her.«

»Ein schöner, reiner, süßer, angenehmer, englischer Tenor«, sagte Tante Kate begeistert.

Als Gabriel fertig war, wurde der große Pudding auf den Tisch gebracht. Wieder klapperten Gabeln und Löffel. Gabriels Frau verteilte den Pudding und reichte die Teller den Tisch hinunter. Als sie bis in die Mitte gekommen waren, hielt Mary Jane sie an, die Erdbeer- oder Orangegelee oder Blancmanger hinzutat. Tante Julia hatte den Pudding gemacht, und aus allen Ecken und Kanten schallte ihr Lob entgegen. Sie selbst sagte, er wäre nicht braun genug.

»Ich hoffe nur, Fräulein Morkan«, sagte Browne, »daß ich Ihnen braun genug bin, denn ich bin ja ganz braun.«

Alle Herren, mit Ausnahme von Gabriel, aßen Tante Julia zu Gefallen etwas von dem Pudding. Da Gabriel nie Süßigkeiten aß, hatte man ihm den Sellerie verwahrt. Freddy Malins nahm auch eine Stange Sellerie und aß sie zum Pudding. Man hatte ihm erzählt, Sellerie wäre ausgezeichnet fürs Blut, und er war grade jetzt in ärztlicher Behandlung. Frau Malins, die während des ganzen Essens kein Wort gesprochen hatte, sagte, ihr Sohn wolle in ungefähr einer Woche nach Mount Melleray. Dann sprach die Gesellschaft über Mount Melleray, wie erfrischend die Luft wäre, wie gastfrei die Mönche wären und daß sie nie von ihren Gästen auch nur einen Heller verlangten.

»Wollen Sie damit sagen«, fragte Browne ungläubig, »daß jeder da hingehen, sich niederlassen kann wie im Hôtel, sich ordentlich satt essen und dann abziehen kann, ohne was zu zahlen.«

»Die meisten schenken dem Kloster natürlich was, wenn sie weggehen«, sagte Mary Jane.

»Ich möchte nur, wir hätten eine solche Einrichtung in unserer Kirche«, sagte Browne offen. Er war erstaunt, als er

hörte, daß die Mönche nie sprächen, um zwei Uhr morgens aufstünden und in ihren Särgen schliefen. Er fragte, warum sie das täten.

»Das ist die Vorschrift des Ordens«, sagte Tante Kate.

»Ja, aber warum?« fragte Browne.

Tante Kate wiederholte, es wäre Vorschrift, das wäre alles. Browne schien immer noch nicht zu verstehen. Freddy Malins erklärte ihm, so gut er es konnte, daß die Mönche versuchten, für die Sünden aller Sünder draußen in der Welt zu büßen. Die Erklärung war nicht sehr einleuchtend, denn Browne grinste und sagte:

»Die Idee gefällt mir sehr gut, aber täte ein bequemes, gefedertes Bett nicht dieselben Dienste wie ein Sarg?«

»Der Sarg«, sagte Mary Jane, »soll sie an ihr Ende erinnern.«

Als das Thema diese düstere Wende genommen hatte, wurde es in einem Schweigen der Tischgesellschaft begraben, währenddessen man Frau Malins leise zu ihrem Nachbarn sagen hörte:

»Die Mönche sind sehr gute Menschen, sehr fromme Menschen.«

Jetzt wurden die Trauben, Mandeln, Feigen, Äpfel, Orangen, Schokolade und die Süßigkeiten herumgereicht, und Tante Julia forderte alle Gäste auf, entweder Portwein oder Sherry zu nehmen. Zuerst weigerte sich Bartell d'Arcy weder das eine noch das andere zu nehmen, aber einer seiner Nachbarn stieß ihn an, flüsterte ihm was zu, worauf er sich sein Glas füllen ließ. Während die letzten Gläser gefüllt wurden, verstummte langsam die Unterhaltung. Es folgte eine Pause, die nur durch das Geräusch des Weines und das Rücken der Stühle unterbrochen wurde. Die drei Fräulein Morkan sahen auf das Tischtuch. Jemand hustete ein- oder zweimal, und dann klopfen einige Herren zum Zeichen, daß um Ruhe gebeten würde, auf den Tisch. End-

lich war es ruhig, Gabriel schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Das Klopfen wurde lauter, sollte ermutigend wirken und hörte dann ganz auf. Gabriel stemmte seine zehn zitternden Finger auf das Tischtuch und lächelte die Gesellschaft nervös an. Als er einer Reihe aufgerichteter Gesichter begegnete, sah er nach dem Leuchter. Das Klavier spielte eine Walzermelodie, und er konnte hören, wie die Röcke die Salontür streiften. Vielleicht standen draußen Leute im Schnee auf dem Kai, sahen hinauf zu den erleuchteten Fenstern und hörten auf die Walzermusik. Dort war die Luft rein. In der Ferne lag der Park, wo Schnee auf den Bäumen lastete. Das Wellingtondenkmal trug eine leuchtende Kappe aus Schnee, die westwärts leuchtete über das weiße Feld der Fifteen Acres.

Er begann:

»Meine Damen und Herren, mir ist es heute abend, wie in schon vergangenen Jahren, auferlegt, mich einer sehr angenehmen Aufgabe zu unterziehen, einer Aufgabe, der, wie ich fürchte, meine Rednertätigkeit wohl kaum gewachsen sein dürfte.«

»Nein, nein«, sagte Browne.

»Aber, wie dem auch sei, ich kann Sie heute abend nur bitten, den Willen für die Tat zu nehmen und mir einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, während ich mich bemühe, Ihnen meine Gefühle bei dieser Gelegenheit in Worten auszudrücken.

Meine Damen und Herren, es ist nicht das erstemal, daß wir uns unter diesem gastfreien Dach, um diesen gastfreien Tisch zusammengefunden haben. Es ist nicht das erstemal, daß wir die Empfänger – oder vielleicht sage ich besser – die Opfer der Gastfreundschaft gewisser guter Damen geworden sind.«

Er beschrieb mit dem Arm einen Kreis in der Luft und machte eine Pause. Jeder lachte oder lächelte Tante Kate

und Tante Julia und Mary Jane zu, die vor Vergnügen krebsrot wurden. Gabriel fuhr mutiger fort:

»Jedes Jahr empfinde ich mehr, daß unser Land keine Tradition hat, die es so sehr ehrt und die es eifersüchtig hüten sollte, wie die seiner Gastfreundschaft. Es ist eine Tradition, die, soweit meine Erfahrung reicht (ich habe nicht wenige Orte im Ausland besucht), unter den modernen Nationen einzig dasteht. Mancher könnte wohl sagen, daß dies für uns eher ein Fehler als ein Ruhmestitel ist. Aber selbst das zuzugeben, ist sie meiner Meinung nach ein herrlicher Fehler, der, wie ich hoffe, noch recht lange unter uns gepflegt wird. Eins wenigstens ist für mich sicher! Solange dieses Dach die vorhergenannten guten Damen schützt, und ich wünsche von Herzen, daß das noch viele, viele Jahre der Fall sein möge, lebt die Tradition echter, warmherziger, höflicher, irischer Gastfreundschaft, die uns unsere Verfahren überliefert haben, und die wir unsererseits unseren Nachkommen überliefern müssen, noch unter uns.«

Herzliches Beifallsgemurmel lief um den Tisch. Gabriel schoß es durch den Kopf, daß Fräulein Ivors nicht da war, daß sie unhöflicherweise fortgegangen war, und mit Selbstvertrauen sagte er:

»Meine Damen und Herren,
eine neue Generation wächst auf in unserer Mitte, eine Generation, die von neuen Ideen und neuen Prinzipien be-seelt ist. Sie nimmt diese neuen Ideen ernst und ist für sie begeistert, und diese Begeisterung ist, selbst, wenn sie den falschen Weg geht, nach meiner Meinung in der Hauptsache aufrichtig. Aber wir leben in einem skeptischen, und wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einem gedanken-gequälten Zeitalter: und oft fürchte ich, daß es dieser neuen Generation in ihrer Bildung oder Überbildung an den Eigenschaften der Menschlichkeit, der Gastfreundschaft, des freundlichen Humors mangelt, die einer älteren Zeit eigen

waren. Als ich heute abend die Namen all der großen Sänger der Vergangenheit hörte, da wollte es mir scheinen, das muß ich gestehen, als lebten wir in einer weniger großen Zeit. Jene Zeiten können ohne Übertreibung große Zeiten genannt werden: und wenn sie unwiederbringlich vorbei sind, wollen wir wenigstens hoffen, daß wir bei Zusammenkünften wie dieser mit Stolz und Verehrung von ihnen sprechen und in unserem Herzen die Erinnerung an diese toten und gestorbenen Großen pflegen, deren Ruhm die Welt freiwillig nicht wird ersterben lassen.«

»Hört! Hört!« sagte Browne laut.

»Aber dennoch«, fuhr Gabriel fort, dessen Stimme jetzt weicher klang, »kommen einem bei Zusammenkünften wie dieser immer traurigere Gedanken. Gedanken an die Vergangenheit, die Jugend, an Veränderungen, an fehlende Gesichter, die wir heute abend vermissen. Unser Weg durch das Leben ist mit vielen solch traurigen Erinnerungen bestreut: und dächten wir immer nur grübelnd an sie, wir fänden nicht den Mut, unsere Arbeit mutig unter den Lebenden zu verrichten. Wir alle haben im Leben Pflichten und Zuneigungen, die mit gutem Recht unser dauerndes Bemühen verlangen. Deshalb will ich nicht bei der Vergangenheit verweilen. Heute soll uns keinerlei düstere, moralische Betrachtung stören. Wir sind hier für kurze Zeit versammelt, sind fern vom Lärm und Gehetze unserer täglichen Arbeit. Als Freunde sind wir hier im Geiste guter Kameradschaft, gewissermaßen als Kollegen, im wahren Geiste der Kameradie und als Gäste – wie soll ich sie nennen – der drei Grazien der musikalischen Welt Dublins versammelt.«

Die Gesellschaft brach bei dieser Anspielung in Applaus und Gelächter aus. Tante Julia bat vergeblich abwechselnd jeden ihrer Nachbarn, ihr doch zu sagen, was Gabriel gesagt hätte.

»Er sagt, wir wären die drei Grazien, Tante Julia«, sagte Mary Jane.

Tante Julia verstand nicht, aber lächelnd sah sie Gabriel an, der in der gleichen Weise fortfuhr:

»Meine Damen und Herren,

ich will heute abend nicht versuchen, die Rolle zu spielen, die Paris bei einer anderen Gelegenheit spielte. Ich will nicht versuchen, zwischen ihnen zu wählen. Die Aufgabe wäre undankbar und läge auch jenseits meiner Kräfte. Denn wenn ich sie der Reihe nach ansehe, sei es nun unsere Hauptgastgeberin selbst, deren gutes, allzu gutes Herz bei allen, die sie kennen, sprichwörtlich geworden ist, oder ihre Schwester, die mit ewiger Jugend begabt zu sein scheint und deren Gesang uns heute abend eine Überraschung und eine Enthüllung war, oder, last but not least, wenn ich unsere jüngste Gastgeberin betrachte, die talentiert, heiter, arbeitssam und die beste aller Nichten ist, dann, meine Damen und Herren, muß ich gestehen, daß ich nicht weiß, wem von ihnen ich den Preis zuerkennen soll.«

Gabriel sah auf seine Tanten herab und als er das breite Lächeln auf Tante Julias Gesicht und die Tränen, die Tante Kate in die Augen gestiegen waren, sah, beeilte er sich, an den Schluß zu kommen. Galant hob er sein Glas mit Portwein, während jedes Mitglied der Gesellschaft erwartungsvoll mit den Fingern am Glase spielte und sagte laut:

»Wir wollen auf das Wohl aller drei trinken. Auf ihre Gesundheit, auf ihr Wohlergehen, auf langes Leben, Glück und Wohlgedeihen wollen wir anstoßen; mögen sie noch lange die stolze und selbsterworbene Stellung, die sie sich in ihrem Berufe, und den Ehrenplatz und die Liebe, die sie sich in unserm Herzen erworben haben, innehalten.«

Mit dem Glas in der Hand standen alle Gäste auf, wandten sich den drei Damen zu, die sitzen geblieben waren, und sangen gemeinsam unter Brownes Führung:

*Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Das muß doch jeder sagen.*

Tante Kate machte ausgiebig Gebrauch von ihrem Taschentuch, und selbst Tante Julia erschien ergriffen. Freddy Malins schlug mit seiner Puddinggabel den Takt, und die Sänger wandten sich einander zu, als ständen sie in melodischer Unterhaltung, und sangen mit Begeisterung:

*Wenn er nicht lügen will,
Wenn er nicht lügen will.*

Dann wandten sie sich noch einmal an ihre Gastgeberinnen und sangen:

*Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Denn sie sind drei lustige, fröhliche Kameraden,
Das muß doch jeder sagen.*

Der Applaus, der folgte, wurde jenseits der Tür des Esszimmers von vielen der anderen Gäste aufgenommen und von Zeit zu Zeit erneuert, wobei Freddy Malins als Kapellmeister mit der Gabel den Takt schlug ...

Die schneidende Morgenluft kam in den Flur, in dem sie standen, so daß Tante Kate sagte: »Mach doch mal einer die Tür zu. Frau Malins kann sich ja zu Tode erkälten.«

»Browne ist draußen, Tante Kate«, sagte Mary Jane.

»Browne ist überall«, sagte Tante Kate, indem sie ihre Stimme dämpfte.

Mary Jane lachte bei ihrem Tonfall.

»Wirklich«, sagte sie schelmisch, »er ist sehr aufmerksam.«

»Überall ist er zu finden«, sagte Tante Kate im selben Ton,

»während der ganzen Weihnachtszeit.«

Diesmal lachte sie selbst gut gelaunt und fügte dann schnell hinzu:

»Aber sage ihm doch, daß er reinkommt, Mary Jane, und dann mache die Tür zu. Hoffentlich hat er mich nicht gehört.«

In diesem Augenblick wurde die Flurtür geöffnet und Browne kam von der Schwelle herein und lachte, daß er sich nicht mehr halten konnte. Er trug einen langen, grünen Mantel mit unechten Manschetten und Kragen aus Astrachan und eine ovale Pelzmütze auf dem Kopf. Er zeigte den schneebedeckten Kai hinunter, von wo schrilles, langes Pfeifen ertönte.

»Teddy pfeift alle Cabs in Dublin zusammen«, sagte er. Gabriel kam aus der kleinen Kammer hinter dem Kontor, quälte sich in seinen Mantel, sah sich im Flur um und sagte:

»Ist Gretta noch nicht unten?«

»Sie zieht sich an, Gabriel«, sagte Tante Kate.

»Wer spielt denn da oben?« fragte Gabriel.

»Niemand. Sie sind alle fort.«

»Nein, Tante Kate«, sagte Mary Jane, »Bartell d'Arcy und Fräulein O'Callaghan sind noch da.«

»Auf jeden Fall klimpert da oben noch jemand«, sagte Gabriel.

Mary Jane sah Gabriel und Browne an und sagte dann erschauernd:

»Ich fange an zu frieren, wenn ich euch beide Herren so eingemumelt sehe. Gut, daß ich keinen Heimweg mehr vor mir habe.«

»Augenblicklich«, sagte Browne offen, »möchte ich am liebsten über Land laufen oder eine Wagenfahrt mit einem guten, scharfen Traber zwischen den Deichseln machen.«

»Wir hatten früher zu Hause ein sehr gutes Pferd und eine kleine Kutsche«, sagte Tante Julia traurig.

»Den unvergeßlichen Johnny«, sagte Mary Jane lachend. Tante Kate und Gabriel lachten auch.

»Nun, was war denn Besonderes mit Johnny?« fragte Browne.

»Der verstorbene, tief betrauerte Patrick Morkan, das heißt, unser Großvater«, erklärte Gabriel, »der in seinen späteren Lebensjahren allgemein als der old gentleman bekannt war, war Leimsieder.«

»Nein, Gabriel«, sagte Tante Kate lachend, »er hatte eine Stärkemühle.«

»Nun, Leim oder Stärke«, sagte Gabriel, »der old gentleman hatte ein Pferd mit Namen Johnny. Und Johnny arbeitete in der Mühle des old gentleman, ging immer im Kreise und trieb die Mühle. Das war alles sehr gut; aber jetzt kommt der tragische Teil über Johnny. Eines guten Tages kam dem old gentleman der Gedanke, mit den feinen Leuten zu einer Militärrevue im Park zu fahren.«

»Der Herr sei seiner Seele gnädig«, sagte Tante Kate mitleidig.

»Amen«, sagte Gabriel. »So schirrte denn der old gentleman, wie ich sagte, Johnny an, setzte seinen allerbesten, großen Hut auf, tat seinen allerbesten Kragen um und fuhr großartig vom Schlosse seiner Ahnen irgendwo in der Nähe von Back Lane, glaube ich.«

Alle, sogar Frau Malins, lachten über Gabriels Ausdrucksweise, und Tante Kate sagte:

»Na, höre mal, Gabriel, er wohnte ja gar nicht in Back Lane. Da stand ja nur die Mühle.«

»Aus dem Schlosse seiner Ahnen«, fuhr Gabriel fort, »fuhr er mit Johnny. Und alles ging herrlich, bis Johnny die King Billy's Statue sah; und ob er sich nun in das Pferd verliebte, auf dem King Billy sitzt, oder ob er glaubte, er wäre wieder in der Mühle, einerlei, immer wieder lief er im Kreise um das Denkmal.«

Gabriel ging in seinen Galoschen im Kreise über den Flur, und alle andern lachten.

»Immer rundherum im Kreise«, sagte Gabriel, »und der old gentleman, der ein sehr feierlicher old gentleman war, war ganz empört. Los, mein Lieber! Was willst du denn, mein Lieber? Johnny! Johnny! Ganz ungewöhnliches Benehmen! Verstehe das Pferd nicht!«

Das schallende Gelächter, das auf Gabriels Nachahmung des Zwischenfalles folgte, wurde durch lautes Klopfen an der Flurtür unterbrochen. Mary Jane lief hin, öffnete und ließ Freddy Malins herein. Freddy Malins, der den Hut weit in den Nacken geschoben hatte und vor Kälte die Schultern hochzog, war nach seinen Anstrengungen außer Atem und dampfte.

»Ich kann nur ein Cab bekommen«, sagte er.

»Wir finden schon noch eins auf dem Kai«, sagte Gabriel.

»Ja«, sagte Tante Kate. »Es ist besser für Frau Malins, daß sie nicht länger im Zuge steht.«

Frau Malins ging, von ihrem Sohne und Browne unterstützt, die Haustürstufen hinunter und wurde mit viel Mühe in den Wagen gehoben. Freddy Malins kletterte hinter ihr hoch, und es dauerte lange, bis er sie richtig verstaute hatte, wobei ihm Browne mit Ratschlägen unter die Arme griff. Es wurde noch allerlei Zeug hin und her geschwatzet und dann stieg Browne in das Cab. Der Kutscher zog sich die Decke über die Knie, beugte sich vor und fragte nach dem Ziel. Die Verwirrung wurde größer, und der Kutscher wurde von Freddy Malins, der aus dem einen Fenster sah, hierhin, und von Browne, der aus dem andern Fenster sah, dahin dirigiert. Die Schwierigkeit war, wo man Browne unterwegs absetzen sollte, und Tante Kate, Tante Julia und Mary Jane nahmen von der Treppe an der Diskussion mit gegenteiligen Instruktionen und Widersprüchen und viel Gelächter teil. Freddy Malins konnte vor Lachen kein Wort herausbringen. Alle Augenblicke streckte er mit großer Ge-

fahr für seinen Hut den Kopf aus dem Fenster, verschwand wieder und erzählte seiner Mutter von dem Fortgang der Diskussion, bis schließlich Browne, das laute Lachen der andern übertönend, dem irre gewordenen Kutscher zurief: »Kennen Sie das Trinity College?«

»Ja, Herr«, sagte der Kutscher.

»Na, dann fahren Sie genau auf das Portal des Trinity College zu«, sagte Browne, »dann sagen wir Ihnen weiter, wohin Sie fahren sollen. Verstanden?«

»Ja, Herr«, sagte der Kutscher.

»Also sausen Sie los, auf das Trinity College zu.«

»Recht so, Herr«, sagte der Kutscher.

Das Pferd wurde mit der Peitsche geschlagen, und unter lautem Gelächter und Abschiedsgrüßen ratterte das Cab über den Kai.

Gabriel war mit den andern nicht an die Tür gegangen. Er stand in einem dunklen Teil des Flures und sah die Treppe hinauf. Eine Frau stand oben auf dem Treppenabsatz, ebenfalls im Dunkel. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, sah aber wohl die terrakottafarbenen und lackroten Streifen ihres Rockes, die das Dunkel schwarz und weiß erscheinen ließ. Es war seine Frau. Sie lehnte am Geländer, lauschte auf etwas. Gabriel war über ihre Stille überrascht und strengte sein Ohr an, auch zu hören. Aber außer dem lauten Lachen und dem Wortschwall auf der Haustreppe konnte er wenig hören, nur einige wenige Töne, die auf dem Klavier angeschlagen wurden, ein paar Töne, die eine Männerstimme sang.

Unbeweglich stand er im Dunkel des Flurs, versuchte, die Melodie zu erfassen, die die Stimme sang, und sah hinauf nach seiner Frau. Anmut und Geheimnis lag in ihrer Haltung, als wäre sie das Symbol für irgend etwas. Er fragte sich, für was ist eine Frau, die im Dunkeln auf der Treppe steht und auf ferne Musik lauscht, ein Symbol. Wäre er Maler,

würde er sie in dieser Stellung malen. Ihr blauer Filzhut würde die Bronzefarbe ihres Haares gegen die Dunkelheit und die dunklen Streifen ihres Rockes würden die hellen betonen. »Ferne Musik« würde er das Bild nennen, wenn er Maler wäre.

Die Flurtür wurde geschlossen; und Tante Kate, Tante Julia und Mary Jane kamen, immer noch lachend, den Flur hinunter.

»Ist dieser Freddy nicht fürchterlich?« sagte Mary Jane.
»Er ist wirklich fürchterlich.«

Gabriel sagte nichts, zeigte die Treppe hinauf, wo seine Frau stand. Jetzt, wo die Flurtür geschlossen war, hörte man deutlicher Stimme und Klavier. Gabriel hob die Hand, daß sie ruhig wären. Das Lied schien in der alten irischen Tonart gehalten zu sein, und der Sänger schien weder seiner Worte noch seiner Stimme sicher. Die Stimme, die Entfernung und Heiserkeit des Sängers klagend klingen ließen, illustrierte schwach die Kadenz der Melodie mit kummervollen Worten:

*Ach, Regen fällt auf meine schweren Locken,
Und der Tau netzt meine Haut,
Mein Kind liegt so kalt ...*

»O« rief Mary Jane, »Bartell d'Arcy singt und den ganzen Abend wollte er nicht singen. Er soll uns noch ein Lied singen, ehe er geht.«

»Ach ja, Mary Jane«, sagte Tante Kate.

Mary Jane sauste an den andern vorbei an die Treppe, aber ehe sie sie erreichte, verstummte der Gesang und das Klavier wurde plötzlich geschlossen.

»O wie schade«, rief sie. »Kommt er runter, Gretta?«

Gabriel hörte, wie seine Frau ja antwortete und sah, wie sie herunter auf sie zukam. Einige Stufen hinter ihr kamen Bartell d'Arcy und Fräulein O'Callaghan.

»Herr d'Arcy«, rief Mary Jane, »es ist wirklich nicht nett

von Ihnen, abzubrechen, als wir Ihnen grade ganz verzückt zuhörten.«

»Den ganzen Abend haben ich und Frau Conroy ihn gequält«, sagte Fräulein O'Callaghan, »und er sagte, er wäre scheußlich erkältet und könnte nicht singen.«

»Aber Herr d'Arcy«, sagte Tante Kate, »da haben Sie mal ordentlich geflunkert.«

»Hören Sie denn nicht, daß ich heiser bin wie eine Krähe?« sagte d'Arcy schroff.

Schnell ging er in die Kammer und zog seinen Mantel an. Die andern, die seine schroffen Worte verblüfften, fanden keine Erwiderung. Tante Kate runzelte die Brauen und machte den andern ein Zeichen, das Thema fallen zu lassen. D'Arcy wickelte sich sorgfältig den Hals ein und machte ein böses Gesicht.

»Das kommt vom Wetter«, sagte Tante Julia nach einer Pause.

»Ja, jeder ist erkältet«, sagte Tante Kate schnell, »jeder.«

»Seit dreißig Jahren«, sagte Mary Jane, »sollen wir ja solchen Schnee nicht mehr gehabt haben; heute morgen habe ich in der Zeitung gelesen, daß es in ganz Irland schneit.«

»Ich sehe gerne Schnee«, sagte Tante Julia traurig.

»Ich auch«, sagte Fräulein O'Callaghan. »Ich meine immer, Weihnachten wäre kein richtiges Weihnachten, wenn wir keinen Schnee auf der Erde haben.«

»Aber der arme Herr d'Arcy mag den Schnee nicht«, sagte Tante Kate lächelnd.

D'Arcy kam eingemummelt und zugeknöpft aus der Kammer und erzählte ihnen reuig die Geschichte seiner Erkältung. Jeder gab ihm gute Ratschläge und sagte, es wäre doch zu schade, und riet ihm, seine Kehle besonders vor der Abendluft zu schützen. Gabriel beobachtete seine Frau, die sich nicht an der Unterhaltung beteiligte. Sie stand grade unter dem staubigen Fächerfenster, und das Gaslicht fiel voll auf

ihr reiches Bronzehaar, das er sie vor einigen Tagen am Feuer hatte trocknen sehen.

Sie hatte immer noch dieselbe Haltung und schien das Gespräch um sich gar nicht zu hören. Schließlich wandte sie sich ihnen zu, und Gabriel sah, daß ihre Wangen gerötet waren und ihre Augen leuchteten. Plötzliche Freudenflut sprang aus seinem Herzen.

»Herr d'Arcy«, sagte sie, »wie heißt das Lied, das Sie eben sangen?«

»*The lass of Aughrim*«, sagte d'Arcy, »aber ich hab's halb vergessen. Warum? Kennen Sie es?«

»*The lass of Aughrim*«, wiederholte sie. »Ich konnte mich auf den Titel nicht besinnen.«

»Es ist eine sehr schöne Melodie«, sagte Mary Jane. »Schade, daß Sie heute abend nicht bei Stimme waren.«

»Nun quäle Herrn d'Arcy nicht länger, Mary Jane«, sagte Tante Kate. »Man soll ihn nicht quälen.«

Als sie sah, daß alle zum Aufbruch bereit waren, geleitete sie sie bis in die Tür, wo man sich gute Nacht wünschte.

»Also, gute Nacht, Tante Kate, und vielen Dank für den gemütlichen Abend.«

»Gute Nacht, Gabriel, gute Nacht, Gretta.«

»Gute Nacht, Tante Kate, und auch noch vielen Dank. Gute Nacht, Tante Julia.«

»Gute Nacht, Gretta, ich hatte dich gar nicht gesehen.«

»Gute Nacht, Herr d'Arcy. Gute Nacht, Fräulein O'Callaghan.«

»Gute Nacht, Fräulein Morkan.«

»Nochmals gute Nacht.«

»Gute Nacht zusammen. Kommt gut nach Hause.«

»Gute Nacht, gute Nacht.«

Der Morgen war noch dunkel. Kaltes, gelbes Licht brütete über den Häusern und dem Fluß; es sah aus, als senkte sich der Himmel herab. Der Boden war naß; nur Schneestreifen

und Schneeflecken lagen auf den Dächern, den Gittern des Kais und den Gartenzäunen. Rötlich brannten noch die Laternen in der trüben Luft, und auf der andern Flußseite ragte der Palast der Four Courts drohend in den schweren Himmel.

Sie ging mit Bartell d'Arcy vor ihm her, trug ihre Schuhe in einem braunen Paket unter einem Arm, und ihre Hände hoben wegen des Schmutzes den Rock hoch. Ihre Haltung hatte alle Anmut verloren, aber Gabriels Augen leuchteten noch vor Glück. Das Blut jagte ihm durch die Adern; und die Gedanken rasten ihm durchs Hirn, stolz, freudig, zart, mutig.

Sie ging vor Ihm her, so leicht und so grade, daß er am liebsten geräuschlos hinter ihr hergelaufen wäre, sie bei den Schultern gefaßt, ihr etwas Närrisches, Liebes ins Ohr gesagt hatte. Sie kam ihm so zerbrechlich vor, daß er sich danach sehnte, sie gegen etwas zu verteidigen und dann mit ihr allein zu sein. Augenblicke aus ihrem intimen Leben leuchteten plötzlich wie Sterne in seiner Erinnerung auf. Ein heliotropfarbener Briefumschlag lag neben seiner Frühstückstasse, und seine Hand liebte ihn. Vögel zwitscherten im Efeu, und das sonnige Gewebe des Vorhangs schimmerte auf dem Fußboden; vor Glück konnte er nicht essen. Sie standen auf dem dicht gefüllten Bahnsteig, und er steckte ihr ein Billett in den warmen Handschuh. Er stand mit ihr in der Kälte, sah durch ein vergittertes Fenster auf einen Mann, der in einem brausenden Ofen Flaschen blies. Es war sehr kalt. Ihr Gesicht, das in der kalten Luft duftete, war dem seinen ganz nahe; und plötzlich rief er dem Mann am Ofen zu:

»Ist das Feuer heiß, Herr?«

Aber bei dem Lärm des Ofens konnte der Mann nicht hören. War auch grade so gut. Er hätte vielleicht grob geantwortet.

Eine Woge noch zärtlicherer Freude strömte aus seinem Herzen und floß in warmer Flut durch seine Adern. Wie weicher Sternenglanz brachen Augenblicke ihres gemeinsamen Lebens, von dem keiner was wußte, keiner je was erfuhr, aus seiner Erinnerung, erhellten sie. Er sehnte sich danach, ihr diese Augenblicke ins Gedächtnis zurückzurufen, daß sie die Jahre ihres trüben Lebens vergäße und nur an ihre Augenblicke der Ekstase dächte. Denn die Jahre, das fühlte er, hatten weder das Feuer in seiner noch ihrer Seele gelöscht. Ihre Kinder, seine Schriftstellerei, ihre Haushaltssorgen hatten das zarte Feuer ihrer Seelen nicht unterdrückt. In einem Briefe, den er ihr damals geschrieben hatte, hatte er gesagt: Warum kommen mir Worte wie diese so kalt und leer vor? Weil es kein Wort gibt, das zart genug wäre, dein Name zu sein.

Wie ferne Musik wurden ihm diese Worte, die er vor Jahren geschrieben hatte, aus der Vergangenheit zugetragen. Er sehnte sich danach, mit ihr allein zu sein. Wenn die andern gegangen waren, wenn er und sie in dem Hôtelzimmer waren, dann waren sie zusammen allein. Leise wollte er sie dann rufen:

»Gretta.«

Vielleicht würde sie nicht gleich hören, sie würde beim Ausziehen sein. Dann aber würde etwas in seiner Stimme ihr auffallen. Sie würde sich umdrehen, ihn ansehen ...

An der Ecke der Winetavern Street fanden sie ein Cab. Er freute sich über seinen ratternden Lärm, denn so brauchte er nicht zu sprechen. Sie sah aus dem Fenster und schien müde. Die andern sprachen nur wenige Worte, zeigten auf ein Gebäude oder eine Straße. Müde trabte das Pferd dahin unter dem trüben Morgenhimmel, zog den alten Rappelkasten hinter sich her, und wieder saß Gabriel mit ihr in einem Cab, das schnell fuhr, um das Schiff noch zu erreichen, das ihrem Honigmond entgegenfuhr.

Als das Cab über die O'Connell Bridge fuhr, sagte Fräulein O'Callaghan:

»Nie soll man über die O'Connell Bridge gehen können, ohne ein weißes Pferd zu sehen.«

»Diesmal sehe ich einen weißen Mann«, sagte Gabriel.

»Wo?« fragte Bartell d'Arcy.

Gabriel zeigte auf das Standbild, auf dem Schneeflecken lagen. Dann nickte er ihm vertraulich zu und winkte mit der Hand. »Gute Nacht, Dan«, sagte er lustig.

Als das Cab vor dem Hôtel hielt, sprang Gabriel aus und bezahlte trotz Bartell d'Arcys Protest den Kutscher. Er gab dem Mann einen Shilling über den Fahrpreis. Der Mann grüßte und sagte:

»Ein glückliches, neues Jahr, Herr.«

»Desgleichen«, sagte Gabriel herzlich.

Als sie aus dem Cab stieg, stützte sie sich einen Augenblick auf seinen Arm und auch noch, als sie am Bordstein standen und den anderen gute Nacht wünschten. Leicht stützte sie sich auf seinen Arm, so leicht wie vorhin, als sie mit ihm getanzt hatte. Er hatte sich damals stolz und glücklich gefühlt, glücklich, daß sie sein war, war stolz auf ihre Anmut, ihr weibliches Wesen. Aber jetzt, nachdem wieder so viele Erinnerungen in ihm wach geworden waren, jagte ihm die erste Berührung ihres musikalischen, seltsamen und duftenden Leibes plötzliche Lust ins Blut. Im Schütze ihres Schweigens preßte er ihren Arm dicht an sich; und als sie an der Hôteltür standen, fühlte er, daß sie ihrem Leben und ihren Pflichten, dem Heim, den Freunden entflohen, zusammen mit wilden, strahlenden Herzen einem neuen Abenteuer entgegengelaufen waren.

Ein alter Mann schlummerte in einem großen, bedachten Stuhl in der Halle. Im Bureau zündete er eine Kerze an und ging vor ihnen her die Treppe hinauf. Schweigend folgten sie ihm, ihre Füße traten weichdröhnend auf die mit dicken

Teppichen belegten Treppen. Sie ging hinter dem Portier die Treppe hinauf, senkte während sie hinaufstieg den Kopf, ihre schwachen Schultern waren wie unter einer Last gebeugt, eng raffte sich das Kleid. Er hätte am liebsten seine Arme um ihre Hüften geschlungen, sie gehalten, denn seine Arme zitterten vor Gier, sie zu fassen, und nur dadurch, daß er die Nägel gegen die Handflächen krallte, hielt er den wilden Impuls seines Körpers in Schach. Der Portier blieb auf der Treppe stehen, um seine tropfende Kerze im Halter zu befestigen. Auch sie blieben auf den Stufen unter ihm stehen. In der Stille konnte Gabriel hören, wie das geschmolzene Wachs auf den Halter fiel, wie sein Herz gegen die Rippen pochte. Der Portier führte sie über einen Korridor und öffnete eine Tür. Dann setzte er seine wackelige Kerze auf einen Nachttisch und fragte, um wieviel Uhr sie am Morgen geweckt werden wollten.

»Acht«, sagte Gabriel.

Der Portier zeigte auf den Schalter des elektrischen Lichtes und stammelte eine Entschuldigung, aber Gabriel unterbrach ihn kurz.

»Wir brauchen kein Licht. Wir haben Licht genug von der Straße. Und hören Sie mal«, fügte er hinzu und zeigte auf die Kerze, »das nette Ding da nehmen Sie nur ruhig wieder mit.«

Der Portier nahm langsam seine Kerze, aber die romanhafte Idee überraschte ihn doch. Dann murmelte er »Gute Nacht« und ging hinaus. Gabriel schob den Riegel vor.

Bleiches Licht von der Straßenlaterne lag in einem langen Streifen von einem Fenster bis zur Tür. Gabriel warf Mantel und Hut auf ein Bett und ging durch das Zimmer auf das Fenster zu. Er sah auf die Straße hinab, damit sich seine Erregung ein wenig beruhige. Dann drehte er sich um und lehnte sich, den Rücken dem Licht zugewandt, gegen eine Kommode. Sie hatte Hut und Mantel abgelegt und stand

vor einem großen Spiegel, hakte die Bluse auf. Gabriel schwieg einige Augenblicke, beobachtete sie und sagte dann:

»Gretta!«

Langsam wandte sie sich ab vom Spiegel und ging über den Lichtstreifen auf ihn zu. Ihr Gesicht sah so ernst und müde aus, daß die Worte nicht über Gabriels Lippen wollten. Nein, der Moment war noch nicht gekommen.

»Du sahst so müde aus«, sagte er.

»Bin ich auch ein bißchen«, antwortete sie.

»Fühlst dich doch nicht krank oder schwach?«

»Nein, müde; weiter nichts.«

Sie ging ans Fenster, blieb da stehen, sah hinaus.

Wieder wartete Gabriel und sagte dann plötzlich, da er fürchtete, Schüchternheit könne ihn befallen:

»Hör mal, Gretta.«

»Ja, was denn?«

»Kennst doch den armen Malins?« sagte er schnell.

»Ja, Was ist denn los mit ihm?«

»Der arme Kerl ist doch ganz anständig«, fuhr Gabriel mit falscher Stimme fort. »Er hat mir den Sovereign, den ich ihm geliehen hatte, zurückgegeben, und ich rechnete wirklich nicht damit. Schade, daß er von diesem Browne nicht loskommt, denn er ist wirklich kein schlechter Kerl.«

Er zitterte jetzt vor Ärger. Warum schien sie so geistesabwesend? Er wußte nicht, wie er anfangen sollte. War sie auch über etwas ärgerlich? Wenn sie sich ihm nur zuwenden wollte, von selbst auf ihn zukäme. Sie jetzt nehmen, wäre brutal. Nein, erst mußte er Glut in ihren Augen sehen.

Gerne wäre er Herr ihrer seltsamen Stimmung gewesen.

»Wann hast du ihm denn das Pfund geliehen?« fragte sie nach einer Pause.

Gabriel hielt an sich, daß er nicht in brutale Worte über den albern Malins und sein Pfund losbrach. Er verlangte

danach, ihr aus seiner Seele heraus zuzurufen, ihren Kopf gegen den seinen zu pressen, sie zu beherrschen. Aber er sagte:

»Nun, Weihnachten, als er den kleinen Weihnachtskartenladen in der Henry Street aufmachte.« Er war in so fieberhafter Wut und Gier, daß er nicht hörte, wie sie vom Fenster herkam. Einen Augenblick blieb sie vor ihm stehen, sah ihn so seltsam an. Dann hob sie sich plötzlich auf die Zehen, legte ihm leicht die Hände auf die Schultern und küßte ihn.

»Du bist ein sehr edelmütiger Mann, Gabriel«, sagte sie. Gabriel, der bei ihrem plötzlichen Kuß und der Seltsamkeit ihrer Worte erzitterte, legte ihr die Hände aufs Haar, strich es glättend zurück, berührte es kaum mit den Fingern. Das Waschen hatte es fein und glänzend gemacht. Sein Herz floß über vor Glück, Grade als er danach verlangte, war sie von selbst zu ihm gekommen. Vielleicht waren ihre Gedanken dieselben gewesen wie seine. Vielleicht hatte sie die wilde Sucht, die in ihm brannte, gefühlt, und da hatte sie nachgegeben. Jetzt, da sie ihm so leicht zugefallen war, fragte er sich, warum er so lange gezögert hatte. Er stand da, hielt ihren Kopf zwischen den Händen. Dann legte er schnell einen Arm um ihren Leib, zog sie an sich und sagte leise:

»Gretta, Liebste, woran denkst du?«

Sie antwortete nicht, gab auch seinem Arm nicht vollständig nach. Wieder sagte er leise:

»Sag es mir doch, Gretta. Ich glaube, ich weiß, was es ist. Weiß ich es?«

Sie antwortete nicht gleich. Dann sagte sie, in Tränen ausbrechend:

»Ach, ich denke an das Lied *The lass of Aughrim* ...«

Sie riß sich los von ihm, lief ans Bett, warf die Arme über das Bettgestell, verbarg ihr Gesicht.

Einige Augenblicke stand Gabriel starr vor Staunen, dann folgte er ihr.

Als er an dem Drehspiegel vorbeiging, sah er sich in voller Größe, seine breite, wohlgefüllte Hemdbluse, das Gesicht, dessen Ausdruck ihn jedesmal erstaunte, wenn er es in einem Spiegel sah, und seine glitzernde, goldgefaßte Brille. Einige Schritte vor ihr blieb er stehen und sagte:

»Was ist denn los mit dem Liede? Warum weinst du denn deswegen?«

Sie hob den Kopf von den Armen, trocknete sich die Augen mit dem Handrücken wie ein Kind.

Seine Stimme klang freundlicher als er wollte.

»Warum, Gretta?« fragte er.

»Ich denke an jemand von früher, der dieses Lied oft sang.«

»Und wer war denn das von früher?« fragte Gabriel lächelnd.

»Jemand, den ich in Galway kannte, als ich bei meiner Großmutter wohnte«, sagte sie.

Das Lächeln schwand von Gabriels Gesicht. In seinem Herzen ballte sich dumpfer Zorn, und das dumpfe Feuer seiner Gier glühte zornig in seinen Adern.

»Jemand, in den du verliebt warst?« fragte er ironisch.

»Es war ein junger Mann, den ich kannte«, antwortete sie, »er hieß Michael Furey. Der sang oft das Lied, *The lass of Aughrim*. Er war sehr zart.«

Gabriel war still. Er wollte nicht, daß sie glauben sollte, er interessiere sich für diesen zarten, jungen Mann.

»Ich sehe ihn deutlich vor mir«, sagte sie nach einem Augenblick. »Was für Augen hatte er! Große, dunkle Augen! Und ein Ausdruck in ihnen, ein Ausdruck!«

»Dann liebtest du ihn wohl?« sagte Gabriel.

»Ich ging oft mit ihm spazieren«, sagte sie, »als ich in Galway war.«

Ein Gedanke schoß Gabriel durchs Hirn.

»Deshalb wolltest du wohl mit der Ivors nach Galway?«
sagte er kühl.

Sie sah ihn an, fragte überrascht:

»Weswegen?«

Ihr Blick verwirrte Gabriel. Er zuckte mit den Schultern und sagte:

»Weiß ich es? Ihn vielleicht besuchen.«

Sie sah stumm fort von ihm, den Lichtstreifen entlang, zum Fenster.

»Er ist tot«, sagte sie schließlich. »Er starb, als er erst siebenzehn Jahre alt war. Ist es nicht fürchterlich, so jung zu sterben?«

»Was war er?« fragte Gabriel immer noch ironisch.

»Er arbeitete in der Gasfabrik«, sagte sie.

Gabriel fühlte sich durch die Unwirksamkeit seiner Ironie und das Heraufbeschwören dieser Gestalt von den Toten, eines jungen Mannes aus der Gasfabrik, gedemütigt. Während in ihm Erinnerungen an ihr geheimes, gemeinsames Leben, Zärtlichkeit, Freude und Lust gelebt hatten, hatte sie ihn im Geiste mit einem andern verglichen. Schamvolles Bewußtwerden seiner eigenen Person bestürmte ihn. Er sah sich als lächerliche Figur, der wie ein Schuljunge tat, was seine Tanten wollten, als nervösen, gutmütigen Sentimentalisten, der vulgären Personen Reden hielt und seine eigenen clownischen Lüste idealisierte, als den jämmerlichen, eingebildeten Burschen, den er eben flüchtig im Spiegel gesehen hatte. Instinktiv wandte er den Rücken mehr dem Lichte zu, damit sie nicht die Schamröte sah, die auf seiner Stirne glühte.

Er versuchte, den Ton kalten Fragens beizubehalten; als er aber sprach, klang seine Stimme demütig und indifferent.

»Ich vermute, du hast diesen Michael Furey geliebt, Gretta«, sagte er.

»Ich mochte ihn damals sehr gerne«, sagte sie.

Ihre Stimme klang verschleiert und traurig. Gabriel, der jetzt fühlte, wie vergeblich der Versuch sein würde, sie dahin zu bringen, wohin er beabsichtigt hatte, streichelte eine ihrer Hände und sagte auch traurig:

»Und woran starb er denn so jung, Gretta? War es Schwind-sucht?«

»Ich glaube, er starb meinetwegen«, antwortete sie.

Ein vager Schrecken packte Gabriel bei dieser Antwort, als käme jetzt, wo er auf Triumph gehofft hatte, ein unfaßbares, rächendes Wesen auf ihn zu, das in seiner vagen Welt Kräfte gegen ihn sammelte. Aber mit einer Anstrengung der Vernunft machte er sich hiervon frei und streichelte immer noch ihre Hand. Er fragte sie nicht wieder, denn er fühlte, daß sie ihm jetzt alles erzählen würde. Ihre Hand war warm und feucht. Sie antwortete nicht auf seine Berührung, aber er liebte sie weiter, genau so wie er Ihren ersten Brief an jenem Frühlingsmorgen geliebt hatte.

»Es war im Winter«, sagte sie, »gegen Anfang Winter, als ich das Haus meiner Großmutter verließ und hierher ins Kloster kam. Und er lag damals krank in seiner Wohnung in Galway, er durfte nicht aufstehen, und man hatte an seine Angehörigen in Oughterard geschrieben. Es ginge ihm sehr schlecht, wurde gesagt, oder so ähnlich. Genau habe ich das nie erfahren.«

Sie schwieg einen Augenblick und seufzte.

»Der arme Junge«, sagte sie, »Er mochte mich gerne und war so lieb. Wir gingen zusammen spazieren, Gabriel, wie das auf dem Lande so üblich ist. Wäre er gesund gewesen, hätte er gerne Gesang studiert. Er hatte eine sehr gute Stimme, der arme Michael Furey.«

»Ja und dann?« fragte Gabriel.

»Und als dann die Zeit kam, daß ich Galway verlassen und ins Kloster mußte, da ging es ihm schlechter, und ich durfte

ihn nicht besuchen und deshalb schrieb ich ihm einen Brief und erzählte ihm, ich führe nach Dublin, käme aber im Sommer wieder, und hoffentlich ginge es ihm dann wieder gut. Am Abend vor meiner Abreise war ich im Hause meiner Großmutter auf Nun's Island und packte meine Sachen, da hörte ich, daß Kies gegen das Fenster geworfen wurde. Das Fenster war so naß, daß ich nicht sehen konnte, deshalb lief ich so wie ich war, die Treppe herunter und schlüpfte durch die Hintertür in den Garten, und hinten im Garten stand vor Kälte zitternd der arme Junge.«

»Und hast du ihm denn nicht gesagt, er solle nach Hause gehen?« fragte Gabriel.

»Ich flehte ihn an, sofort nach Hause zu gehen, und sagte ihm, er würde sich bei dem Regen den Tod holen. Aber er sagte, er wolle nicht leben. Ich sehe seine Augen vor mir, ganz deutlich. Er stand am Ende der Mauer neben einem Baum.«

»Und ging er nach Hause?« fragte Gabriel.

»Ja, er ging nach Hause. Und als ich kaum eine Woche im Kloster war, starb er und wurde in Oughterard begraben, woher seine Angehörigen kamen. O der Tag, an dem ich hörte, daß er tot war!«

Sie hörte auf, Schluchzen rüttelte sie, von Erregung übermannt warf sie sich mit dem Gesicht auf das Bett, schluchzte in die Daunendecke. Gabriel hielt unentschlossen noch einen Augenblick ihre Hand, ließ sie dann, da er nicht in Ihren Kummer eindringen wollte, leicht fallen und ging ruhig hinüber ans Fenster.

Sie schlief fest.

Gabriel, der sich auf den Ellbogen stützte, sah ein paar Augenblicke ohne Groll auf ihr wirres Haar, den halbgeöffneten Mund, lauschte auf ihren tiefen Atem. So hatte sie also diesen Roman in ihrem Leben gehabt: ein Mann war

ihretwegen gestorben. Der Gedanke, eine wie kleine Rolle er, ihr Gatte, in ihrem Leben gespielt hatte, quälte ihn kaum noch. Er beobachtete sie, während sie schlief, als hätten er und sie nie als Mann und Frau zusammen gelebt. Seine neugierigen Augen ruhten lange auf ihrem Gesicht und ihrem Haar: und als er daran dachte, was sie damals gewesen sein mußte, in jener Zeit ihrer ersten, mädchenhaften Schönheit, zog seltsames, freundliches Mitleid für sie in seine Seele ein. Er wollte es sich selbst nicht mal sagen, daß ihr Gesicht nicht mehr schön war, aber er wußte, daß es nicht mehr das Gesicht war, um dessentwillen Michael Furey dem Tode Trotz geboten hatte. Vielleicht hatte sie ihm nicht die ganze Geschichte erzählt. Seine Augen wanderten hin nach dem Stuhl, über den sie einige ihrer Kleider geworfen hatte. Ein Unterrockband baumelte auf den Boden. Ein Stiefel stand aufrecht, das weiche Oberteil war umgeknickt: der Kamerad lag auf der Seite. Er wunderte sich über seine wilde Erregung vor einer Stunde. Welches war ihr Grund gewesen? Das Abendessen seiner Tanten, seine eigene, alberne Rede, der Wein und der Tanz, der Spaß beim Gute-Nacht-Sagen im Flur, das Vergnügen am Spaziergang im Schnee am Fluß entlang. Arme Tante Julia! Auch sie würde bald ein Schatten sein, ein Schatten wie der alte Patrick Morkan und sein Pferd. Als sie *Zur Hochzeit geschmückt* sang, hatte er für einen Augenblick den verstörten Ausdruck ihres Gesichtes bemerkt. Vielleicht saß er bald in demselben Salon, im schwarzen Anzug, mit dem Zylinder auf den Knien. Die Blenden waren dann heruntergelassen, und Tante Kate saß neben ihm, weinte und putzte sich die Nase und erzählte ihm, wie Julia starb. Er aber suchte dann im Geiste nach einigen Worten, sie zu trösten, und fand doch nur leere, nutzlose Worte. Ja, ja: das würde sehr bald so kommen.

Die Luft im Zimmer packte ihn kalt bei den Schultern.

Vorsichtig streckte er sich unter die Decken und legte sich neben seine Frau. Einer nach dem andern, alle wurden sie Schatten. Besser wäre es, kühn hinüberzugehen in jene andere Weit, im vollen Glänze irgendeiner Leidenschaft, als vor Alter traurig zu vergehen, zu verwelken. Er dachte daran, wie die, die neben ihm lag, so manches Jahr das Bild ihres Liebsten im Herzen verschlossen hatte, als er ihr gesagt hatte, daß er nicht leben wollte.

Edelmütige Tränen füllten Gabriels Augen. Nie hatte er einer Frau gegenüber so empfunden, aber er wußte, daß ein solches Gefühl Liebe sein müßte. Die Tränen wuchsen in seinen Augen, und in der teilweisen Dunkelheit glaubte er, die Gestalt eines jungen Mannes zu sehen, der unter einem regenschweren Baume stand. Andere Gestalten waren nahe. Seine Seele hatte sich der Gegend genähert, wo die großen Scharen der Toten wohnen. Ohne sie fassen zu können, war er sich ihrer seltsamen, flackernden Existenz bewußt. Seine eigene Identität verschwamm in grauer, unfäßbarer Welt: die feste Welt selbst, die diese Toten einmal erbaut, in der sie gelebt hatten, löste sich auf, wurde zu nichts.

Einige leichte Schläge gegen das Fenster ließen ihn dorthin blicken. Es hatte wieder anfangen zu schneien. Schläfrig beobachtete er die Flocken, silbern und dunkel, die schief gegen das Lampenlicht fielen. Die Stunde war für ihn gekommen, sich auf die Reise nach Westen zu bereiten. Ja, die Zeitungen hatten recht: in ganz Irland schneite es. Der Schnee fiel auf jeden Teil der dunklen Ebene in der Mitte, auf die baumlosen Hügel, fiel leise auf den Bog of Allan und weiter nach Westen fiel er leise in die dunkeln, auf-rührerischen Shannonwogen. Er fiel auch auf jeden Teil des einsamen Kirchhofes auf dem Hügel, wo Michael Furey beerdigt lag. Dicht lag er auf den schiefen Kreuzen und den Grabsteinen, auf den Speeren des kleinen Gitters, auf dem

kahlen Gesträuch. Langsam schwand seine Seele, als er den Schnee leise durch das Universum fallen hörte, leise herabfallen hörte wie das Nahen ihrer letzten Stunde, auf alle Lebendigen und Toten.

200

Und zuerst lese man die *Dubliner*. Es ist die einzige Möglichkeit, das Werk eines der größten Schriftsteller zu verstehen.

T. S. Eliot